

T. WOLFE

Gesammelte

W e r k e



Null Papier

Thomas Wolfe

Gesammelte Werke

Thomas Wolfe

Gesammelte Werke

Zusammengestellt von Jürgen Schulze

Überarbeitung, Umschlaggestaltung: Null Papier Verlag

1. Auflage, ISBN 978-3-95418-771-3

www.null-papier.de/wolfe

N U L L
—
NP
—
P A P I E R

null-papier.de/sammlungen

KAFKA
Gesammelte
Werke



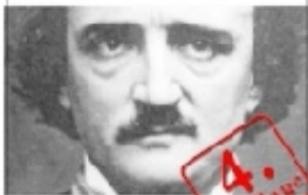
Null Papier

HOFFMANN
Gesammelte
Werke



Null Papier

E.A. POE
Gesammelte
Werke



Null Papier

ZWEIG
Gesammelte
Werke



Null Papier

Inhaltsangabe

VORWORT DES VERLEGERS.....	8
DAS GEWEB AUS ERDE.....	9
DIE GESCHICHTE EINES ROMANS.....	197
VOM TOD ZUM MORGEN – ERZÄHLUNGEN.....	296
Keine Tür.....	298
Tod, der stolze Bruder.....	325
Am Rande des Krieges.....	438
Nur die Toten kennen Brooklyn.....	478
Dunkel im Walde, fremd wie die Zeit.....	491
Die vier verlorren Männer.....	521
Gulliver.....	559
Landstreicher um Sonnenuntergang.....	589

Ein »Mädchen« aus unsrer Reisegesellschaft	599
Ferne und Nähe.....	617
Im Park.....	626
Die Leute von Alt-Catawba.....	655
Zirkus im Tagesgrauen.....	691
Das Geweb aus Erde.....	705
SCHAU HEIMWÄRTS, ENGEL!.....	893
An den Leser.....	895
Erstes Buch.....	897
Zweites Buch.....	1232
Drittes Buch.....	1663
VON ZEIT UND STROM.....	2147
Erstes Buch – Orest: Flucht vor der Wut	2150
Zweites Buch – Der junge Faust.....	2338
Drittes Buch – Telemach.....	2971
Viertes Buch – Proteus: Die Weltstadt.....	3167
Fünftes Buch – Jasons Fahrt.....	3687

Sechstes Buch – Antäus: Die Erde wiederum	4229
Siebtes Buch – Kronos und Rhea: Der Traum von der Zeit.....	4380
Achtes Buch – Faust und Helena.....	4510
DAS WEITERE VERLAGSPROGRAMM	4540

Vorwort des Verlegers

Als Ein-Mann-Verleger investiere ich in die Qualität meiner Veröffentlichungen und nicht in Werbung. Wenn Sie mich unterstützen möchten, schaffen Sie es am besten durch eine positive Bewertung. Und wenn es mal etwas zu kritisieren gibt, dann schreiben Sie mir doch bitte direkt, so erhalten Sie am schnellsten eine Reaktion.

Ihr

Jürgen Schulze, redaktion@null-papier.de

Das Geweb aus Erde

»The Web of Earth«

Deutsch: Hans Schiebelhuth, postum aus Manuskripten

Im Jahr, als die Heuschrecken kamen, etwas, das in dem Jahr geschah, als die Heuschrecken kamen, zwei Stimmen, die ich vernahm in jenem Jahr ... Kind! Kind! Es scheint so viel Zeit vergangen seit dem Jahr, als die Heuschrecken kamen und alle Bäume kahl fraßen; seitdem ist so viel geschehen, und es scheint mir so lange her zu sein ...

»Was sagst du da?« fragte ich.

Sagt: »Zwei ... Zwei«, sagt: »Zwanzig ... Zwanzig.«

»Hah? Was sagst du da?«

»Zwei ... Zwei«, sagte die erste Stimme; und »Zwanzig ... Zwanzig«, sagte die zweite.

»Oh, zwei!« rief ich aus, rief ich deinem Vater zu, »und zwanzig ... zwanzig – hörst du es nicht?«

»Zwei ... Zwei«, sagte es da wieder, es war die erste Stimme, vom Fenster her, und »Zwanzig .., Zwanzig«, sagte die zweite Stimme in mein Ohr.

»Kannst du's denn nicht hören?« fragte ich deinen Vater.

»Aber guter Gott! Frau!« sagte dein Vater zu mir. »Wovon sprichst du denn? Es ist ja niemand da! »

»Ei, ich hör sie doch!« sagte ich, und da hörte ich sie nochmals. »Zwei ... Zwei« die eine und »Zwanzig ... Zwanzig« die andre Stimme. »Ei, ich hör sie doch!« sagte ich zu deinem Vater.

»I wo, Frau!« sagte dein Vater. »Du bildest dir das nur ein! Du bist wohl ein bißchen eingeschlafen und hast es geträumt.«

»Aber nein, gar nicht!« sagte ich. »Ich hör sie doch, die Stimmen. Sie sind doch da!« Denn ich wußte es ja, ich wußte es, weil ich sie klar und deutlich hörte.

»Das kommt von deiner Schwangerschaft«, sagte dein Vater zu mir. »Du bist müd und überspannt, und so hast du es dir eben eingebildet.«

Und dann begannen alle Glocken zu läuten, und dein Vater stand auf, um wegzugehn.

»Oh, geh nicht!« bat ich ihn. »Ich wünschte, du gingst nicht«, sagte ich. Ich hatte nämlich, du weißt ja, Kind, so eine Vorahnung, und so war's mir unlieb, daß er weggehen wollte.

Und dann hörte ich die Stimmen nochmals: »Zwei ... Zwei«, die eine, und: »Zwanzig ... Zwanzig«, die andre ... und ich weiß schon, ich weiß ... – ja freilich, guter Gott, denkt es mir nicht, Kind?! – ... die Stunde, die Zeit, der bestimmte Tag im Jahr, an dem das geschah, mir denkt es genau ... denn das war in jenem Jahr, als daheim die Heuschrecken kamen und alle Bäume kahl fraßen.

Aber, sag mal! – Ben! – Steve! – Lukas! I wo! Dich mein ich, Junge, Eugen! Ich glaub wahrhaftig, der Lukas

denkt grad in diesem Augenblick an mich, deswegen red ich dich bei seinem Namen an. Also, nun – hah? Wovon sprach ich eigentlich?

»Du hattest grad angefangen, mir von zwei Stimmen zu erzählen, die du mal gehört hast.«

O ja! Das war's! Also, nun, als ich diese Stimme hörte ... – Aber sag mal, was war denn das da? Was?

»Schiffe draußen im Hafen, Mama.«

Was sagst du? Hafen? Schiffe? O ja, freilich, das stimmt schon. Der Hafen ist in dieser Richtung, nicht wahr?

»Nein, Mama, grad in der entgegengesetzten. Du hast die Richtung verwechselt. Der Hafen liegt dort hinaus.«

Was? Dort?? Ei nein, Kind, aber sicher nicht! ... Stimmt das wirklich? ... Na, beschwören will ich's, dann hab ich wirklich die Richtung verloren! Da ist wohl der Tunnel dran schuld, durch den man nach New York reinkommt. Draußen auf dem Land passiert mir so was nicht; wenn ich da irgendein Merkzeichen in der Ge-

gend kenne, dann verlier ich nie die Richtung ... Ei ja, Junge, beschwören will ich's! ... Aber da tutet's ja schon wieder! Klingt aber genau, wie wenn 'ne alte Kuh muht. Und hier also sind wir ganz am Rand des Hafens? Wie bist du nur drauf gekommen, so wo hinzuziehen? Guter Gott! Nun hör dir nur das Getute an! Ich glaube, das ist ein ganz großer Dampfer grad vor der Abfahrt ... Guter Gott! Ihr seid euch doch alle gleich. Dein Vater war auch so. Immer wollte er fortgehn und reisen. Hätt ich ihn gehn lassen, dann wär weiter nichts aus ihm geworden wie ein Wandrer, und er wär übers Angesicht der Erde gewandert ... Kind! Kind! Du sollst mir nicht dein Lebtag ein Wandrer bleiben! Ich mach mir solche Sorgen, wenn ich dran denk, daß du irgendwo in der Ferne unter fremden Menschen weilst ... Du solltest dein Leben nicht allein unter lauter Fremden leben ... Du müßtest dorthin zurückkehren, wo deine Leute herkommen ... Kind! Kind! Es macht mir wirklich Sorge ... Kehr wieder zurück!

Also, ich war grad dabei, dir zu erzählen, wie in jener Nacht die erste Stimme – ei! da geht die Dampfersirene ja schon wieder! Wirklich, Junge, ich will dir was

sagen, das macht mir wahrhaftig Lust, meine Siebensachen zusammenzupacken und mitzufahren. Ja, weißt du, so alt bin ich ja gar nicht, ich könnte wirklich mal auf Reisen gehn, am liebsten sofort, einfach hier von New York abfahren und mir mal alles ansehen, ich meine diese Länder da drüben, England, wo wir herkommen, Frankreich, Deutschland, Italien – und tatsächlich, ich hab mir immer so gewünscht, die Schweiz mal zu sehen, das muß doch sicher ein schöner Flecken Erde sein; wie die Leute so sagen: das Wunderland der Natur ...

Ei, jetzt hör ich's aber deutlich, jetzt weiß ich, wo das Tuten herkommt, ei ja, in dieser Richtung ist der Hafen ... Und wo ist dann die Brücke, über die wir an jenem Abend gekommen sind?

»Dort, Mama. Gleich hier am Ende dieser Straße. Dort! Komm doch mal ans Fenster und guck hinaus! Erinnerst du dich nicht dran, wie wir hierhergekommen sind?«

Mich erinnern? Aber, Junge, wie kommst du nur drauf, mich zu fragen, ob ich mich erinnere? Guter

Gott! Ich schätze, daß ich mich an Dinge erinnere, über die du nie gelesen hast. Daran, wie das Leben sich zugetragen hat, an die Dinge, über die die Bücher-schreiber nie schreiben.

Ich nehm an, sie haben alles mögliche in ihren Büchern aufgeschrieben, alle die Kriege und die Schlachten, Kind, und ich glaube schon, daß in dieser Beziehung ihre Bücher ganz ordentlich sind – aber lieber Herrgott! –, wie können diese Leutchen denn wissen, wie es wirklich war, wenn sie damals noch gar nicht geboren waren, nicht dabei gewesen sind und es mit eignen Augen gesehen haben. Daher kommt es auch, daß es einen beim Lesen immer deucht, das wäre alles vor langer Zeit geschehen und in irgendeinem fremden Land. Was können die Leute denn wissen davon, wie es war, davon, wie der Wind wehte, wie die Sonne schien, und wie es im Garten nach Rauch roch, und davon, daß Mutter sang, und davon, wie die Federn abgebrüht wurden, und davon, wie der Fluß damals im Frühling nach dem Regen anschwellt? Und davon, wie die Männer aussahen, als sie auf der Straße am Fluß marschiert kamen an jenem Tag, als sie aus dem Krieg

heimkehrten, und von den Dingen, von denen wir damals redeten, und vom Klang der Stimmen der Leute, die nun tot sind, und davon, wie der Sonnenschein kam und ging, und wie traurig mich das machte, und davon, wie die Frauen weinten, als wir da in Bob Pattons Garten standen und die Männer vorübermarschierten und der Staub aufwirbelte, und davon, daß wir dann wußten, der Krieg wäre wirklich gar. Guter Gott, ob ich mich erinnere!?! Das sind so Sachen, an die ich mich erinnere, Kind, und ganz so, wie mir's denkt, ist es gewesen.

Mir denkt mein Leben noch zurück zu der Zeit, als ich zwei Jahre alt war, und laß mich dir sagen, mein Junge, von da an gibt's furchtbar wenig, an das ich mich nicht erinnere.

Ei ja! Wirklich! Denkt mir's etwa nicht, wie mich Bob Patton und dein Onkel Georg eines Tages bei der Hand nahmen und runter in die Höhle führten, und dort hatten sie, wie es Buben so machen, aus dem alten schwarzen Schlamm, den es dort gibt, zwei Spottbilder von Willy und Lucinde Patton gemacht – diesen Schlamm nämlich konnte man kneten wie Kitt –, und

wie ich da vor Entsetzen kreischte, denn ich erkannte Willy und Lucinde, ich hatte sie gesehn und erinnerte mich sofort an sie; sie waren zwei Sklaven, gehörten dem Captain Patton, o mein Gott! – die schwärzesten Afrikaner, die man sich nur vorstellen kann –, mein Vater sagte immer, wenn man die mit Holzkohle anstreift, da bleibt ein heller Strich – ihre Eltern waren von den Sklavenhändlern direkt aus dem Dschungel geholt worden –, und die beiden hatten diese leuchtenden weißen Zähne, einfach blendend weiß, wenn sie grinsten – aber oh! diesen Geruch, diesen abscheulichen, alten, schwarzen Niggergeruch, der sich nicht wegwaschen läßt –, meine Mutter konnte diesen Geruch einfach nicht ausstehn, ihr wurde auf den Tod übel, wenn Neger bloß durch die Stube gegangen waren und dieser Geruch in der Luft hing – aber, also da hatten diese zwei Teufelsbuben diese Spottbilder gemacht, zu den Zähnen hatten sie kleine weiße Bachkiesel genommen –, und stell dir vor! – so was einem zweijährigen Kind zu zeigen und sagen, das wären Willy und Lucinde Patton, die ich da sähe – »Gib acht!« sagte Bob zu mir, »die fressen dich auf!« sagte er – und

wie ich da kreischte! – ei, das denkt mir doch noch genau so gut wie der gestrige Tag!

Und denkt mir's nicht, wie ich meinen Bruder Will mit hinauf auf den Indianerhübel nahm? Natürlich, die Rede ging, dort wären Indianer begraben, ganz bestimmt wäre dem so, meinten die Leute – aber da war diese kleine Bachrinne ganz voll mit diesem alten, schwarzen, öligen Zeug, das aus dem Hübel herausickerte –, mein Vater freilich war schon immer der Meinung, daß es sich da um ein Ölvorkommen handelte, das sagte er allen Leuten, weißt du, und prophezeite, eines Tags würde jemand ein Vermögen machen, wenn er dort nach Petroleum bohre – und Will war damals erst zweieinhalb Jahre alt, und Georg hatte ihm erzählt, dieses schwarze Ölgerinnsel würde aus den Indianerleichen herausgepreßt –, und wie Will dann schrie und heulte, als er es ihm sagte. – »Wirklich«, sagte meine Mutter zu Georg, »ich könnte dir den Hals rundrehen! Hast du nicht mal Verstand genug, um ein Kind nicht mit so einer Geschichte zu schrecken?«

Und ja! Noch was! Was sagst du denn dazu? Denkt mir etwa nicht der Winter, in dem einmal ein kleines

Rudel Wild den Abhang herunterkam über den Pfad und stehenblieb und mich anäugte, die ich schrie, weil ich die Geweihe sah? Herrgott, ich wußte wahrhaftig nicht, wie ich mir das deuten sollte, ich kannte solche Tiere nicht mal vom Hörensagen, und dann sprangen sie fort, in den Wald zurück, und als ich's meiner Mutter erzählte, da sprach sie: »Ja, da hast du Hirsche gesehen, das waren Hirsche, die du gesehen hast, ganz bestimmt. Die Jäger vertreiben sie droben aus dem Gebirg, und so kommen die Rudel hier herunter.« Und ja, ei gewiß, im nächsten Frühjahr dann war ich vier Jahre alt und kam mir bereits wie ein großes Mädchen vor, und da war es schon so weit, daß ich alles behielt und mich dran erinnerte. Die Yankeetruppen fingen an, durch unsere Gegend durchzukommen, und – hab ich sie etwa nicht gehört, etwa nicht mit meinen eigenen Augen gesehen, die Schurken – die zwei Kerle mein ich, die auf gestohlenen Pferden wie verrückt vorüberritten, ganz so, als wäre die Hölle hinter ihnen losgelassen. Ei, das steht mir so klar im Gedächtnis wie damals, als ich's sah! Ich weiß noch, wie sie aussahen, zwei abgerißne Soldaten, vornübergebeugt im Sattel,

und sie schlugen auf die Pferde ein, daß die Tiere das Letzte hergaben. Sie hatten sich rote Farmerkopftücher um den Hals geknotet, und die Zipfel peitschten nach rückwärts, so steif und gerade, als wären sie frisch gestärkt und gebügelt ... na, das wird dir einen Begriff geben, wie schnell die beiden ritten. Und konnte ich da nicht hören, wie überall die Straße entlang die Leute schrien und heulten, daß die Yankees kämen, und wie die Frauen anstellten und auf die Mannsleute einredeten, sie sollten fortgehn und sich verstecken? »O Gott im Himmel«, sagte meine Mutter, »da kommen sie!«, und die Addie Patton kam den Hügel heraufgerannt zu unserm Haus, das arme Ding, ganz von Sinnen vor Schreck, wie du dir vorstellen kannst, und sie weinte und zeterte: »Oh, sie sind da, sie sind da!« heulte sie, »und mein Großvater ist ganz allein drunten im Haus, und sie werden ihn umbringen, sie werden ihn umbringen!«

Freilich, da wußten wir noch nicht, daß diese zwei abgerißnen Yankees allein waren, wir hielten sie für die Vorhut einer Brigade des Generals Sherman, aber, wirklich, die andern sind erst eine Woche später ge-

kommen, und diese beiden Diebsteufel waren ausgerissen, und ich nehme an, sie wollten mal nachsehen, wieviel sie allein stehlen könnten. Ei ja, und dann! Fingen da nicht alle Männer an, auf die beiden Ausreißer zu schießen, sobald es klar war, daß keine Truppen hinterherkamen? Und die beiden saßen ab und verzogen sich, so schnell sie nur konnten, ins Gebirg, und die Pferde ließen sie einfach laufen! Und später, dann, als der Krieg rum war, kamen da nicht Leute von drüben aus dem Bedford County und reklamierten die Pferde als ihr Eigentum? Weißt du, sie konnten tatsächlich nachweisen, daß es ihre Pferde waren, und erzählten, daß diese beiden Burschen sie ihnen abgenommen hätten. Und, du mein Gott, erzählten sie nicht auch eine Geschichte von Amanda Stevens? Nämlich, wie Amanda eigenhändig Feuer an die Brücke legte am andern Ufer des Sevier, so daß die Yankeetruppen, die von Tennessee herkamen und über den Fluß wollten, eine ganze Woche aufgehalten wurden und dann erst herüberkonnten? Ei ja, und da soll Amanda dagestanden haben, und sie hätte sie ausgelacht, und weißt du ... es wurde auch erzählt, was sie den Yankees übers

Wasser zugerufen hätte. Mein Gott, ich sagte damals zwar, das hätte sie bestimmt nicht gerufen, aber Amanda pflegte in der Tat recht grobschlächtig daherzureden, und ... jedenfalls, später behaupteten alle Leute, das wär's, was sie gerufen hätte. »Hallo! Heda!« hätte sie rübergerufen. »Könnt ihr nicht mal über so'n kleines Flüßchen wegsetzen? Na, da taugt ihr aber so ziemlich zu nichts! Hierzuland«, hätte sie gerufen, »halten wir 'nen Mann für 'nen Schlappschwanz, wenn er nicht drüber wegpissen kann!« Und freilich, da hätten die Yankees lachen müssen, wurde erzählt, und das ist also diese Geschichte von der Amanda Stevens.

Und ja! Wurde damals nicht auch erzählt, wie die Yankees beim Einmarsch ins Städtchen den alten Mackery gefangennahmen? Ich vermute, sie wollten ihm eigentlich gar nichts tun, sondern bloß ihren Jux mit ihm treiben, dem großen, fetten Kerl; er hatte diese schwärzlich-gelbliche Haut und dieses krülle Kraushaar, und da wurde freilich behauptet, er hätte Negerblut in den Adern, und – also stell dir vor! – er gab es tatsächlich glatt zu vor all den Yankees, vermutlich in der Hoffnung, daß sie ihn dann freilassen würden.

»Schon recht«, sagten die Yankees, »wenn Sie beweisen können, daß Sie ein Nigger sind, dann lassen wir Sie los!« Na, sagte er, das könne er beweisen. »So. Und wie denn?« fragten sie ihn. »Können wir auch selbst rausfinden«, sagte da ein Hauptmann von den Yankees. Und da sagte er zu einem seiner Leute: »Jim, laß ihn ein paarmal die Straße auf und ab laufen!«, und das wurde denn auch ausgeführt, und der Soldat und der alte Mackery rannten ein paarmal in der heißen Sonne die Straße auf und ab, so schnell sie nur laufen konnten. Und als sie dann zurückkamen, war er – der Mackery nämlich – tratschnaß geschwitzt, und die Geschichte geht dann so weiter, daß der Hauptmann von den Yankees auf den Mackery zuging, einmal richtig an ihm roch und ausrief? »Bei Gott, ja! Er hat die Wahrheit gesagt, Jungs! Er issen Nigger! Laßt ihn laufen!« Also, jedenfalls, wie dem auch sei, so wurde erzählt.

Und ja! Und ja! Denkt mir das alles nicht? Nämlich das, daß die Männer aus dem Krieg heimkamen, auf der Straße am Fluß vorübermarschiert kamen auf dem Weg in die Stadt, wo sie aus dem Heer entlassen werden sollten, und daß wir alle da zusammenstanden im

Garten vor Onkel Johns Haus, eine ganze Gruppe von Leuten, mein Vater und meine Mutter und wir Kinder alle und die ganze Pattonsippschaft und die Alexander-sippschaft und der ganze Pentlandstamm, und auch die beiden Nigger Willy und Lucinde Patton, die dem John Patton gehörten, weißt du, jene, von denen ich dir vorhin erzählte, die standen auch dabei ... und weißt du, wer noch dabei war? Dein Urgroßvater, der alte Bill Pentland, Junge, den die Leute den Hutmacher-Bill nannten, denn er konnte Hüte aus feinstem Filz machen und hatte gelernt, wie man die Wolle dazu mit Kammerlauge behandelt ... oh, das waren schon die besten Hüte, die ich im Leben zu sehn kriegte ... ei, denkt mir's vielleicht nicht, wie eines Tags, als ich noch ein Kind war, ein alter Farmer in unser Haus kam und meinem Onkel Sam einen Hut zum Nachfassonieren brachte und sagte: »Sam«, sagte er, »der alte Bill Pentland hat mir vor zwanzig und etlichen Jahren diesen Hut da gemacht, und er ist heut noch so gut, wie er damals war, und braucht bloß mal nachfassoniert und gereinigt zu werden«, und laß mich dir sagen, Junge, jedermann, der den alten Bill Pentland gekannt hatte,

sagte, er wäre sicher ein grundgescheiter Mann gewesen.

Nun, Junge, was ich dir sagen möchte, ist, was ich schon immer behauptet habe, nämlich daß du, was auch immer für Begabungen du ererbt haben magst, sie von der Pentlandseite ererbt hast, denn eine Sache ist sicher, Bill Pentland war ein Mann, der es weit gebracht hätte, wenn ihm ein entsprechender Bildungsgang zuteil geworden wäre. Aber Buchgelehrsamkeit hatte er eben nicht, und trotzdem wurde erzählt, daß er in allen Fragen diskurrieren und disputieren konnte und seine Ansicht von der Sache mit guten Beweisgründen vertrat. Kerngesund und rüstig war er, merk dir's, an Leib und Seele bis zur Stunde seines Todes, und da ließ er eines Tages meinem Onkel Sam ausrichten, er solle zu ihm kommen, er habe ihm etwas zu sagen. Sam hat uns dann erzählt, wie es war. Er fand den Alten, wie er sich grad ein Feuer schichtete und ein Kirchenlied dazu sang, vollkommen in Frieden mit der Welt, und gefehlt hat ihm nichts. »Sam«, sagte er, der alte Bill nämlich, »Sam, ich bin froh, daß du gekommen bist; ich möchte ein paar Angelegenheiten mit dir be-

sprechen. Leg dich da hin aufs Bett, so daß wir in Ruhe reden können!« Na, dem Sam hat das bestimmt gepaßt, weißt du, er war zwar mein Onkel, aber der faulste Kerl, der je auf Erden gelebt hat, und er hätte es leicht fertiggebracht, sein ganzes Leben lang einfach herumzuliegen und zu reden. »Ei«, sagte Sam, »was ist denn los mit dir, Vater? Fehlt dir was? Fühlst du dich nicht wohl?« fragte er. »Oh«, sagte der alte Bill, »ich hab mich nie im Leben besser gefühlt, aber es ist nun einmal so, daß ich nicht lange mehr hienieden weilen werde, ich habe mich zu sterben entschlossen, Sam«, sagte er, »und da möchte ich erst mein Haus in Ordnung bringen.« »Aber Vater!« sagte Sam. »Wovon sprichst du denn da? Was meinst du denn damit? Es fehlt dir ja nichts!« »Nein, fehlen tut mir nichts«, sagte der alte Bill. »Na also!« sagte Sam. »Du wirst noch jahrelang unter uns leben.« »Nein, Sam«, sagte der Alte und schüttelte den Kopf, »ich habe gerade beschlossen, daß die Zeit meines Hingangs gekommen ist. Ich habe einen Ruf vernommen. Nun denn, ich habe meine vollen siebenzig Jahre gelebt und noch etwas darüber, und auf Erden gibt's nichts mehr zu tun für mich, und

so habe ich mich denn im Gemüt vorbereitet.« »Im Gemüt vorbereitet?« fragte Sam, »ei, worauf denn?« »Ei, aufs Sterben, Sam«, sagte der Alte. »Ach, Vater, wovon redest du denn?« sagte Sam. »Du wirst doch nicht ans Sterben denken!« rief er aus. »Doch«, sagte Bill, »ich habe mich im Gemüt darauf vorbereitet, morgen nachmittag zehn Minuten nach sechs zu sterben, und deswegen habe ich nach dir geschickt.« Nun also, sie machten ein mächtiges Feuer an und blieben die ganze Nacht zusammen auf und redeten, und – oh! – weißt du, Sam erzählte, wie der Wind heulte und brauste, wie sie bis spät, spät in die Nacht miteinander sprachen, wie sie dann Frühstück kochten und sich wieder hinlegten und wieder sprachen, wie sie dann die große Mahlzeit kochten und abermals sprachen, wie der Alte sich wohl fühlte und stark war, im Frieden mit der Menschheit und ohne eine Kummernis in der Welt, aber um Schlag sechs Uhr, mein Junge – und nun erzähl ich dir, von was für einer Menschenart der alte Bill war –, um Schlag sechs Uhr also sah er den Sam an und sprach: »Mach dich fertig, Sam!«, und Punkt zehn Minuten nach sechs sah er Sam abermals an und sprach:

»Lebwohl, Sam, meine Zeit ist da, ich geh dahin, mein Sohn!«, und dann wandte er sein Gesicht zur Wand, mein Lieber, und starb. Und starb! Und da kannst du sehn, was für eine Art Mensch der alte Bill war, das zeigt dir doch, was für Willenskraft und welche Entschlossenheit in seinem Wesen staken – und dazu möchte ich dir noch etwas sagen: ... nämlich, wir Pentlands haben das alle in uns stecken, genau dieselbe Fähigkeit, daß wir wissen, wenn unsre Zeit da ist. Mein Vater schied auf dieselbe Weise, mein Lieber, den ganzen Tag über wachte er von Zeit zu Zeit auf und fragte mich: »Ist's schon sechs?« Du verstehst schon, nicht wahr? Der Gedanke ließ ihn nicht los. »Ei nein, Vater«, sagte ich, »es ist erst Mittag.« Also, sechs, sechs, ich überlegte mir hin und her, warum er mich dauernd früge, ob's schon sechs wäre. Und an diesem selben Tag, mein Lieber, als es sechs schlug, genau mit dem letzten Glockenschlage tat er seinen letzten Atemzug, und ich sah meinen Bruder Jim an und flüsterte: »Sechs«, und Jim nickte und sagte: »Ja«, denn freilich, wir verstanden das vollkommen.

Also, da stand er an jenem Tag, der alte Bill Pentland, da stand er mitten unter uns, und – ob ich mich seiner etwa nicht erinnere? Da stand er und sah den vorbeimarschierenden Truppen zu, kerngesund und rüstig, ein Greis, ein Mann, der zweimal verheiratet gewesen war und viele Kinder hatte, acht aus seiner ersten Ehe mit Martha Patton – mein Vater gehörte zu denen – und vierzehn aus zweiter Ehe – ja, so war das –, und dann hatte er noch eine Tochter, mutmaße ich, von jener Frau drunten in Süd-Carolina – aber daß er mit jener Frau verheiratet war, nun, kirchliche Zeugnisse liegen da nicht vor, und so mutmaße ich, daß es stimmt, was darüber geredet wurde ... er aber brachte das Kind in sein Haus und setzte es an den Tisch zu seinen andern Kindern und sprach zu ihnen: »Von diesem Tag an ist sie eure Schwester und so müßt ihr sie als Schwester behandeln.« Und so also war das auch schon in Ordnung. Und nun stell dir vor! Alle Kinder dieses Mannes, oder wenigstens die, die nicht jung starben oder umkamen, gingen und gründeten ihrerseits große Familien, so daß heute allein Hunderte von seinen Nachkommen drunten im Gebirg von Catawba

wohnen, und andre in Georgia und Texas und draußen im Westen in Kalifornien und Oregon, und so ist es nun so, daß sie die Nachkommen wie ein Gewebe über das ganze Land ausgebreitet haben, und alle stammen sie von ihm, von diesem einen Mann, er ist der Stammvater, bei ihm fängt es an, er war der Sohn jenes Engländers, der in der Zeit der Revolution in die Yancey County kam und Schächte bohren ließ, um nach Kupfer zu graben. Natürlich wird gemunkelt, daß wir Erbensprüche auf große Ländereien in England hätten – ich weiß, daß mein Onkel Bob eines Tages zu meinem Vater kam, es war kurz nach Bill Pentlands Tod, und sagte, man müßte Schritte tun in dieser Angelegenheit, aber dann haben sie sich dagegen entschieden, weil so ein Verfahren viel zuviel kostet.

Aber, schon recht, er war da an jenem Tage, der alte Bill Pentland, und stand mitten unter uns, als die Truppen aus dem Kriege heimkamen. Und so kamen sie also, weißt du, die Männer waren vergnügt und riefen lustiges Zeug, und die Weibsleute weinten, und dann und wann konnte man sehn, wie ein Mann aus der Marschkolonne heraustrat, und gleich fingen die Frau-

en wieder an zu weinen, und auf einmal kam da mein Onkel Bob – er war erst sechzehn, stell dir vor, aber mir schien er ein alter Mann zu sein –, er trug einen Zylinderhut, so eine schwarze Ofenröhre – und ich vermute, den hat er in irgendeinem Hutladen einfach mitgenommen – und Schuhe hatte er keine an –, also, da kam mein Onkel Bob, und wir alle fingen zu weinen an.

»Ei herrje!« sagte der Bob. »Das ist aber wahrhaftig 'ne hübsche Heimkehr«, sagte er. Nun, du verstehst schon, wie er das meinte; er wollte 'nen Spaß machen, um uns aufzuheitern. »Ich hatte geglaubt, ihr würdet euch freuen, mich wiederzusehn«, sagte er. »Und statt dessen fangt ihr alle an zu flennen. Ei, wenn's euch so leid tut, daß ich wieder da bin, geh ich gleich wieder fort!«

»O Bob! Bob!« sagte seine Mutter. »Du hast ja keine Schuh an, du armes Kind. Du gehst ja barfuß!«

»Hab meine Schuh zerrissen vor lauter Eile heimzukommen«, sagte da der Bob. »Hab sie mir glatt von den Füßen abgelaufen«, sagt er, »aber wenn ich gewußt

hätt, daß ihr mich so empfangt, dann hätte ich mich nicht so geeilt.« Und natürlich, auf diese Antwort hin mußten wir alle lachen.

Aber ich sag dir, Kind, das war ja gar nicht der Grund, weshalb die Frauen weinten. Es waren so viele ausgezogen, die nie wieder heimkehren würden, und daran dachten die Frauen, daran haben sie gedacht, und dann – gingen wir dann nicht alle ins Haus, die ganze Schar? Und hatten sie da nicht schon eine ganze Woche lang gekocht und gebacken? Und, laß mich dir sagen, das war eine Mahlzeit! Da gab's keine so kleinen Kleckserchen zu essen wie heutzutage ... aber Brathühner, es müssen wohl zwei Dutzend gewesen sein, und gekochten Schinken und Schweinebraten und geröstete Maiskolben und Süßkartoffeln und grüne Bohnen und gehäufte Teller voll Maisbrot und heiße Biskuits und Pfirsich- und Apfelklößchen und alle möglichen Arten Marmelade und Gelee und massenhaft Kuchen und so viel Apfelwein, als man nur trinken kann, und – guter Gott! – ich wünsch dir wirklich, du hättest sehen können, wie Bob und Rufus Alexander und Fate Patton einhauerten! Ei, wie meine Mutter sagte, man hätte den-

ken können, die hätten, seit sie in den Krieg gezogen waren, keine richtige Mahlzeit mehr gegessen.

Ei, war ich da nicht schon ein großes Mädchen, bereits fünf Jahre alt, und hab ich das nicht alles miterlebt? Und das steht alles noch so klar vor mir, wie ich selber hier vor dir sitze – und viele andre Sachen dazu, von denen du, mein Junge, trotz all deiner Buchbelesenheit nie was gehört hast. Zum Beispiel, ja, lernten wir nicht, alle Dinge selbst tun, alles, was wir aßen, im Garten ziehen und auf dem Feld anbauen, die Wolle nehmen und sie färben, ja, und in den Wald gehn und Sumach und Walnußborke sammeln und die grünen Außenhüllen von den Walnüssen und Holunderbeeren, denn damit wurde gefärbt, und lernten wir nicht auch, die Wolle so lange in Copperaswasser durchspülen, bis wir ein hartes, waschfestes Schwarz hatten, das nie den Glanz verlor? Das Zeug, was man heutzutage kriegt, kann sich daneben überhaupt nicht sehen lassen, sag ich dir! Hab ich nicht gelernt, das alles mit meinen eigenen Händen zu tun, und hab ich etwa nicht die feinsten Töne Rot und Grün und Gelb rausgekriegt, die du dir nur vorstellen kannst? Und lernte ich nicht Flachs

spinnen und bleichen und eigenhändig feine Hemden und Bettlaken und Tischtücher machen? Ei ja, denkt mir da nicht ein Tag? Oh, der starke, widerliche Geruch von abgebrühten Federn im Garten, als meine Mutter Hühner rupfte, und der Geruch von Rauch und der Geruch von frisch gespleißtem Kienholz beim Hackklotz, und alles das ... deinen starken Geruchsinn, Junge, hast du nämlich von mir ... und dazu der Wind, der im hohen, rauhen Gras sauste und pfiff, und es machte mich so traurig, dem zuzuhören – es war im selben Jahr, als meine Schwester Sally gestorben war –, und ich saß am Spinnrad und spann und spann und das kann ich mir noch alles vorstellen, genau wie es war – und da kamen Leute auf der Straße am Fluß vorbei, und ich konnte sie »Hurra! Hurra!« rufen und schreien hören, und ich vermute, sie kamen aus der Stadt, wo sie bei der Präsidentschaftswahl gewählt hatten. »Hurra!« schrien sie, die einen »Hurra! Für Hayes!« und die andern: »Hurra! Für Tilden!«

Guter Gott! Ob ich mich erinnere?! Nun, da kann ich schon sagen: ja! Mir denkt vieles, von dem du nie gehört oder geträumt hast, Junge.

»Ja, Mama. Aber wie war denn das mit den Stimmen, die du damals gehört hast?«

Nun ja, gewiß, das will ich dir grade erzählen:

»Zwei ... Zwei«, sagte die erste Stimme, und »Zwanzig ... Zwanzig«, sagte die andre. »Was?« sagte ich. Und wieder kam es: »Zwei ... Zwei« und »Zwanzig ... Zwanzig«. »Hah? Was?« sagte ich. Und nochmals sagte die erste Stimme: »Zwei ... Zwei«, und die andre »Zwanzig ... Zwanzig«.

So war's. Und was hätt ich davon halten sollen? Ich hab erst neulich wieder darüber nachgedacht. Ich weiß nicht. Recht sonderbar ist so was schon, wenn man's bedenkt, nicht wahr? Ei, weißt du, an genau dem gleichen Tag ... es war der siebenundzwanzigste September ... und daran erinnere ich mich, weil ich am fünfundzwanzigsten jenes Gespräch mit Ambros Radicker hatte ... Ja, genau an diesem Tag war es ... um elf Uhr morgens, dein Vater war in seiner Werkstatt und meißelte die Buchstaben aus an einem Grabstein, den jemand draußen in Beaverdam, dem die Frau gestorben war, bei ihm bestellt hatte ... und da kam Mel Porter zu

ihm herein. Dein Papa erzählte, Mel wäre zu ihm in die Werkstatt reingekommen und hätte ihn einfach wortlos angeguckt und den Kopf geschüttelt. Dein Papa sagte, Mel hätte tatsächlich so betrübt und bedrückt ausgesehen, als wäre ihm etwas ganz Furchtbares widerfahren, und so sprach denn dein Papa zu ihm: »Was ist denn los, Mel? So traurig hab ich dich ja noch nie gesehn.«

»Oh, Will, Will«, sagte Mel und stand da vor deinem Papa und schüttelte den Kopf, »wenn du bloß wüßtest, wie sehr ich dich beneide. Da hast du dein gutes Handwerk und kannst arbeiten, und Sorgen hast du keine. Ich würde alles, was ich besitze, hergeben, wenn ich mit dir tauschen könnte.« »Was redest du denn da für Zeug, Mel?!« sagte dein Papa. »Ein erstklassiger Rechtsanwalt mit einer guten Praxis – und du möchtest tauschen mit mir, einem Steinmetzen, der mit seinen Händen schaffen muß und nie weiß, wo der nächste Auftrag herkommen soll?« So sagte dein Papa. »Es ist ein Fluch und eine Plackerei«, sagte dein Vater, denn ganz so pflegte er sich auszudrücken, du weißt ja, wie er zu reden pflegte, viel Federlesens machte er

nicht. »Es ist ein Fluch und eine Plackerei, Mel«, sagte dein Papa, »und ein bitterer Tag war's für mich, als ich dieses Geschäft hier anfang. Ich muß warten, bis die Leute sterben, und dann geben die Familienangehörigen, diese undankbare Bande, gewöhnlich den Auftrag einem meiner Konkurrenten. Hätt ich den Beruf erwählt, für den ich geschaffen war, dann hätt ich wie du Rechtswissenschaft studiert und eine Anwaltspraxis gegründet.« Nun ja, so unrecht hatte er nicht mit dieser Behauptung; alle Leute, die ihn kannten, sagten, daß dein Vater mit seiner Beredsamkeit fein zum Advokaten getaugt hätte; die Gaben hatte er gewiß dazu. Und Mel sagte darauf: »Ach, Will, Will«, sagte er, »du solltest Gott auf den Knien danken, daß du nicht Advokat geworden bist. Du hast zum mindesten immer genug zu essen, und außerdem, wenn du abends heimgehst und dich ins Bett legst, kannst du schlafen.«

»Aber Mel«, sagte dein Papa, »was in aller Welt ist dir denn schiefgegangen? Ganz gewiß machst du dir Sorgen über was.« »Ach, Will«, sagte Mel, »es sind diese Männer da. Ich kann nachts nicht schlafen, weil ich mir Gedanken um sie mache.« Nun, er sagte nicht, was

für Männer er meinte, er nannte die Namen nicht, aber dein Papa wußte ja gleich, wen er da meinte, und wie der Blitz kam ihm der Gedanke, daß die Rede von Ed Mears war und Lawrence Wayne und drei anderen Mördern, die drunten im County-Gefängnis saßen, und die Mel Porter vor Gericht verteidigt hatte. Und bei denen war er gerade gewesen. Dein Papa sagte, daß er es ihm ansah, denn seine Schuhe und sein Hosenboden waren mit dem alten roten Lehmstaub bedeckt, den es drunten in der Niggertown gibt. Das also war's.

»Nun ja, Mel«, sagte dein Papa, »ich versteh schon, daß es dich ziemlich hart ankommt, aber Vorwürfe brauchst du dir wahrhaftig nicht zu machen. Du hast alles getan, was nur von dir erwartet werden kann, du hast wirklich dein Bestes getan, und ich seh also nicht ein«, sagte er, »weshalb du dir Vorwürfe machen solltest.«

»Ach, Will«, sagte Mel, »es ist die Aufregung, diese furchtbare Aufregung. Ich habe alles in meinen Kräften getan, um diese Männer zu retten, und nun sieht es so aus, als ließe sich weiter nichts tun, es sieht wirklich so aus, als sollten sie gehenkt werden, und da kommen

ihre Frauen und Kinder und ihre Gesippen zu mir und bitten mich, ich solle sie retten, und, Will, Will«, sagte er, »ich hab mein Hirn durchgehechelt, um einen Ausweg zu finden, und es gibt keinen, und es sieht aus, als müßten sie baumeln. Ich will dir was sagen«, sagte Mel, und dein Papa erzählte, daß er sehr niedergeschlagen dreinschaute, »das ist ganz schauderhaft, wenn man's bedenkt. Kannst du dir vorstellen, alle die kleinen Kinderchen, die nun ohne Ernährer aufwachsen sollen und dazu mit diesem furchtbaren Schandfleck auf dem Namen, eben zu wissen, daß sie die Kinder von Männern sind, die wegen Mordes gehenkt wurden. Das ist doch schauderhaft, Will, einfach schauderhaft«, sagte Mel, »und der Gedanke läßt mich nachts nicht schlafen.«

Nun ja, dein Papa kam abends zum Essen heim, und er erzählte mir die ganze Sache und sprach: »Ich will dir was sagen, den Mel kommt das schwer an, meinst du nicht? Mich deucht, er hat alles in seinen Kräften getan, fühlt sich aber trotzdem irgendwie verantwortlich, so, daß er etwa denkt, er hätte doch etwas unterlassen, was diesen Leuten das Leben hätte retten können.« So sagte er, und dann: »Ich konnte nicht anders,

der Mel tat mir wirklich leid, er war geisterbleich im Gesicht und sah aus, als hätte er 'ne Woche lang kein Auge zugetan.« »Hm!« sagte ich drauf. »Nun hör mich mal an. Da ist irgendwie irgend etwas sehr Ausgefallnes an dieser Sache. Ich hab noch nie von 'nem Advokaten gehört, der nicht schlafen konnte, weil ein Klient von ihm an den Galgen sollte, und du kannst deinen letzten Dollar drauf wetten, daß Melvin Porter nicht deswegen nicht schlafen kann. Advokaten kriegen mit der Schlaflosigkeit zu tun, wenn sie Angst haben, sie bekämen ihr Geld nicht, oder sie liegen wach, weil sie drüber nachdenken, wie sie jemanden ausschmieren können, und wenn er dir so eine Geschichte erzählt hat«, sagte ich, »da kannst du dich drauf verlassen, daß er nicht die Wahrheit sprach. Da ist irgendwie ein Haar in der Suppe, waschecht ist das Garn nicht«

»Doch«, sagte dein Papa, »ich glaub, da irrst du dich. Meiner Meinung nach tust du ihm Unrecht.«

»I wo!« sagte ich. »Sei doch so kein Gimpel! An der Geschichte ist kein Wort wahr. Bei dir braucht einer bloß ans Mitgefühl zu appellieren, da glaubst du ihm alles.«

Und freilich, genau so ein Kerl war er ja, dein Vater. Er fluchte und tobte und führte sich wüst auf, und dann wieder log ihm irgendeiner was Großes vor und schlug die sanfte Saite in ihm an, und gleich wurde er gutmütig und schenkte dem Schwindler alles, was er hatte. Da fällt mir ein, dieser Melvin Porter hatte einen Bruder, diesen elenden alten Halunken Rufus Porter – wie man so sagt, wenn ein gerechter Gott im Himmel ist, dann kriegt er nun die verdiente Strafe –, er hatte so ein vom Suff gedunsnes Gesicht, rot wie 'ne Persimone – mein Gott, hab ich selber als Mädchen ihn nicht in der Kirche beim Meeting der Sons of Temperance gesehn? Da ging er Arm in Arm mit Jeter Alexander den Mittelgang hinunter, um das Gelübde zu unterzeichnen, und der Whisky, den die beiden dann nachher tranken, lieber Gott, wenn du das widerliche alte Zeug in ein Dock geschüttet hättest, dann hätte ein Schlachtschiff drin schwimmen können. Also, er kam zu deinem Papa und beschwatzte ihn so, daß dein Papa bei der Bank für ihn bürgte auf einen Wechsel über vierzehnhundert Dollar, ach, mich ekelt, wenn ich bloß dran denke! ... Ich sagte zu deinem Papa: »Der Ru-

fus Porter ist so einer, der gehenkt gehört, und da würde ich noch eigenhändig beim Aufknüpfen helfen!« Aber er, mit seiner breimäuligen Stimme, hatte zu deinem Papa gesagt: »Es wird in Ordnung gebracht, Will, du kannst dich drauf verlassen, daß ich zusehe, daß du keinen Pfennig verlierst!« Dabei aber hatte er keinen einzigen Dollar auf seinen Namen stehn. Und dann sagte ich zu deinem Vater: »Beschwören will ich's, ei, wie konntest du nur so ein Narr sein und Bürgschaft für ihn leisten!«

»Nun ja«, sagte dein Papa, »er hatte mir auf seinen Eid versichert, er würde die Sache in Ordnung bringen. Er sagte, eher wolle er als Erdarbeiter mit dem Pickel schanzen gehn, als mich 'nen Pfennig verlieren lassen.«

»Ja«, sagte ich, »und du also warst Narr genug, ihm das zu glauben.«

»Nun ja«, sagte dein Papa, »es ist mir eine Lehre gewesen. Mich wird keiner mehr reinlegen«, sagte er.

»Schon gut«, sagte ich. »Wir wollen mal abwarten und zusehen.«

Na, es dauerte keine zwei Jahre, da versuchte Rufus Porter denselben Schwindel noch mal bei ihm. Der Kerl hatte die Unverfrorenheit, wie er lebte und lebte zu deinem Papa in die Werkstatt zu gehn und ihn zu bitten, auf einen Wechsel über fünfhundert Dollar für ihn zu bürgen. Dein Papa wurde so wütend, daß er ihn beim Kragen packte, ihn hochhob und ihn raus auf den Stadtplatz trug. »Wenn du noch mal hier reinkommst, du gottverdammter Bankert aus dem Gebirg, dann schlag ich dich tot!« sagte er zu ihm. Du weißt ja, sehr gewöhnt pflegte sich dein Vater nicht auszudrücken, wenn er wütend war. Ei, und ja! Stand da nicht der alte Bill Smathers, der damalige Chef der Polizei, grad auf der Treppe vorm Stadthaus und sah es mit an? Und gleich rief er rüber: »Ja, und wenn ich da bin, wenn er's tut, dann komm ich rüber und helf Ihnen, ihn totschmeißen, Mister Gant!« Und dann sagte er noch: »Da haben Sie ganz das Rechte getan, Mister Gant. Jamerschade ist nur, daß Sie ihn nicht gleich totgeschlagen haben.«

Als dein Papa heimkam und es mir erzählte, da sprach ich: »Ja, und ganz und gar recht hat er gehabt,

der Bill Smathers! Du hättest sofort ganze Arbeit machen sollen, ganz genau das! Es wäre eine große Erlösung gewesen.« So sagte ich, denn, wie du verstehen wirst, ich war bitter geladen; da hatten wir sechs Kinder großzuziehen, und der Mann geht hin und wirft sein Geld weg an diesen elenden alten Schurken. So ein Tor, ich hätt ihm den Hals rundrehn können! »Nun hör mich mal an«, sagte ich zu ihm, »laß es dir wirklich zur Lehre dienen, gib ihm nie wieder einen Pfennig und leihe keinem Menschen Geld, ohne mich zuvor befragt zu haben. Du bist verheiratet, deine ersten Pflichten sind die, die du deiner Frau und deinen Kindern gegenüber hast.« Na ja, und da versprach er mir, er würde es nie wieder tun, und ich hab es ihm, vermute ich, geglaubt.

Nun, mein Lieber, es dauerte keine drei Tage, da fing er wieder an zu saufen, er kam stinkbesoffen heim, und ich erinnere mich, wie sie uns aus Ambrose Radickers Saloon Nachricht zukommen ließen, er säße dort, und es wäre wohl besser, wir holten ihn heim. Nun freilich, die Leute wußten einfach nicht, was sie mit ihm anfangen sollten, und so dachten sie, es wäre

das Gescheiteste, uns zu verständigen. Ich ging selber hin. Ach, Gott! ... Nun, Kind, du hast deinen Papa erst gekannt, als er schon alt und abgetakelt war, und ich nahm an, selbst dann erschien er dir noch schlimm genug. Aber, Kind, Kind! Du hast keine Ahnung, keine Ahnung hast du, du hast ihn nicht richtig erlebt ... Der Nigger dort bei Radicker erzählte mir, weißt du, der alte, pockennarbige Nigger, daß dein Vater mehr Whisky trinken konnte als vier Männer zusammen genommen ... Er erzählte mir, daß er mit eigenen Augen sah, wie dein Papa an der Bar stand und, ohne innezuhalten, zwei Literflaschen Roggenwhisky trank. »Ja, und das läßt du zu!« sagte ich zu Ambrose Radicker. Na, ich sah ihm ins Auge, als ich ihm die Meinung sagte, er machte ein schönes Schafsgesicht, kann ich dir sagen. »Du«, sagte ich zu ihm, zu Ambrose, »da stehst du da, ein verheirateter Mann und selber Familienvater, und Stolz und Ehre verbieten dir nicht, das Geld aus der Tasche eines Mannes zu nehmen, der Frau und Kinder zu ernähren hat. So einer wie du gehört geteert und gefedert und aus der Stadt hinausgejagt.« Ja, das ist's, was ich ihm sagte, ganz genau so sagte ich's, und du

kannst dich drauf verlassen, daß ich bitter auf ihn geladen war.

Nun ja, ich vermute, der Vorwurf saß. Er schwieg eine Minute, aber, das kannst du glauben, daß auf seinen Mienen allerhand zu lesen war. Ei, dieser tödlich beschämte Ausdruck, weißt du, er sah aus, als wäre er froh, wenn sich im Augenblick die Erde auftäte und ihn verschlänge. Und dann freilich sprach er: »Ei, Eliza«, sagte er, »wir wollen ihm doch das Geld nicht abnehmen. So arg nötig haben wir's nicht. Mir wäre dein Wohlwollen lieber als alles Geld, was er hier verzecht. Es gibt einen Haufen Leute, die hier reinkommen und trinken und sich trotzdem benehmen. Also, weißt du, wir bemühen uns nicht, ihn hier hereinzuziehen. Ich selber wär der glücklichste Mensch auf Erden, wenn Mister Gant den feierlichen Eid leisten würde, nie wieder Alkohol zu trinken, wahrhaftig. Aber freilich müßte er zu seinem Eid stehen. Denn, wenn es einen Menschen gibt, der nie einen Tropfen trinken sollte, dann ist's er«, sagte Ambrose. »Ja, wenn Mister Gant eben ein Glas trinken würde und dann wieder fortgehn, dann wär's ganz in der Ordnung, aber bei ihm ist es

eben so, daß ein Glas nicht mehr bedeutet wie ein Regentropfen ins Auge« – genau so drückte er sich aus –, »er muß gleich 'ne halbe Flasche trinken, um überhaupt zu merken, daß er was getrunken hat«, sagte Ambrose und schüttelte den Kopf, »und ich will dir was sagen, es ist schwer mit ihm umzugehn. Es ist einfach so, daß man nicht weiß, was man mit ihm anfangen soll. Niemand kennt sich aus mit ihm, man weiß nicht, was er die nächste Minute anstellen wird«, sagte Ambrose. »Ja, wir haben schon oft einen schrecklich schweren Stand mit ihm gehabt.«

»Ach, du ahnst ja nicht«, sagte Ambrose zu mir, »was ihm manchmal alles einfällt; ich hab mein Lebtag keinen Menschen gekannt, der überzwerchere Vorstellungen im Kopf hatte. Stell dir vor«, erzählte Ambrose, »eines Abends war er hier und fing an, wegen Lydia zu heulen und zu toben. Er beschwor es, daß Lydia aus dem Grabe auferstanden wär und ihn heimsuche, weil er so ein verludertes Leben führe. ›Da ist sie!‹ schrie er, ›da! ... da!! Seht ihr sie nicht?‹ Dazu deutete er im Lokal herum und behauptete dann, sie sähe ihn über meine Schulter an. ›aber nein, Willk, sagte ich zu ihm,

›da ist doch gar niemand. Das bildest du dir bloß ein.«
›Doch!‹ schrie er, ›da steht sie ja. Du hast dich vor sie gestellt, um sie vor mir zu schützen! Mach, daß du da wegstommst, oder ich bring dich um!‹ Und da warf er auch schon eine halbvolle Whiskyflasche nach mir; es ist überhaupt ein Wunder, daß er mich nicht traf, ich sah die Flasche kommen und duckte mich in letzter Sekunde, aber ein ganzer Satz Gläser auf dem Gestell hinter der Bar ging in Scherben. Und dann kniete er nieder und begann zu Lydia zu beten und sagte: ›O Lydia, Lydia, verzeih mir doch, Baby, sag, daß du mir verzeihst!‹ Und dann sprach er von ihren Augen. ›Da ... da ... sie starren mich an!‹ sagte er. ›Seht ihr's denn nicht? O Gott, erbarm dich meiner! Sie ist aus dem Grabe auferstanden, um mich zu verfluchen!‹ Es war wirklich so, daß einem das Blut in den Adern gerann, wenn man ihm zuhörte«, sagte Ambrose zu mir. »Wirklich, mein Nigger, der Dan, kriegte eine solche Angst, daß er ausriß und sich zwei Tage lang nicht sehen ließ. Nun, du weißt ja, wie abergläubisch diese Nigger sind, bei so einer Sache wird ihnen sterbensangst«, sagte Ambrose zu mir, und da sagte ich zu ihm: »Ei freilich,

und ich will dir was sagen, ich bin gar nicht so sicher, ob das nicht schließlich und endlich bloß purer Aberglaube ist.«

Nun, Ambrose sah mich sehr komisch an, wahrhaftig, das tat er, und er sagte: »Aber Eliza, du glaubst doch wohl nicht, daß irgend was dahinter ist, was?« »So sicher bin ich nicht«, sagte ich, »ich könnte dir schon äußerst sonderbare Dinge erzählen, Dinge, die ich selber erlebt habe, und ich kann sie mir nicht anders erklären als so, daß es eben ganz bestimmt, wie man so sagt, »eine Stimme von jenseits des Grabes« gibt.« Na, auf seinem Gesicht war da allerlei zu lesen, sag ich dir, und einen Augenblick später sah er mir stracks ins Auge und fragte: »Wer war Lydia? Hat Mister Gant eine Frau namens Lydia gekannt?« »Ja«, sagte ich, »aber das war, ehe du ihn kennenlerntest.« »Wohl seine erste Frau?« fragte er daraufhin, »die Verstorbene?« »Genau die«, sagte ich. »Ganz genau die. Und er hat gar manchen Grund, sich ihrer zu erinnern, und außerdem hat er um ihretwillen viel zu bereuen«, sagte ich. Na, eine ausführlichere Antwort gab ich ihm nicht, ich sagte ihm auch nicht, daß dein Papa schon

zweimal verheiratet gewesen war, und daß er drunten im Osten des Staates eine Frau geheiratet und von ihr geschieden worden war, ehe er Lydia heiratete. Lydia war die einzige, um die die Leute bei uns im Städtchen wußten. Seine Heirat mit Maggie Efird wollte ich ihm nicht auf die Nase binden, ich war, nehme ich an, zu stolz dazu, denn in jenen Tagen erachtete man es für eine Schande, mit einem geschiedenen Mann etwas zu tun zu haben, und was gar eine geschiedne Frau angeht, ei, ich sage dir, ganz natürlich hielt man sie für nicht besser als eine Dirne. Und hätte ich um jene erste Ehe vor meiner Hochzeit gewußt, da kannst du sicher sein, ich hätte nichts mehr mit ihm zu tun gehabt. Ich hätte mich in den Tod hinein geschämt, ehe ich mich so sehr erniedrigt hätte. Aber freilich, das hat er mir nicht gesagt. Du lieber Gott, nein! Ich war bereits ein Jahr mit ihm verheiratet, als es herauskam.

Dann freilich gestand er es ein, er mußte es zugeben.

Ei ja, sagte da nicht die alte Mrs. Mason ... – Kind, wie oft hab ich an die alte Mrs. Mason denken müssen; die arme alte Frau, was die alles durchzumachen hatte!

Dein Papa war ihr Schwiegersohn gewesen, und so lebte sie während des ersten Jahres nach unsrer Hochzeit mit uns zusammen, bloß um achtzugeben, daß sein Leben wieder in Ordnung käme und John und Ella Beals, ihr Sohn und ihre Schwiegertochter, wieder zusammenfänden. John Beals nämlich und Lydia, die mit deinem Vater verheiratet war, waren Mrs. Masons Kinder aus erster Ehe; sie hatte einen Mann namens Beals geheiratet. Sie sagte damals zu mir: »Eliza, ich werde dir mit allen Kräften beistehn. Es wird in Ordnung kommen, wenn er von Ella läßt. Wenn die beiden voneinander bleiben und Ella wieder zu John zurückfindet und mit ihm lebt, wie sich's für eine anständige Ehefrau gehört, dann betrachte ich mein Lebenswerk für getan. Dann werd ich in Frieden sterben können«, sagte sie ... weinend, weißt du. »Ach, du weißt ja nicht, was ich durchgekämpft habe, Eliza«, sagte sie zu mir.

Und dann erzählte sie mir die ganze Geschichte. Wie sie ihn kennenlernten, nämlich sie und ihre Tochter Lydia, wie dein Papa bei ihnen im Haus Wohnung nahm, als er in den Süden kam, nach Sydney. Denn das war so: er war zu uns in die Südstaaten gekommen, er

arbeitete als Steinmetz für John Arthur in Sydney, sie hatten damals viel Arbeit beim Bau des Staatsgefängnisses. Anfangs hatte er wohl wenig Freunde, vermute ich, denn er war ja ein Yankee, und das waren die Wiederaufbaujahre, und die Stimmung war noch sehr bitter gegen die Yankees.

Ei ja! Hat er mir nicht selbst erzählt, wie bitter er auf uns geladen war, als er von Baltimore herunter in die Südstaaten kam? »Ein reiner Zufall, daß ich hierher kam«, sagte er. »Ich hatte fest vor, in den Westen zu gehn. Das war der Ehrgeiz meiner Jugend. Und ich wär auch hingegangen. Aber da schrieb mir John Arthur, ich solle kommen, er hätte haufenweis Arbeit für mich.« In Wirklichkeit nämlich hielt er uns für eine Rebellenbande und dachte, Gehenktwerden wär noch ein zu guter Tod für uns – ei, damals wollten diese Yankees sogar Lee und Jefferson Davis als Hochverräter vor Gericht stellen! –, und er, dein Papa, hatte seinen ältesten Bruder Georg in der Schlacht bei Gettysburg verloren, und da versteht es sich, daß er sehr gegen uns war. Aber dann sah er, wie die Dinge lagen, und dann änderte er seine Meinung und schimpfte auf die Regie-

rung wegen der Gesetze über die Gleichstellung der Schwarzen. Da drunten in Sydney nämlich, als er mit John Arthur zusammenarbeitete, und dort beim Bau des Staatsgefängnisses in Columbus in Süd-Carolina, da sah er es. Da sah er die schwärzesten Nigger, die du dir nur vorstellen kannst, da sah er sie trinken und mit Weibern herumziehen und das Geld des Steuerzahlers vergeuden, da sah er sie, sie hatten die besten schwarzen Kammgarnanzüge an, dicke Zigarren im Mund, stell dir das bitte vor, und diese ekelhaften, stinkenden Kerle legten die Beine auf die Mahagonischreibtische. Ei, haben wir das nicht alles später im Kino gesehen? Ja, nämlich in dem Film »Die Geburt einer Nation«, der nach dem Roman von Tom Dixon gedreht wurde. Dein Papa sah ihn und sagte: »Die Darstellung entspricht in allen Stücken der Wahrheit. Ich selber habe schlimmere Dinge mitangesehn.« Aber damals, als er nach Sydney kam, da war er gegen die Sache des Südens.

Also, er zog als zahlender Haus- und Tischgast zu Lydia und der alten Mrs. Mason. Die alte Frau sagte mir, daß sie es zuließ, »freilich«, sagte sie, »wir waren froh, daß er zu uns ins Haus zog. Wir lebten da ganz al-

lein, wir brauchten einen Mann im Haus, und wir fühlten uns sicherer, als er zu uns zog. Und ich will dir was sagen«, sagte sie zu mir, »Will war gewiß äußerst tüchtig, so im Haus herum, mein ich. In dieser Beziehung hab ich nie seinesgleichen gekannt.« So sagte sie, und hierin freilich mußte ich ihr einfach recht geben. Man muß sogar dem Teufel seine Ehre lassen, Junge. Obschon er ein Wanderer war, obschon es ihn immer in die Ferne zog, dein Papa, Junge, war ein vortrefflicher Hausvater. Bessere gibt's nicht. Ei, laß dir sagen, im Haus gab es keine Arbeit, die er nicht tun konnte und tat. Er konnte jede Reparatur machen, alles in die Reihe bringen, alles eigenhändig tun, das muß ich zugeben. Wenn ich morgens runterkam, brannte immer schon ein gutes Feuer im Herd; bei ihm brauchte man nicht zu warten, man brauchte auch nicht im Herd rumzustochern, damit das Feuer auch brannte. Nun ja, er aß gern, und so schürte er immer tüchtig ein. Aber, du lieber Gott! Wie ich immer zu ihm sagte: »Nun, bei deiner Art Feuer anzumachen, ist's kein Wunder. So hat man freilich gleich 'ne heiße Herdplatte, wenn man zum Feuermachen 'ne ganze Kanne Petroleum braucht. Barmherzig-

keit!« rief ich so manches Mal, »mit diesem Petroleum steckst du uns eines Tags das Haus überm Kopf an! So sicher, wie ich hier vor dir stehe.« Ach Kind, Kind! Diese Vergeudung, diese Verschwendung! Eine ganze Kanne Petroleum zum Feueranmachen! Ach, die Flammen rauschten zum Schornstein hinauf, so, daß das ganze Haus bebte, weißt du.

Aber um auf diese erste Ehe zurückzukommen, Junge. Wir müssen da gerecht sein, wir müssen billig denken, er war nicht allein der Schuldige. Es war nicht nur sein Fehler. Die alte Mrs. Mason gab es ohne weiteres zu, als ich zu ihr sagte: »Sie müssen doch etwas von dieser Ehe gewußt haben, als er zu Ihnen und Lydia ins Haus zog; schließlich hatte er doch in derselben Stadt gelebt, und da müssen Sie doch von dieser Geschichte mit Maggie Efird gehört haben, ehe er zu Ihnen zog. In so einer kleinen Stadt ist das doch gar nicht anders denkbar! Sie müssen davon gewußt haben.« Nun ja, da gab sie es unumwunden zu und sagte: »Ja, wir wußten es. Aber natürlich war die Sache so, daß man erzählte, daß Will sie heiraten mußte, der Vater und die Brüder von Maggie Efird zwangen ihn dazu, und ich vermute,

daß er sie deshalb nachher so haßte. Und daß er sich deshalb von ihr scheiden ließ.« So sagte Mrs. Mason.

Und da sah ich ihr stracks ins Auge und sprach: »Und Sie wußten das, und haben mir kein Wort davon gesagt, und haben zugelassen, daß ich ihn heiratete, ihn, einen geschiedenen Mann! Warum haben Sie mir's nicht gesagt?« Ich mußte sie das fragen, verstehst du, sie hätte von sich aus nie ein Wort davon zu mir gesagt, und hätte ich gewartet, bis sie es mir sagte, dann wär ich nie im Leben dahintergekommen. Ich fand es nämlich nicht durch sie heraus, weißt du; wir waren erst ein paar Monate verheiratet, als die Sache durch einen Zufall ans Licht kam. Du kennst seine alte Kommode aus Walnußholz. Eines Tags suchte ich dort nach einem Platz, wo ich seine Hemden hinsetzen könnte, und da fand ich in der untersten Schublade ein Bündel alter Briefe und Papiere, die hatte er wohl dort reingesteckt, vermute ich, weil er sie gelegentlich verbrennen wollte. Na also, ich nahm die Papiere heraus, ich hatte gar nicht die Absicht, sie mir anzusehn, ich wollte sie einfach in den Ofen stecken und verbrennen, ›er hat sie da wohl vergessen, bestimmt wollte er sie selber

verbrennen, diese Papiere«, sagte ich zu mir ... aber auf einmal hatte ich so eine bange Ahnung, ich weiß nicht, wie ich's anders nennen könnte, weißt du, es traf mich wie ein Blitz, ganz plötzlich, ich glaube, die Vorsehung hatte dafür gesorgt, daß diese Schriftstücke von mir gelesen werden sollten ... ja, und da war sie also, die amtliche Urkunde darüber, daß seine Ehe mit Maggie Efird gültig geschieden sei ... da konnte ich's sehen, da konnte ich's lesen, da starrte es mir schwarz auf weiß ins Gesicht.

Also, weißt du, ich wartete, bis er heimkam, und dann stand ich da, diese Papiere in der Hand, und sagte: »Da sind alte Briefschaften, die ich fand, als ich deine Kommodenschubladen sauber machte. Brauchst du sie noch?« Verstehst du, ich ließ es mir nicht anmerken, ich tat so unwissend, wie du dir's nur vorstellen kannst. Na, auf seinem Gesicht hättest du allerlei lesen können, sag ich dir, wahrhaftig, so war's. »Gib mir diese Papiere«, sagte er und griff schnell danach. »Hast du sie gelesen?« fragte er. Darauf antwortete ich nicht. Ich sah ihn einfach an. Na, und da machte er ein Schafsgesicht, wahrhaftig, ein Schafsgesicht, und sagte: »Ich

hatte immer die Absicht, mit dir darüber zu sprechen, hatte aber Angst, du würdest es nicht verstehen.«

»Verstehn?« sagte ich. »Ei, was ist denn da dran zu verstehn? Da steht so klar und deutlich wie die Nase in deinem Gesicht, daß du ein geschiedner Mann bist. Und mir hast du nie eine Silbe davon gesagt. Du hast mich dich heiraten lassen im guten Glauben, daß du Witwer wärst, und daß Lydia die einzige wäre, mit der du je verheiratet warst. Das also verstehe ich sehr wohl.«

»Nun ja«, sagte er, »jene erste Heirat war ein schwerer Fehler. Ich bin gegen meinen bessern Willen hineingeschlittert. Ich wollte dich wegen der Sache nicht aufregen.« »So, so«, sagte ich da, »da muß ich dich aber jetzt fragen, was ich gern wissen möchte, nämlich: was war denn da los? Warum bist du geschieden worden?« »Ei«, sagte er da, »die Scheidung wurde wegen Unverträglichkeit ausgesprochen. Sie weigerte sich, ehelich mit mir zu leben, sie war in einen andern Mann verliebt und hatte mich bloß jenem andern zum Trotz geheiratet. Nach der Hochzeit dann hatte sie nicht das Geringste mit mir zu tun, wir haben nie wie

Eheleute zusammengelebt.« »Und wer hat die Scheidungsklage angestrengt«, fragte ich, »du oder sie?« Und da sagte er, schnell wie der Blitz: »Ich. Die Scheidung wurde zu meinen Gunsten ausgesprochen.«

Na, ich ließ es mir nicht anmerken, ich sagte kein Wort drauf, aber ich wußte, ich wußte sogar ganz bestimmt, daß er log. Ich hatte die Urkunde von A bis Z gelesen, und da stand, daß die Scheidung zugunsten der Ehefrau ausgesprochen worden war. Also, Maggie Efird war von ihm geschieden worden, so war's. Ich hatte es selber gelesen. Aber ich schwieg davon und fragte ihn weiter: »Und du sagst somit, daß sie nie als Ehefrau mit dir gelebt hat, was?«

»Keine Minute«, sagte er. »Ich schwör dir's.«

Na, das war denn doch ein bißchen viel, es war aalglatt gelogen, weißt du. Und die alte Mrs. Mason erzählte mir dann die Geschichte von Maggie. Sie war ein hübsches Mädchen, die es ziemlich toll trieb, hatte einen Schwarm von Verehrern, ehe sie deinen Papa heiratete, und freilich – das also war der Grund –, er war gezwungen, sie zu heiraten. Aber obschon ich das

damals noch gar nicht wußte, ich sah deinen Vater an, weißt du, schüttelte den Kopf und sagte zu ihm: »Nein, nein. Das glaub ich dir nicht. Das klingt mir zu überzwerch. Dieses Garn ist nicht waschecht. Du, weißt du, du kannst mir nicht erzählen, daß du mit dieser Frau achtzehn Monate verheiratet warst und nichts mit ihr zu tun hattest. Ich kenn dich doch«, sagte ich und sah ihm stracks ins Auge, »ich weiß, was du für einer bist, und daß dich nichts auf der Welt von ihr abgehalten hätte. Du hättest sie irgendwie gekriegt, und wenn du ein Loch in die Mauer hättest schlagen müssen!« Na, das war zuviel für ihn, er konnte mir nicht ins Auge blicken, er wandte sich ab, weißt du, machte ein Schafsgesicht und grinste.

»Was willst du also nun mit diesen alten Papieren anfangen?« fragte ich ihn. »Du wirst sie wohl nicht länger brauchen; ich glaube kaum, daß du sie noch benötigen könntest«, sagte ich, und da sagte er darauf: »Nein, schon der Anblick ist mir verhaßt. Sie liegen auf mir wie ein Fluch und eine Sorge, und ich möcht sie nie wieder vor Augen kriegen. Ich werde sie verbrennen.«

»Ja, das solltest du«, sagte ich. »Sie erinnern dich nur an Dinge, die du vergessen möchtest. Also solltest du sie vernichten.«

»Genau das werde ich tun«, sagte er. »Bei Gott! Das tu ich.«

»Aber immerhin«, sagte ich zu Mrs. Mason, um auf diese alte Frau zurückzukommen, »immerhin, Sie und Lydia müssen doch das alles gewußt haben, als er zu Ihnen ins Haus zog. Sie müssen gehört haben, daß er mit Maggie Eford verheiratet und von ihr geschieden worden war, aber ganz gewiß!«

»Nun ja«, sagte sie, »gewußt haben wir es wohl.« Sie gab's also zu. Und dann fuhr sie fort und erzählte mir die ganze Geschichte, alles kam heraus, so wie es gewesen war, und so will ich dir die Geschichte jetzt erzählen, damit du siehst, daß dein Papa nicht der Allein-Schuldige war.

Der Lydia freilich will ich keinen Vorwurf machen. Ich kannte sie, eh ich deinen Vater kannte, schon damals, als sie von Sydney nach Altamont zogen, und Lydia dort an der Academy Street einen Hutladen auf-

machte, grad an der Ecke, wo jetzt das Greenwood Hotel steht. Meinen ersten im Laden gekauften Hut hab ich mir bei ihr gekauft, und zwar kaufte ich ihn mir von meinen Ersparnissen aus dem Geld, das ich damals als Schullehrerin verdiente, als ich in jenem Winter in der Yancey County Schule hielt. Ich verdiente damals bei freier Station zwanzig Dollar im Monat, und – laß dir sagen – ich kam mir reich vor. Ei guter Gott, ja! Hab ich mir damals nicht genug erspart, um die Anzahlung auf das erste Grundstück, das ich je besaß, zu leisten? Ich mein jenes Eckgrundstück auf der Südseite des Stadtplatzes, wo dein Vater später, als wir geheiratet hatten, sein Geschäftshaus erbaute, ja, Junge, das war das Grundstück, und dabei war ich erst zweiundzwanzig, als ich es kaufte, und – mein Gott! – kam ich mir großartig vor! Da war ich also unter die Grundstückbesitzer und Steuerzahler aufgerückt und stand wie etwa der Captain Bob Patton und der alte General Alexander und andere Eigentümer von Grund und Boden, denn (Kind! Kind! wir waren ja so arm, wir hatten in den Jahren nach dem Bürgerkrieg so schwere Zeiten durchgemacht, und das brachte mich wohl darauf, daher wohl

kam der Antrieb) ich war entschlossen, selber etwas zu besitzen, das mein Eigentum wäre. Ei ja, denkt mir's nicht, wie ich meinen ersten Steuerzettel bekam?! Ich lief in die Stadt, so schnell ich konnte, einen ganzen Dollar und dreiundachtzig Cent hatte ich zu bezahlen, und mir war, als brenne mir das Geld 'n Loch in die Tasche! Wahrhaftig! Ach, was für'n Gänschen muß ich doch gewesen sein! Ich hatte nämlich Angst, mein Grundstück könnte mir weggenommen und auf dem Zwangswege versteigert werden, ehe ich mit dem Geld für die Steuer hinkäme!

Also, wie ich dir bereits sagte, ich kannte Lydia, ehe ich deinen Vater kannte, und dort an der Nordostecke des Stadtplatzes war ihr Hutladen, wo ich mir meinen ersten im Laden gekauften Hut kaufte. Ja, so war es. Nun, Junge, gegen Lydia sage ich nichts. Soweit ich weiß, war sie ein ehrbares Frauenzimmer; sie arbeitete schwer, und alles war in Ordnung, bis dein Papa auf der Bildfläche erschien. Nun war sie aber zehn Jahre älter als dein Vater, und daher kamen die Schwierigkeiten, da drückte der Schuh, da saß der Dorn im Fleisch. Und so darf man deinen Papa nicht allein verurteilen;

als er zu Mrs. Mason und Lydia ins Haus zog, war er Mitte der Zwanzig, aber Lydia war sechsunddreißig Jahre alt. Wäre sie ein junges Mädchen gewesen, und er hätte sie auf Abwege gebracht, dann könnte man ihn mit mehr Recht tadeln, aber man kann sagen, was man will, Lydia war wirklich alt genug, um Bescheid zu wissen. Freilich, dein Vater war ein stattlicher Mann, sah fein aus, und alle Frauen waren hinter ihm her, aber sie hätte sich auskennen sollen, eine Frau in ihrem Alter hätte zuviel Stolz, zuviel Achtung vor sich selbst haben müssen ... aber sie stellte ihm nach und warf sich weg an ihn, ja, das tat sie ... ei, ich wäre eher gestorben, als so was zu tun! ... Aber sie tat es, ihre eigne Mutter, die alte Mrs. Mason erzählte es mir, sie gab es zu, weißt du, sie sagte: »Ach, die Lydia ... die Lydia«, und schüttelte den Kopf, »sie war ganz verschossen in ihn.«

Sie war also ihr Lebtage eine anständige, achtbare Frau gewesen, auch da drunten in Sydney hatte sie ihren Hutladen gehabt, und dort in der Stadt war sie wohl bei jedermann wohlangesehn – freilich aber hielt man sie wohl schon für 'ne alte Jungfer –, und stell dir vor – dann ging sie hin und benahm sich so. »Ach, es

war schrecklich«, sagte die alte Frau, »sie ließ ihn keinen Augenblick in Frieden, sie stellte ihm auf Schritt und Tritt nach.« Und wie es dann kam, kannst du dir denken. Du kennst ja deinen Vater, er gehörte zu denen, von denen man sagt, daß sie nicht erst innehalten und ihre Gebete aufsagen, wenn sich's um 'ne Frau handelt. Es war eben dieselbe alte Geschichte, kein Jahr war vergangen, da hatte er sich ganz und gar mit ihr eingelassen, und sie war in andern Umständen und behauptete, er hätte sie ruiniert und müsse sie heiraten.

Ja, und er wußte nicht, was er tun sollte. Er hat es mir selber erzählt, hat es zugegeben und gesagt: »Heiraten wollte ich sie nicht. Ich war nicht verliebt in sie«, sagte er. Er überlegte sich die Sache hin und her und beschloß, sie zu einem Doktor nach Washington zu schicken. So schrieb er seinem Bruder Gil. Gil lebte damals dort, zusammen mit deiner Tante Mary, das war vor der Zeit, als Gil deinem Vater in den Süden folgte und nach Altamont kam. Damals arbeitete Gil in Washington als Gipser und Stukkateur, und er und dein Vater hielten zusammen wie Brüder, und dein Vater

wußte, daß er sich auf Gil verlassen konnte. Sie fuhr hin, er schickte sie, und nun weiß ich nicht genau, was passierte; Gil sprach nichts davon, und fragen wollte ich nicht; aber ich vermute, daß es vor der Zeit kam. Lydia und Gil saßen im Zug und fuhren zurück in den Süden; auf irgendeiner kleinen Station auf der Strecke ließ der Schaffner den Zug halten, und er und Gil schleppten Lydia auf den Bahnhof, und am nächsten Tag schon stand sie auf und fuhr heim. Man muß es ihr lassen, Mut hatte sie. Also, ich nehme an, daß es so kam.

Aber natürlich kam die Sache heraus. Es sprach sich herum, und dein Vater mußte sie heiraten. Und vermutlich waren die Leute in Sydney bitter auf ihn gelaufen. Da war er, ein Yankee, oder: wie man damals sagte, ein verdammter Yankee, in die Stadt gekommen und hatte gleich zwei Frauen ins Unglück gestürzt. Wäre es bloß eine gewesen, nun ja, vermutlich hätte man es dann für nicht so schlimm gehalten, aber gleich zwei, das war zuviel für die Leute. Der Boden wurde ihm zu heiß unter den Füßen, er mußte wegziehen. Und damals dann entschloß er sich für Altamont. Lydia

hatte Schwindsucht, er dachte, die Bergluft täte ihr gut, und ich nehme auch an, daß er Angst hatte, er hätte gleichfalls die Schwindsucht; er hatte mit ihr gelebt und befürchtete, er hätte sich bei ihr angesteckt. Als ich ihn zum erstenmal sah, sah er aus wie ein Toter, ach, dürr wie ein Stecken und so fahl im Gesicht; ich nehme an, es war von all den Schwierigkeiten und Sorgen, die er gehabt hatte. Also, Lydia hielt Ausverkauf, verkaufte ihr kleines Hutlager und machte den Laden zu. Sie und die alte Mrs. Mason fuhren voraus nach Altamont, dein Vater schickte sie, er aber blieb noch einige Zeit in Sydney und versuchte, sein Marmorlager loszuschlagen und, soweit es ging, alles zu Geld zu machen. Und so erklärt es sich also, daß ich Lydia und Mrs. Mason schon kannte, ehe ich ihn kennenlernte, nämlich damals, als Lydia in Altamont auf der Ostseite des Stadtplatzes in einem alten Holzhaus, das dort an der Ecke stand, ihren Hutladen aufgemacht hatte. Damals also war das.

Und nun, Junge, erzähl ich dir von Ella Beals. Bis zu jener Zeit, wohlgemerkt, bis zu jener Zeit, ehe er nach Altamont zog, hatte sie nichts mit deinem Vater zu tun

gehabt. Gekannt freilich hatte sie ihn, denn sie war ja, du bist doch im Bild, die Frau von Lydias Bruder John. Aber guter Gott, Ella und John Beals dünkten sich zu fein, weißt du, viel zu fein, um etwas mit deinem Vater zu tun zu haben, einem gewöhnlichen Steinmetzen, der obendrein auch noch die Familie in Schande gebracht hatte. Oh, die beiden schnaubten und tobten, weißt du, weil er Lydia ins Unglück gestürzt hatte, sie sprachen überhaupt nicht mit ihm, wollten nicht das geringste mit ihm zu tun haben, und er selbst sagte mir, daß sie ihn haßten, genau so, wie er sie haßte. Und dann, als er gerade ein halbes Jahr mit Lydia und der alten Mrs. Mason in Altamont wohnte, verbot es ihr der Stolz doch nicht, zu ihnen ins Haus zu ziehen. Und das war so, daß sie eben mußte, weil sie vermutlich kein andres Obdach hatte. Dieser John Beals nämlich war ein unfürsorglicher Taugenichts, der es nirgends lang aushielt; er konnte seine Frau nicht ernähren, und so schrieb er an seine Mutter und seine Schwester, an Lydia und die alte Mrs. Mason, und sie schrieben zurück, Ella solle zu ihnen kommen. Dein Vater wußte nichts davon. Sie hatten Angst, es ihm zu sagen, und so

dachten sie, lassen wir sie erst mal kommen, dann werden wir ihn schon umstimmen. Und ganz wie sie gerechnet hatten, so kam's. Er kam zum Essen heim, und da saß Ella Beals – so eine feine Dame bitte, großartig aufgedonnert, gepudert, mordsmäßig im Staat –, und er hatte keine Ahnung gehabt, daß sie da wäre. Nun, ich glaube, ihr Anblick brachte ihm bittre Erinnerungen ins Gedächtnis zurück, er haßte sie so, daß er ihr nicht mal ein Grußwort gönnte, sondern seinen Hut wieder nahm und weggeh'n wollte, aber sie ging auf ihn zu – oh, mit ihrem feinen Hut und dem primadonnenhaft gekämmten Haar und den vornehmen Allüren! – und legte ihm die Arme um den Hals und sagte mit ihrer zuckersüßen Stimme: »Willst du mir nicht 'nen Begrüßungskuß geben, Will?« Stell dir vor, Junge, dieses gerißne Luder! Später pflegte ich immer zu sagen, dein Vater hätte ihr auf der Stelle den Hals rundrehen sollen, das wär 'ne Erlösung gewesen! Also sie sagte zu ihm: »Können wir nicht Freunde sein, Will?« Stell dir vor, nachdem sie sich in Sydney so gegen ihn benommen hatte! Und so schmierte und poussierte sie sich an ihn heran, da und dort, in Gegenwart seiner Frau und

seiner Schwiegermutter! »Können wir nicht Vergangenes Vergangenheit sein lassen, Will?« fragte sie ihn, und sie kriegte ihn so weit, daß er sie küßte und zu allem Ja sagte. »Das ist dir recht geschehn«, sagte ich später zu ihm, »weil du so ein Narr warst. Ein Mann, der nicht mehr gesunden Menschenverstand beweist, verdient nichts Besseres als das, was ihm widerfährt.« Und da pflichtete er bei, er gab es zu, weißt du, und sprach: »Du hast recht.« So also kam Ella Beals zu den dreien ins Haus.

Diese Ella Beals war so eine kleine, weißhäutige Brünnette ... eine Haut wie Milch, rabenschwarzes Haar und kohlschwarze Augen. Sie hatte diese leichte, zuckrige, verschlafne Art zu reden, ganz weich und langgezogen, ganz so, als wäre sie grad von einem guten, langen Schlaf erwacht. Ich hätt's ihm ja sagen können, als ich sie zum erstenmal sah, daß sie nichts taugte. Sie war ein Aas, wenn ich je eins gesehn hab, so ein Luder; das den Männern den Kopf verdreht, sie auf Abwege bringt und sie bis auf den letzten Heller schröpft. Natürlich, sie sah gut aus, das läßt sich nicht bestreiten, hatte 'ne gute Figur und diese milchweiße, makellose

Haut. »Ei ja«, sagte ich später immer zu ihm, zu deinem Vater, wenn er damit großtat, wie hübsch die Ella anzusehen war, »ei ja, das ist wohl wahr, ich glaub dir's gern, aber eine ganze Menge Frauen würden so hübsch aussehen, wenn sie nie 'nen Finger krumm machten, um was zu arbeiten. Auch wir übrigen bräuchten es zu- weg, wenigstens manche von uns, wenn wir nicht zu kochen und waschen brauchten und Kinder großzuziehen hätten.« Nun, da gab er es zu, natürlich, und sagte: »Ja, da hast du recht.«

Und nun stell dir also vor, wie sich dieses Luder deinem Vater gegenüber benahm, und das unter den Augen seiner Frau! Da saß sie, putzte sich auf und machte sich hübsch, bloß um ihn ins Garn zu locken. Tag für Tag trieb sie es, sie lebte überhaupt nur noch für die Stunde, wenn er heimkäme, und droben im Oberstübchen lag die Lydia auf ihrem Sterbebett und hustete mit jedem Atemzug ihre Lunge heraus und wußte um die Sache. Ei, mußte er's vielleicht nicht selber zugeben? Hat er mir nicht erzählt, wie Lydia zu ihm sagte – das arme Ding wußte natürlich, daß der Tod nahe war – »Will, ich bin krank«, sagte sie. »Ich

weiß, daß ich nicht mehr für dich taue. Ich weiß, daß ich nicht mehr lang zu leben habe. Und, Will, du kannst hingehn, wo du willst, du kannst tun, wie dir beliebt, Will, es ist mir gleich, denn ich liege am Sterben, aber Will«, und er erzählte, wie sie ihn dabei ansah, » eine Sache darfst du mir nicht antun, eine Sache kann ich nicht ertragen. In meinem eignen Haus! Meinem eignen Haus! Will, du mußt meines Bruders Frau in Ruhe lassen!«... Oh, er hat es mir erzählt, hat es zugegeben, weißt du, und gesagt: »Ach Gott! Das ist ein Verbrechen, das mir schwer auf der Seele liegt. Und ich glaube, wenn ein gerechter Gott im Himmel ist, werde ich dafür gestraft werden.« – Und diese arme, alte Frau, Mrs. Mason, tat die ganze Hausarbeit, kochte und plackte sich ab für die drei andern, und diese kleine, gepuderte Dirne – etwas anderes war sie ja nicht – lag im Haus herum, auf der Lauer nach dem Mann, und rührte nicht ein einziges Mal nur einen Finger, um zu helfen, wirklich, man hätte sie teeren und federn sollen.

Und dann also, als Lydia gestorben war, blieb Ella einfach im Haus und dachte nicht dran, wegzuzieh'n.

Und da war es auch längst so weit, daß dein Papa sich in sie vergafft hatte, er war ganz verschossen in sie, weißt du, und wollte sie im Haus behalten. Und um diese Zeit kam dann John Beals eines Tags nach Alton, um seine Frau zu besuchen. Vermutlich erkannte er sofort, was los war, er sah, wie die Dinge standen, und ich nehme an, es ging ihm gegen den Strich, es war wohl ein bißchen mehr, als er vertragen konnte. Ich hielt ihn zwar immer für einen ziemlich armseligen Gesellen, so einen Mann, der in solchem Falle nicht mal aufmuckt und es zuläßt, daß seine Frau es toll treibt – aber anerkennen muß ich doch, daß er wohl schließlich und endlich noch ein wenig Murr in den Knochen hatte; er hatte damals keine Arbeit, aber er ging nach Johnson City in Tennessee und fand dort eine Anstellung in einer Hotelverwaltung. Und dann schrieb er zurück an Ella und verlangte, daß sie zu ihm käme.

Ella aber wollte nicht. Sie schrieb ihm, und in dem Brief stand, sie liebe ihn nicht mehr und könne nie mehr mit ihm leben, und so wolle sie bleiben, wo sie nun wäre. Oh! Sie hatte sich das fein ausgedacht, mein Lieber, sie wollte sich scheiden lassen und deinen Va-

ter heiraten, und er natürlich war einverstanden – bitte, stell dir das vor, dieser mondsüchtige Narr, er überhäufte Ella mit Geld und Geschenken, und die arme alte Mrs. Mason, die sich wie ein Nigger für die beiden abschaffte, kam weinend und bettelnd zu Ella und flehte sie an, sie solle, wie sich's gehört, zu ihrem Manne zurückkehren. Aber Ella natürlich nahm keine Vernunft an; sie war zu nichts zu bewegen, denn oh! – verstehst du, sie war irrsinnig verliebt in deinen Papa und entschlossen, ihn zu kriegen.

Also, John Beals schrieb ihr einen Antwortbrief, diesmal meine er es ernst, sagte er, er sei am Ende mit seiner Geduld. »Entschließe dich auf der Stelle, was du tun willst«, schrieb er, »denn ich laß mir das nicht länger bieten. Es steht dir frei, selber zu kommen; andernfalls aber werde ich kommen und dich holen; von vornherein jedoch möchte ich, daß du dir über eine Sache klar bist. Falls ich kommen und dich ihm abnehmen muß, dann werde ich vorbereitet kommen, und dann wird dieser verdammte Yankee tot im Hause zurückbleiben, wenn wir zusammen weggeh'n.«

Nun, darauf antwortete sie ihm überhaupt nicht, aber, laß dir erzählen, mein Lieber, dieser John Beals kam. Er setzte sich in den Zug und kam, um sich seine Frau zu holen. Und oh! Die alte Mrs. Mason zitterte und bebte, als sie mir das erzählte. »Ich kann dir sagen, Eliza«, erzählte sie, »es war furchtbar. Ella hatte sich oben im Zimmer eingeschlossen und wollte nicht mitgehen, und unten im Eßzimmer ging John auf und ab und sagte: ›Wenn sie in einer halben Stunde nicht mitkommt, jag ich ihm 'ne Kugel in den Hirnkasten! Und wenn es meine letzte Tat auf dieser Welt sein sollte!‹ Und Will ging, bleich wie ein Gespenst« – wie die alte Frau sich ausdrückte – »draußen auf der Veranda auf und ab und rang die Hände, und Ella droben im ersten Stock weigerte sich, mit John wegzugehn.«

Nun ja, irgendwie müssen sie sie doch überredet haben, sie sah wohl ein, daß es sonst nicht ohne Blutvergießen abgehen würde, und so ging sie eben mit John nach Tennessee – aber Kind! Kind! das war ihr verhaßt, sie wollte nicht, sie war bitter und verfluchte sie alle. Also, genau so war die Sache und freilich war das, ehe ich deinen Papa heiratete.

Und dann, als wir verheiratet waren, fuhr Ella fort, an deinen Vater zu schreiben. Regelmäßig kamen die Briefe, bis ich es für meine Pflicht und Schuldigkeit hielt, an John Beals zu schreiben und ihn davon zu unterrichten, daß seine Frau ungehörigerweise mit einem verheirateten Mann im Briefwechsel stehe, und daß er als der Gatte dieser Frau nach Recht und Billigkeit diese Sache abzustellen habe. Na, ja, und dann kam eben jener Brief, weißt du. Ella schrieb ihn deinem Vater, und so einen Brief hab ich mein Lebtag nicht gesehn. Sie schrieb ihm, daß ich ihrem Mann geschrieben hätte, und sie beschimpfte deinen Vater mit jedem Schimpfwort, das ihr nur eingefallen sein kann, und sie schrieb: »Hätte ich gewußt, daß du sie heiraten wolltest, dann hätte ich ihr alles gesagt, was ich von dir weiß, und du kannst sicher sein, keine Frau würde dich geheiratet haben, wenn ich ihr alles gesagt hätte, was ich von dir weiß. Aber nun soll sie dich haben, ich gön'n's ihr, denn wie sehr ich sie auch gehaßt haben mag, ihre Strafe wird ärger sein als das Ärgste, was ich ihr hätte wünschen können.«

Nun, er brachte den Brief heim und schmiß ihn mir ins Gesicht. »Da hast du ihn!« sagte er. »Verdammt sollst du sein! Das hast du mir eingebrockt. Und ich will dir weiter nichts sagen, als daß du hier an meinem Tisch an ihrem Platze sitzt, weil sie von mir weggehen mußte, denn das ist sicher: – wenn sie nicht gegangen wäre, säßest du nicht da – das kannst du dir merken!«

Kind! Kind! Ich war wohl jung und stolz damals, und als er so redete, erbitterte es mich sehr. Ich stand auf und ging hinaus auf die Veranda und wollte weitergehn und ihn überhaupt da und dann verlassen, aber ich trug mein erstes Kind im Leib, und es hatte geregnet, und ich konnte die Blumen riechen, die Rosen, die Lilien und das Jelänger jeliieber am Zaun und all die reifen Trauben an den Reben, und es wurde dunkel, und ich konnte die Nachbarn auf ihren Veranden reden hören, und ich hatte keine andre Bleibe, die ich hätte aufsuchen können, ich konnte ihn nicht verlassen, und »Guter Gott!« sagte ich. »Was soll ich tun? Was soll ich tun?«

Also, wie ich dir vorhin sagte, dein Papa ging rauf in die Stadt in Ambrose Radickers Saloon und betrank

sich, und Ambrose erzählte mir, wie dein Papa sich einbildete, er sähe Lydia wieder, sie wäre aus dem Grabe auferstanden, um ihm zu erscheinen. Und dazu sagte ich: »Ja, das mag schon sein, vielleicht irrt er sich nicht.«

»Und dann«, erzählte mir Ambrose, »damit noch nicht genug, das ist noch nicht alles. Einmal kam er hier ins Lokal und behauptete, Dan wäre ein Chinese.« Nun, Junge, freilich, du erinnerst dich doch an Dan, den großen gelben Nigger, der die vielen Pockennarben im Gesicht hatte. Also, dein Vater in seiner Betrunketheit war auf einmal ganz besessen von der Vorstellung, daß Dan ein Chinese wäre.

»Aber sicher«, erzählte mir Ambrose, »er behauptete, Dan wäre ein Chinese, und Dan wäre von irgend jemand hergeschickt worden, um ihn zu töten, und lauter so Zeug. ›Verdammt sollst du sein!‹ sagte er zu Dan, ›ich weiß, weshalb du dastehst, und hier auf der Stelle mach ich jetzt Schluß mit uns beiden, Gott verdamme dich!‹ sagte er, denn genau so redete er ja, ›ich werde dir das Herz aus dem Leib schneiden!‹ sagte er und lachte dazu, daß einem das Blut in den Adern gerann«,

erzählte Ambrose, »und dann nahm er das große Tranchiermesser, das dort auf dem Schanktisch beim Schinken liegt, und kam hinter die Bar gerannt, um den Nigger zu packen. Es war furchtbar, der arme Nigger erschrak fast zu Tod, und natürlich mußten wir eingreifen. Dan hatte ihm nie was zuleide getan«, erzählte Ambrose, »Dan hatte keinem Menschen was zuleide getan, und so mußten wir eingreifen, und wir nahmen Will das Messer ab, und dann versuchte ich ihm gut zuzureden. ›Ei, Will«, sagte ich, ›was hast du denn gegen den Dan? Dan hat dir doch nichts zuleide getan.« So sagte ich«, erzählte Ambrose.

»Aber er sagte drauf: ›Der Kerl ist ein Chinese, und sein Anblick ist mir verhaßt!« Na, na, du weißt ja, Eliza«, sagte Ambrose zu mir, »er war von Sinnen, und Vernunft annehmen, das konnte er nicht. ›Aber ganz bestimmt ist er kein Chinese«, sagte ich zu ihm, ›das weißt du doch selbst ganz genau«, sagte ich zu Will. ›Du kommst doch seit Jahren hier ins Lokal und kennst den Dan und weißt, daß er kein Chinese ist.«

›Ei nein, gewiß nicht, Mistah Gant«, sagte der Dan da, denn wie die Nigger so sind, er wollte halt auch sei-

ne Sache sagen, ›ei, Sie kennen mich doch und wissen, ich bin kein Chinese.«

›Ja, aber sicher ist er einer!« sagte Will drauf, ›und – bei Gott! ich mach ihn kalt!«

›Aber hör doch, Will«, sagte ich, ›er ist wahrhaftig kein Chinese, und außerdem, wenn er schon einer wäre, so wäre das doch kein Grund, ihn totzuschlagen. Nimm doch Vernunft an«, sagte ich, ›ein Chinese ist ein Mensch wie jeder andre, und wenn eine Sache sicher ist, so ist es die, daß Chinesen hier auf Erden aus dem selben Grund leben wie wir andern, denn sonst wären sie ja nicht da. Und es ist doch wohl nicht recht, hinzugehn und 'nen Menschen zu töten, der einem nichts zuleide getan hat, bloß weil man sich einbildet, er wäre ein Chinese, nicht wahr?« So sagte ich.

›Doch! Bei Gott!« schrie er da. ›Sie sind eine Bande von höllischen Teufeln, sie haben mein Herzblut getrunken, und nun sitzen sie da und warten, daß mir der letzte Atemzug rasselnd aus der Kehle fährt!« Das sagte er.«

Und dann erzählte Ambrose Radicker weiter und sagte zu mir: »Und das war nicht das einzige Mal, daß er sich so aufführte.« »Was?« sagte ich, denn natürlich, du verstehst schon, ich wollte Ambrose nicht wissen lassen, daß ich darum wußte, daß dein Papa die Chinesen nicht ausstehn konnte. »Was?« sagte ich zu Ambrose, »du sagst also, daß er sich schon öfters so aufgeführt hat?« »Sehr viele Male«, sagte er, und dann: »Das ist doch wohl sonderbar, sehr sonderbar, irgend etwas daran kommt einem recht unheimlich vor. Er hat irgendeine tiefsitzende Abneigung gegen Chinesen, er muß mal Schwierigkeiten mit ihnen gehabt haben.«

»Nein, da irrst du dich«, sagte ich. Ich sah ihm stracks ins Auge. »In diesem Leben nicht«, sagte ich. »Ei, was willst du damit sagen?« fragte er, und du kannst versichert sein, er sah mich mit einem sehr seltsamen Blick an.

»Mehr kann ich nicht sagen«, erklärte ich ihm. »Es gibt Sachen, die man nicht versteht.«

»Hat er dir davon gesprochen?« fragte er mich.

»Ja«, sagte ich, aber mehr wollte ich dem Ambrose nicht davon erzählen.

Ich hätt's dem Ambrose ja sagen können, aber ich überlegte mir's, und: »Ich dachte, lieber nicht«, wie ich dann deinem Papa sagte. Und er sagte drauf: »Ja, ich bin froh, daß du's nicht getan hast. Das war richtig. Ich bin froh, daß du weiter nichts gesagt hast.« Und dann versuchte ich, es aus ihm herauszubringen, ich wollte auf vernünftigen Wege von ihm erfahren, warum er die Chinesen nicht leiden könne. »Was ist's denn, Mann?« fragte ich. »Was hast du nur für 'nen Grund?« O Kind, Kind! Er hatte diese Abneigung schon immer gehabt, diesen furchtbaren Haß, die eingefressene Bitterkeit. »Also, hör mich an, Mann«, sagte ich, »du mußt doch irgendeinen Grund haben, weshalb du so auf die Chinesen geladen bist. So eine Abneigung hat doch Ursachen. Hat dir jemals ein Chinese eine Kränkung angetan? Warst du je mit einem bekannt?« Darauf schüttelte er den Kopf und sagte: »Nein. Ich war mein Lebtag mit keinem Chinesen bekannt, aber der Anblick war mir schon immer verhaßt, seit ich in meinen Jugendjahren auf den Straßen von Baltimore zum erstenmal

Chinesen sah. Und das erste Wesen, das mir begegnete, als ich aus der Fährbootstation in San Francisco herauskam, war ein Chinese mit seiner abscheulichen gelben Haut, und sofort war mir die ganze Stadt verleidet. Den Grund aber weiß ich nicht. Bei Gott! Ich weiß ihn nicht! Seltsam ist es schon, wenn man drüber nachdenkt, es sei denn, man nimmt an« – das sagte er und sah mir ins Gesicht –, »daß ich, wie man so sagt, in einem früheren Leben, in einer andern Inkarnation mit Chinesen zu tun gehabt haben könnte.« Da sah ich ihm stracks ins Auge und sagte: »Jawohl. Das glaube ich auch. Da hast du den Nagel auf den Kopf getroffen, das ist ganz richtig. Genau das war es! Aus diesem Leben stammt deine Abneigung nicht.« Und da blickte er mich wieder an, und, ich kann dir sagen, mein Lieber, auf seinen Mienen stand allerlei zu lesen.

Und ja! Viele Jahre später, du weißt schon, wann das war, nämlich zur Zeit des Boxeraufstandes – kam er da nicht eines Tages ganz aufgereggt mit der Neuigkeit heim? »Endlich ist es soweit!« sagte er. »Seit Jahren hab ich es prophezeit. Der Krug ist einmal zu oft zum Brunnen gegangen. Sie haben China den Krieg er-

klärt, und ich melde mich freiwillig und geh mit! Bei Gott, ich tu's.« Oh, ganz aufgebracht war er gegen die Chinesen, mein Lieber, und da wollte er alles im Stich lassen, Familie und Geschäft, bloß um mitzugehen und gegen sie zu kämpfen. »Nein, nein, das wirst du nicht!« sagte ich. »Du bist ein verheirateter Mann und hast eine Familie zu ernähren, und deine Kinder sind klein, und du gehst nicht! Wenn sie Soldaten brauchen, sollen andre sich freiwillig melden; dein Platz ist hier. Außerdem«, sagte ich, »sie würden dich ja doch nicht nehmen, sie könnten dich nicht gebrauchen, du bist zu alt. Sie brauchen junge Männer.«

Na, das hat ihm wohl 'nen Stich gegeben, daß ich so einfach sagte, er wär 'n alter Mann. Gleich wurde er hitzig und sagte: »Wie ich hier vor dir stehe, bin ich noch tauglicher als neun Zehntel von den andern, denn wir leben in einer entarteten Zeit, und wenn du glaubst, ich könnte es diesen Nichtsen und Wichten, die du, eine Zigarette im Mundwinkel, überall in den Billardsälen rumlungern siehst, nicht gleichtun – elende, morsche Jämmerlinge, die sie sind! –, dann, Weib, helfe dir Gott; denn der Geist der Wahrheit ist nicht in

dir, und du gleichst den Vögeln, insofern du dein eigenes Nest beschmutzest!« Und dann setzte er noch hinzu: »Selbst jetzt kann ich noch mehr Arbeit leisten als vier von diesen Schmachtlappen.«

Nun ja, nachdem er die Sache so darstellte, mußte ich zugeben, daß er die Wahrheit sprach; freilich, dein Vater war furchtbar stark. Mein Gott, wie oft hab ich das erzählt gekriegt! Von Leuten nämlich, die zufällig in die Werkstatt kamen, als er grad auf der einen Seite von einem Steinklotz von sieben Zentnern anhob, während sich am andern End zwei Nigger anstregten und abschwitzten und das Gewicht kaum bewältigen konnten, und deswegen sagte ich auch zu dem Chirurgen Wade Eliot, damals, als wir deinen Papa zum erstenmal ins John Hopkins Institute nach Baltimore brachten: »Meine Theorie ist, Herr Doktor, und meine Diagnose ...« na ja, und da sagte ich ihm, daß nach meiner Meinung dergleichen Überanstregungen die Krankheit deines Vaters mitverursacht haben. Und wie oft hab ich ihn gewarnt! »Warum eigentlich tust du solche Sachen! Eh du dich versiehst, hast du 'ne Sehnenzerrung weg, oder du hast dir 'nen Bruch gehoben.

Laß das doch die Nigger schaffen, dafür bezahlst du sie ja!« Aber davon wollte er nichts wissen. »Wie könnte ich denn das?« sagte er. »Wenn ich mich auf diese Nigger verließ, dann wär ich verlassen.« Und so, sagte ich zu Doktor Eliot, mit solcher Arbeit hätte dein Vater sein Leiden beschleunigt, und der Doktor pflichtete mir bei und sagte: »Ja, das mag wohl sein, ja, ganz bestimmt.«... Aber um auf diesen Plan, gegen China mitzukämpfen, zurückzukommen, also: »Du gehst nicht mit!« sagte ich da zu deinem Vater. »Du hast Rücksichten auf Frau und Kind zu nehmen, und so kannst du nicht gehn.« Ich setzte meinen Willen durch, weißt du, und er sah es ja auch ein und gab nach und sagte sogar, ich hätte recht – aber oh! Kind! Kind! Du kannst dir nicht vorstellen, wie das bei ihm war! – Kalifornien, China, überallhin! – wenn ich ihn fortgelassen hätte, wär er hingegangen! So ein sonderbarer Mann.

Wahrhaftig, einen Menschen mit so einem Wandertrieb im Leib hab ich mein Lebtag nicht gesehn, beschwören will ich's, er war wie ein Stein im Geröll und wär ein Wanderer gewesen, weiter nichts, und wär nach Kalifornien, China und überallhin gegangen, einfach,

weil er keine Ruhe in sich hatte, und hätte überhaupt nie Eigentum erworben, wenn ich ihn nicht geheiratet hätt. Eines Tags schrieb ihm Truman aus Kalifornien ... dieser Professor Truman war der Schwiegervater jener beiden Mörder Ed Mears und Lawrence Wayne, von denen ich dir gleich erzählen werde im Zusammenhang mit den warnenden Stimmen »Zwei ... Zwei« und »Zwanzig ... Zwanzig«, die ich an jenem Abend hörte; die beiden hatten Schwestern, Töchter Trumans, geheiratet, ja, so war's ... er aber war ein Gelehrter und ein Gentleman und, du kannst versichert sein, von einem Mörder hatte er nichts, weißt du, er war zu vornehm, viel zu vornehm und ehrenhaft dazu, und man sah's ihm auch an, immer in Lackschuhen und Anzügen aus feinstem schwarzem Tuch ... er also war's, der deinem Vater schrieb, er solle nach Kalifornien kommen. »Der Herrgott hat mit Verschwenderhänden seine Gnadengaben über dies Land ausgeschüttet«, schrieb er, oh, dieser gepflegte Gentleman, in seinem schönen Englisch mit den herrlichen Redebäumen! »Kommen Sie«, schrieb er, »dies ist das Wunderland der Natur; der Fülle und des Reichtums ist hier mehr, als sich's

der Geiz selber träumen läßt, und die Schätze liegen noch unerschlossen. Wenn Sie jetzt kommen, werden Sie in fünfzehn Jahren ein reicher Mann sein.« So redete er ihm brieflich zu, nach Kalifornien zu kommen, und schrieb: »Verkaufen Sie aus! Machen Sie alles, was Sie haben, zu Geld, und kommen Sie hierher!« »Hm!« machte ich, als mir's dein Vater erzählte, und sagte, »ihm scheint aber furchtbar viel dranzuliegen, daß du dorthin ziehst, nicht wahr?« »Ja«, sagte dein Vater, »das ist Neuland, und bei Gott! ich zieh hin!« Und dann, plötzlich, ziemlich betreten, sagte er, zu mir: »Was hast du eigentlich?«

Ich sagte es ihm nicht, sah ihn einfach an, verlor kein Wort darüber, und dann sagte ich bloß: »Er sagt, du solltest hinziehen. Und was sagt er von deiner Frau und deinen Kindern? Was soll aus denen werden?« Und da sagte dein Papa: »Ei, das läßt sich doch machen. Er schreibt mir ja, ich solle euch mitbringen, er sagt wörtlich: ›Verkaufen Sie sofort und bringen Sie Eliza und die Kinder mit‹, so drückt er sich aus.« »Das dacht ich mir schon, genau das!« sagte ich darauf, und »Was hast du denn eigentlich?« fragte dein Papa dann

wieder, aber ich sah ihn bloß an und sagte es ihm nicht.

Ich hätt's ihm ja sagen können, aber ich wollte nicht, daß er sich deswegen Gedanken machen sollte. Ei Kind! Gesagt hab ich's ihm nicht, aber ich wußte es, ich wußte es! Ich will dir erzählen, was dieser Mann bei seinem Abschiedsbesuch zu mir sagte, Junge. »Ich kam, um Ihnen Lebewohl zu sagen«, sagte er, und da war allerhand auf seinem Gesicht zu lesen, ganz gewiß. »Es tut uns leid, Sie von hier wegziehn zu sehen«, sagte ich, »Sie werden uns fehlen.« »Ja«, sagte er und blickte mir stracks ins Auge – oh, dieser Blick! Na, du weißt schon! – »Und Sie, Sie werden mir fehlen«, sagte er. Er blickte mir stracks ins Auge, weißt du, und legte diesen Nachdruck auf das ›Sie‹. Nun ja, da wollte ich eben ablenken und sagte: »Meinem Mann sowohl wie mir, Sie werden uns beiden fehlen.« Und dann wollte ich ihn ein bißchen aufheitern, sagte: »Also hören Sie mal«, ich meinte das spaßhaft, »ich hoff, Sie werden uns wirklich nicht vergessen, wenn Sie in Kalifornien sind, ich hoff, Sie schreiben uns mal. Wenn es dort wirklich so wundervoll ist, wie behauptet wird, und man das Gold ein-

fach auf der Straße auflesen kann, dann möchte ich wirklich Bescheid kriegen, ei ja, wenn dem wirklich so ist, dann möchte ich auch dort wohnen, wir würden dann unsre Sachen packen und ebenfalls hinziehen, wirklich, mir wär's lieb, wenn Sie uns das schreiben könnten, denn dann gefiele mir's dort gewiß.« Und dann, Kind, viele Jahre später, als dein Vater seine Reise nach Kalifornien machte, dieses törichte, vollkommen sinnlose Unternehmen, mein Junge, diese Geldvergeudung, da war meine erste Frage bei seiner Heimkehr: »Nun, hast du den Professor Truman aufgesucht?« »Ja«, sagte er drauf, und auf seinen Mienen war allerhand zu lesen, »aufgesucht hab ich ihn.« »Und wie geht's ihm?« fragte ich da, denn natürlich, ich wollte etwas herausfinden. »Was macht er?« »Na ja, was wird er schon machen?« sagte dein Papa und auf seinem Gesicht war allerhand zu lesen, »weißt du, er hat nichts getan als geredet, die ganze Zeit, die ich mit ihm zusammen war, hat er geschwätzt, ei wahrhaftig, ich glaub, der verdammte alte Herr war in dich verliebt, Herrgott, das glaub ich.« Nun wohl, da hab ich stillgeschwiegen, ich wollte nicht, daß er sich Gedanken drü-

ber machen sollte, Kind, aber ich hatte es ja damals in Trumans Augen gelesen, ich wußte Bescheid, ich wußte Bescheid.

Beschwören will ich's, ich hab nie einen Menschen gesehn, der so eine Wanderlust im Leibe hatte wie dein Vater. Und doch, vielleicht hatte Amanda Stevens recht mit dem, was sie von den Männern sagte. Das ist so eine Geschichte von damals, weißt du, als alle ihre Söhne in den Bürgerkrieg zogen. Sie hatte acht, und alle acht gingen in den Krieg. Und freilich, mein Lieber, da kamen die Leutchen zu ihr ins Haus und beglückwünschten sie dazu, daß sie alle ihre Söhne ins Feld geschickt hätte, und sagten ihr, wie stolz sie drauf sein könne. »Ins Feld geschickt!« sagte da Amanda. »Ich hab keinen von ihnen ins Feld geschickt. Sie sind samt und sonders heimlich hier um Mitternacht ausgekniffen, ohne mir ein Wort davon zu sagen. Wenn ich könnte, würde ich sie, jeden einzeln, zurückholen ... hierher, wo sie hingehören, damit sie hier auf der Farm ihre Schuldigkeit tun.« »Aber sind Sie denn gar nicht stolz auf Ihre Söhne?« fragten die Leutchen. »Stolz? Ei du guter Gott!« sagte da Amanda, du weißt ja, sie hatte

eine furchtbar grobschlächtige Art zu reden, »worauf soll ich denn stolz sein? Sie sind sich alle gleich. Ich hab noch keinen Mann gesehn, der's an einem Platz fünf Minuten aushalten konnte, ohne daß ihn die Lust ankam, wegzulaufen. Ach!« sagte sie, »sie benehmen sich einfach alle, als hätten sie Terpentin im Hintern.« Nun freilich, sie war erbittert darüber, daß die Söhne alle, ohne ein Wort zu sagen, ausgekniffen waren, so daß sie die ganze Arbeit auf der Farm allein tun mußte.

Ich will dir was sagen, Amanda Stevens war tatsächlich eine ausgezeichnete Frau, sie wurde siebenundachtzig und war gesund und rüstig an Körper und Geist bis zur letzten Stunde. Ja, sie ging sogar noch überall hin, mitten im Winter, um auszuhelfen, wenn jemand krank war. Und natürlich wurden Geschichten von ihr erzählt, hui, hui, ich entsinn mich noch, daß ich dazu bemerkte: »Aber nein, das hat sie doch sicher nicht gesagt, das muß ein Irrtum sein!« und damals sagte ich das auch und dazu: »Ei, das geht über die Hutschnur! So kann sie doch nicht zu ihrer eignen Tochter gesprochen haben!« Das war, als ihre Tochter Clarissa den John Burgin geheiratet hatte, denselben

John Burgin, von dem ich die ganze Zeit schon erzähle, Sohn. Er ist ein entfernter Vetter von dir, mütterlicherseits, und Ed Mears hatte ihn erschossen, und deswegen sagte ich zu deinem Papa an jenem Tag, als er heimkam und mir von Melvin Porters Besuch in der Werkstatt erzählte: »Sollen sie hängen, diese Mörder! Sie haben kalten Bluts den John Burgin umgebracht, einen guten, aufrechten Mann, der eine Frau und kleine Kinder hat und nie einem Menschen was zuleid tat«, so sagte ich und behauptete: »Das ist einfach böswilliger, kaltblütiger Mord, und gehenkt werden ist noch zu gut für die Täter.« Also, John Burgin hatte Clarissa Stevens geheiratet, und ihr erstes Kind kam sieben Monate nach der Hochzeit. Nun wohl, es war ja in Ordnung, freilich, niemand sagte dem Mädchen was nach, die Leute kamen gar nicht auf den Gedanken, sie könnte vor der Ehe etwas Unrechtes getan haben, aber sie selber schrie und heulte, als hätte sie den Verstand verloren.

»Nun wohl«, sagte der Arzt, »dem Säugling fehlt nichts, mit dem Säugling ist alles in Ordnung, aber wenn nicht bald jemand kommt und es fertigbringt,

daß die Wöchnerin zu schreien aufhört, dann wird das Kind hier bald keine Mutter mehr haben.«

»Werd ich schon fertigbringen«, sagte Amanda, »oder wenigstens wissen, warum sie so tobt«, und so ging sie sofort hinein ins Schlafzimmer und setzte sich ans Bett neben ihre Tochter. »Jetzt hör mich mal an«, sagte sie, »ich denk nicht dran, diese Albernheiten von dir länger mitanzusehn.« »Ach«, sagte die Tochter, »ich sterbe vor Scham, ich werd nie wieder den Kopf hochtragen können«, und fing wieder an zu flennen und zu plärren, nun, du wirst dir's schon vorstellen können. »Ei, was ist denn los?« fragte Amanda. »Was hast du denn getan, daß du dich so aufregst?« »Ach«, sagte die Tochter, »ich hab nichts getan, aber mein Kind ist vor der Zeit zur Welt gekommen!« »Herrgott! Ist das alles?« sagte die alte Frau, ganz grob heraus, weißt du, »ich dünke, du hättest mehr Verstand, als dich über so eine Sache aufzuregen.« »Ach«, sagte die Tochter, »nun werden sie mir nachreden, daß ich mich vor der Ehe vergangen hätte.« »Ei Herrgott! Dann laß sie's doch sagen!« sagte Amanda. »Was geht das dich an! Dann sag ihnen, dein Arsch gehöre dir, und du könn-

test mit ihm tun, was dir paßt!« Das ist wörtlich, was sie sagte, weißt du, und natürlich wurde es weiter erzählt. Als ich die Geschichte deinem Papa erzählte, sagte er: »Guter Gott, du weißt, daß sie so was nicht gesagt hat!« Aber so wurde erzählt.

Also – ich sagte zu ihm: »Du gehst nicht!« Ich bestand darauf, weißt du, und als er sah, daß es mein Ernst war, mußte er natürlich nachgeben, aber wie ich dir erzählte, diesen Wandertrieb hatte er stets in sich, immer zog es ihn irgendwohin, nach Kalifornien, nach China – ja, und was ich dir von seiner Abneigung gegen die Chinesen erzählte, damit ging's ihm genau wie mit der Unruhe im Wesen, solange er lebte, verwand er sie nicht. Viele Jahre später war es – ei, erinnerst du dich nicht dran? Du warst doch dabei! Nein, doch nicht! Du warst damals auf der Universität ... – also, es war im letzten Kriegsjahr, und wir brachten ihn nach Baltimore ins Hospital, Lukas war dabei, ja, und Ben war dabei ... – ich will dir was sagen, ich hab oft dran denken müssen, der arme Ben! Wir waren alle drauf gefaßt, daß dein Vater jeden Tag sterben könne, und dabei hatte er noch volle fünf Jahre zu leben, und Ben

war es, Ben, der sterben mußte. Wir dachten im Traum nicht daran, daß Ben sterben müsse, daß er, ein Jahr später schon, tot und begraben sein würde. Und unvorstellbar ist, wie sich dein Papa dann benahm, krank und ausgezehrt wie er war von diesem furchtbaren Krebs – mein Gott, wie er nur dazu imstande war, ein dahinsiechender Mann, aufgefressen von diesem verderbten Wuchergewächs, dessen Wurzeln ihm überall durchs Gewebe reichten!

Der Doktor Wade Eliot sagte zu mir: »Ich kann mir nicht erklären, was Ihren Mann aufrechterhält, Mrs. Gant. Ich rechnete nicht damit, ihn wiederzusehn, als er das letztmal das Hospital verließ«, erklärte er mir und sagte: »Er ist ein außerordentlicher Fall, in meiner ganzen Praxis ist mir so keiner vorgekommen.« »Nun, Herr Doktor«, sagte ich drauf, »Ihre Meinung hat Gewicht, ein großer Chirurg wie sie, der Tausende von Menschen operiert hat, muß wohl die Zeichen und Symptome kennen.« Nun, du verstehst schon, worauf ich hinauswollte, ich wollte ihn ausfragen, wollte ihn dahin kriegen, daß er mir seine Theorie zum besten gab. »Sie haben doch sicher irgendeine bestimmte

Vorstellung von seinem Fall, Herr Doktor, und wenn dem so ist, dann möchte ich sie wissen. Seine nächsten Angehörigen haben schließlich ein Recht, zu wissen, wie es um ihn steht«, sagte ich, »und ich bin aufs Schlimmste gefaßt. Wie lange also«, fragte ich, »hat Mister Gant noch zu leben?« Und dazu sah ich dem Arzt fest ins Auge.

Ei, ich sag dir, mein Lieber, der Mann warf seinen Kopf zurück und lachte. »Wie lange er noch zu leben hat!« rief er aus. »Ei, vermutlich so lang, bis wir beide längst im Grabe liegen!« Und laß dir sagen, mein Junge, was ihn anbetrifft, so hat sich Wade Eliot damals gar nicht so sehr geirrt. Da stand er also, ein Mann in den besten Jahren, sah prächtig aus, kein Mensch wäre auf den Gedanken gekommen, daß er bald nicht mehr unter den Lebenden weilen würde, und berühmt war er auch ... war er doch der Arzt, der zu Woodrow Wilson ans Krankenbett geholt wurde ... man erzählte sich, daß er Tausenden das Leben gerettet habe ... und dann, als sein Stündlein geschlagen hatte, da konnte er sich selbst nicht helfen und starb! Alles ward getan, um ihn zu retten, sämtliche Hilfsmittel der medizinischen

Wissenschaft, wie man so sagt, wurden aufgeboten, aber – es nützte nichts, der Doktor Wade Eliot lag tot in seinem Grabe, zwei Jahre, nachdem dein Vater starb. Ich erinnere mich, daß ich zu Dr. McGuire sagte, als ich die Nachricht in der Zeitung las: »Da sieht man wieder einmal, daß einem nichts helfen kann, wenn das letzte Stündlein geschlagen hat. Ich weiß nicht, wie ich's nennen soll«, sagte ich, »aber so sicher wie ich geboren bin, da hat eine höhere Macht die Hand im Spiel, und auf ihren Befehl müssen wir abtreten, den Ärzten und allem zum Trotz.« »Ja, da haben Sie ganz recht«, sagte McGuire drauf zu mir, »es gibt da etwas, von dem wir nichts wissen«, und dabei war es so, daß er selber auch nur noch ein Jahr zu leben hatte, denn du weißt ja, er soff sich tot aus Kummer über diese Frau, die sich so gegen ihn benommen hatte. Der Nigger im Hospital daheim erzählte deinem Bruder Lukas, daß McGuire dort spät in der Nacht hinkam und oft so betrunken war, daß er auf allen vieren treppauf krabbeln mußte wie ein großer alter Bär, und wenn er dann in der Frühe gleich zu operieren hatte, mußte ihn der Nigger in ein kaltes Bad setzen, in dem große Eis-

brocken herumschwammen, und der Nigger sagte, das hätte er gar manches Mal gemacht und ihn dann zu Bett gebracht.

»Ich sag Ihnen offen, Mrs. Gant«, sagte Dr. Eliot zu mir, »daß ich mit dem besten Willen nicht behaupten kann, ich verstehe diesen Fall. Ich kann Ihnen nicht sagen, was Ihren Gatten am Leben erhält, aber er lebt, und ich möchte keine weiteren Prophezeiungen machen. Es ist nicht ein Mann, sondern vier, und heute noch hat er mehr Lebenskraft in sich, als wir beiden zusammen.« Und das freilich stimmte. Bis zu seinem Ende konnte dein Papa Mahlzeiten essen, wie sie die meisten Leute nicht vertragen können, Mahlzeiten, wie sie einen gewöhnlichen Menschen ins Grab bringen, ei, so zum Beispiel zwei Dutzend frische Austern, ein ganzes Backhuhn, einen gedeckten Apfelkuchen und zwei oder drei Kannen Kaffee dazu, ei! So viel hab ich ihn wieder und wieder essen seh'n! Und alle möglichen Gemüse dazu, Maiskolben, Süßkartoffeln, grüne Bohnen und Spinat und dergleichen. Also, Dr. Eliot sprach sich da ganz offen aus, er gab einfach zu, daß er keine Voraussagungen machen könnte. »Aber hören Sie mal«,

sagte er zu mir, »ich wünsche, daß Sie auf ihn achtgeben, ehe er hier in die Klinik reinkommt. Ich möchte gleich an ihm operieren, und dazu muß er imstande sein.« »Schön«, sagte ich, »er wird dazu imstande sein, glaub ich. Er hat mir versprochen, daß er sich hält, und außerdem passen wir gut auf ihn auf. Nun sagen Sie mir, Herr Doktor, was darf er denn essen? Soll er Diät halten? Darf er Austern haben?« fragte ich. Nun, da lachte Wade Eliot, weißt du, und sagte: »Hören Sie, Austern ist 'ne ziemlich seltsame Diät für 'nen Schwerkranken.« »Das schon«, sagte ich, »aber er hat sich so sehr drauf gefreut. Er hat Austern immer gern gegessen, und erinnert sich stets dran, wie er hier in Baltimore in seiner Jugend die offenen Austern dutzendweis aus der Schale aß, und nun hat er sich so sehr drauf gefreut, und mir wär's schrecklich, wenn ich ihn hierin enttäuschen müßte.« »Ach, das ist schon recht«, sagte Wade Eliot und lachte, »lassen Sie ihn Austern essen. Umzubringen ist der Mann ja überhaupt nicht. Aber hören Sie mal, was mir Gedanken macht, ist nicht so sehr sein Essen wie sein Trinken. Passen Sie auf, daß er nüchtern bleibt. Ich möchte nicht, daß er erst über

einen Rausch weggebracht werden muß, wenn er hierher ins Krankenhaus kommt. Also: jagen Sie ihm Gottesfurcht ein, Mrs. Gant, ich weiß, Sie bringen das fertig. Sagen Sie ihm, daß er die Operation nicht übersteht, wenn er sich vorher noch mal besäuft. Sagen Sie, das hätte ich gesagt.«

Schon gut, ich sagte ihm, was Wade Eliot gesagt hatte. »Austern sind dir erlaubt«, sagte ich, »der Doktor sagte, das wäre recht und richtig, aber er besteht drauf, daß du keinen Tropfen trinkst, denn sonst würde man dich wohl in der langen Truhe heimschicken müssen.« »Ei Herrgott!« sagte dein Papa drauf, »du weißt doch, Frau, daß ich so was in meinem Zustand von selber nicht tu. Wenn mir einer 'nen Whisky anböte, ich würde das Glas glatt zum Fenster rausschütten. Schon beim Anblick von dem Zeug wird mir übel, der Magen dreht sich mir rum.« Also, er versprach mir, nichts zu trinken, freilich, und ich nehme an, wir alle glaubten es ihm.

Na, es dauerte keine vierundzwanzig Stunden, da ging er aus und soff herum und kehrte gegen zwei Uhr morgens stinkbesoffen zurück und brüllte, und, ich will

dir was sagen, Mrs. Barrett, die jenes Boarding House grad gegenüber dem Hospital hatte, tat mir aufrichtig leid, ei, so eine gute Frau, sehr religiös, weißt du, ging immer in die Kirche, und all das. Also da stand sie da, mußte sich ihren Lebensunterhalt verdienen, hatte auch noch eine erwachsne Tochter zu ernähren, deren Mann mit 'ner andern Frau durchgebrannt war – und da kommt also dieser Mensch, dein Papa, mitten in der Nacht rein und heult und brüllt und behauptet, das wär 'n Hurenhaus, und jetzt wäre er da, und die Weiber sollten sich mal sehn lassen. Wie du dir vorstellen kannst, mit seinem Radau weckte er das ganze Haus auf. Die Leute standen auf, um zu sehen, was los wäre, und Mrs. Barrett kam und klopfte an meine Tür, und da stand sie zitternd im Nachthemd und rang die Hände: »O Mrs. Gant«, sagte sie, »Sie müssen Ihren Mann zum Schweigen bringen, oder es ist mein Ruin! Sehen Sie, daß Sie ihn wegbringen«, sagte sie, »in meinem Hause ist mir nie so was vorgekommen, und wenn es sich herumspricht, ist der Ruf meines Hauses verloren.« Und ihre Kinder, weißt du, sie hatte noch zwei kleine Buben, die hatte sie rauf auf den Speicher geschickt,

und dort hockten sie im Dachstuhl wie Affen, und überall auf den Gängen standen die Hausgäste und tuschelten, und dein Bruder Ben schämte sich so entsetzlich und war so erbittert, weil sich dein Papa so benahm, daß er sagte: »Bei Gott, es geschah ihm recht, wenn er stürbe. Nachdem er sich so aufgeführt hat, wär mir's schnurz.«

Nun wohl, ich erwischte die Flasche, sie war noch ein Drittel voll, dein Vater hatte sie in einer seiner Taschen stecken, und es dauerte nicht lang, da bettelte er mich an um einen Trunk. »Nix da!« sagte ich. »Keinen Tropfen mehr! Jetzt hörst du auf mich! Du bist ein schwerkranker Mann, und wenn du es so weitertreibst, dann kommst du nicht mehr lebendig heim nach Altamont!« Das sagte ich, und da sagte er drauf, das war ihm ganz gleich. »Mir wär's lieber, es wär jetzt rum, ich möcht diese Schmerzen und Todesqualen nicht noch länger ausstehn«, sagte er. Und er tobte und wollte was zu trinken haben, aber wir gaben ihm nichts; ich nahm die Flasche und leerte sie in den Ausguß, so daß das überhaupt nicht mehr in Frage kommen konnte, ja, und dann endlich schlief er ein. Ich nahm seine Kleider

und schloß sie in meinen Koffer ein, so daß er nicht noch mal ausbrechen konnte.

Dann ließen wir ihn schlafen, und er schief seinen Rausch aus. Am nächsten Morgen um zehn wachte er auf und war scheinbar wieder in Ordnung, Frühstück wollte er keins, er sagte, dann würde ihm übel werden, aber ich kriegte ihn so weit, daß er wenigstens einen guten heißen Kaffee trank, den ihm Mrs. Barrett brachte. Sie war wirklich eine gütige, gutherzige Christin, und dein Papa sagte ihr, es täte ihm leid, daß er sich so benommen hätte. Wir redeten ihm dann zu, er solle aufstehn und mit uns ausgehn, wir hatten alle noch nicht gefrühstückt und wollten in einen Lunchroom ein bißchen weiter unten an der Straße essen gehn. »Nein«, sagte er, »ich mag nicht aufstehn, mir ist's nicht gut. Geht alleine. Mir ist's lieber, ihr geht und eßt was«, sagte er.

Nun, es war so, daß er nichts mehr zu trinken hatte, denn ich hatte die Flasche ausgegossen, und weggehn konnte er auch nicht, weil ich seine Kleider weggeschlossen hatte, und so dachte ich, es ist alles in Ordnung, wir können ihn eine Weile sich selbst überlassen.

Wir gingen also aus und aßen, und als wir nach einer Stunde wiederkamen, ei, da hatte er wieder getrunken. Er lag auf seinem Bett, war ein bißchen wirr im Kopf und sang so ein Liedchen vor sich hin. »Aber Mama«, sagte Ben, »du hast uns doch gesagt, du hättest ihm die Flasche abgenommen und das Zeug weggegossen.« »Ei, das hab ich auch getan«, sagte ich. »Na, da muß er eben noch 'ne Flasche gehabt haben, die dir entgangen ist«, sagte Ben, »denn das ist sicher, er hat sich tüchtig die Gurgel geschwenkt, seit wir weggingen.« »Was es auch war«, sagte ich, »hier in seinem Zimmer war der Stoff nicht, als wir weggingen. Ich hab alles von oben bis unten genauestens abgesucht, wie mit dem feinzinigen Kamm durchgekämmt, und du kannst deinen letzten Dollar drauf wetten, daß kein Whisky und nichts dergleichen in seinem Zimmer war.« »Schon gut«, sagte Ben, »irgendwie muß das Zeug reingesickert sein, und ich möchte ausfindig machen, wer es ihm gebracht hat. Laß uns Mrs. Barrett fragen, ob er in der Zwischenzeit Besuch gehabt hat.« »Ei ja«, sagte ich, »danach müssen wir uns erkundigen.«

So gingen wir drei hinunter ins Erdgeschoß, um Mrs. Barrett zu fragen, ob jemand deinen Papa besucht habe. »Nein«, sagte sie, »seit Sie weggingen, hat niemand den Fuß in dies Haus gesetzt. Gerade auf so was war ich nämlich gefaßt und habe deswegen aufgepaßt, und wenn irgend jemand reingekommen wäre, hätte ich's bestimmt bemerkt.« »Nun, nun«, sagte ich, »das ist aber wirklich recht sonderbar. Dieser Sache muß ich unbedingt auf den Grund gehen. Ihr Jungen kommt mal mit!« sagte ich zu Ben und Lukas, »wir werden dieses Rätsels Lösung finden und herausbringen, was los war.«

Wir gingen wieder hinauf ins Obergeschoß, und als wir in sein Zimmer kamen, da hatte dein Vater schon wieder was zu trinken gehabt, weißt du – man konnte es ihm sofort ansehen, konnte es ihm auf den Kopf zusagen, denn er war besoffen wie ein großer Herr. Ich ging stracks auf ihn zu und sagte: »Hör mal, du hast irgendwoher Whisky gekriegt, und nun sagst du mir auf der Stelle, wer ihn dir gegeben hat!« »Ich? Wer? Ich? I wo!« sagte er mit ganz betrunkenener Stimme. »Ei, Baby, du kennst mich doch, du weißt doch, ich rühr keinen

Tropfen an!« Und dazu wollte er mich umarmen und küssen und all das, na, du weißt schon. Gut, wir guckten also noch mal nach, Ben, Lukas und ich, wir stöberten das Zimmer von oben bis unten durch, aber einen Sinn hatte es nicht; es war kein Whisky da, denn sonst hätten wir ihn bestimmt gefunden.

Na, ich überlegte mir die Sache, und plötzlich wie der Blitz kam mir eine Eingebung, und warum ich nicht gleich auf diesen Gedanken gekommen war, weiß ich nicht. »Kommt, ihr Kinder«, sagte ich zu den Buben und blinzelte ihnen zu, »kommt mit. Wir gehn hinunter in die Stadt, um die Sehenswürdigkeiten zu besichtigen!« Und zu deinem Papa sagte ich: »Wir kommen in 'ner Stunde wieder. Dann mußt du fertig sein, denn um drei Uhr wirst du ins Hospital aufgenommen.«

Nun ja, das paßte ihm, genau das wollte er. »Ja, geht nur!« sagte er, denn natürlich wollte er allein sein, um weitertrinken zu können. Wir ließen ihn also allein, wir gingen den Korridor entlang in mein Zimmer, ich ließ Ben und Lukas miteintreten und zog leis die Tür hinter uns zu. »Aber Mama!« sagte Lukas, »wovon redest du denn? Wir können doch nicht hinunter in die Stadt

gehn und ihn hier allein lassen, während er trinkt. Ir-
gendwoher muß er das Zeug kriegen, und ich werde
aufpassen, daß er weiter nichts kriegt, und wenn ich
mich zu ihm ins Zimmer setzen und ihn bewachen
muß!« »Nein«, sagte ich, »warte!« Und er fragte: »Ei,
wie soll ich denn das verstehn?« Und ich sagte: »Ei,
siehst du's denn nicht ein?«, und ich war wütend auf
mich selbst, weil mir nicht gleich eingefallen war, daß
dieser elende alte Nichtsnutzer Gus Tolly aus Seneca
in Süd-Carolina, der manchmal zu uns nach Altamont
ins Haus kam, das Zimmer neben dem Zimmer deines
Vaters hatte. Er hatte dasselbe Leiden wie dein Vater,
und auch er wartete, daß er drüben im John Hopkins
Institute aufgenommen werden könne, und diese bei-
den also hatten, so tüchtig, wie sie's nur konnten, sich
die Gurgel geschwenkt. »Es ist dieser alte Lump Gus
Tolly«, sagte ich zu Lukas, »der hat deinem Papa den
Whisky gegeben.« »Gott verdamm ihn!« sagte Lukas,
»dem Kerl werd ich den Hals rundrehn!« und wollte
zur Tür hinaus. »Nein, bleib hier!« sagte ich. »Warte
noch eine Minute! Ich werde ihm dann das Nötige sa-
gen.«

Also, wir warteten. Und sicher! Es dauerte keine fünf Minuten, da ging die Tür am Zimmer deines Vaters ganz sachte auf, und er kam herausgeschlichen, und dann hörten wir, wie er an Gus Tollys Tür klopfte. Wir hörten sogar, wie Gus Tolly fragte: »Na, sind sie fort?« Wir warteten noch ein Augenblickchen, dann rückten wir an. Ich ging stracks hin und klopfte an Gus Tollys Tür. »Wer ist draußen?« »Machen Sie die Tür auf, da werden Sie's schon sehn.« Na, er machte die Tür auf, und ich kann dir sagen, er zog ein schönes Schafsgesicht. »Ei, Mrs. Gant, Sie sind's?« sagte er. »Ich dachte, Sie wären alle in die Stadt gegangen.« »Na«, sagte ich, »also dieses eine Mal haben Sie sich nasführen lassen.« »Mr. Gant ist hier drin bei mir«, sagte er. Er hatte 'ne Stimme, als hätte er Brei im Maul, und da stand er am Türspalt und steckte seine alte rote Nase heraus, die wie 'ne Salzgurke war, ganz mit Warzen bedeckt. »Wir haben uns grad ein bißchen unterhalten«, sagte er. »Ja«, sagte ich, »und mir sieht's aus, als hätten Sie noch was getan. Wenn das bloß Unterhaltung gewesen war, dann muß ich's aber eine starke Unterhaltung nennen, nachdem sie sich den Leuten so auf den Atem schlägt

und das Zimmer so mit Geruch anfüllt, daß man sich nicht in die Nähe traut.« Na, du weißt schon, was ich meine, nämlich diesen alten, üblen Geruch von Roggenwhisky ... der lag da so dick wie ein Nebel, du hättest die Luft mit dem Messer schneiden können. »Ich hab mich doch selber mein Lebtag unterhalten«, sagte ich, »aber solche Wirkungen hab ich nie an mir verspürt.« »Ei, ich seh's ja schon«, sagte da der Lukas, »Sie habe ja eine ganze Flasche voll von dieser Unterhaltung drinnen auf dem Tisch stehn.«

Also, wir marschieren rein in die gute Stube, und da saß er, dein Papa, am Tisch und goß sich grad aus 'ner Literflasche was zu trinken ein. Na, wenn Blicke töten könnten, dann wären wir drei auf der Stelle tot gewesen, denn er schoß uns die schwärzesten, bittersten Blicke zu, die du dir nur vorstellen kannst. Und dann fing er an zu fluchen und toben. Natürlich, ich nahm ihm das Zeug und die Flasche ab, und da verlegte er sich aufs Bitten und Betteln, und wollte nur noch einen einzigen Schluck haben. »Nix da!« sagte ich, »du gehst jetzt rüber ins Hospital, und was mehr ist, du gehst sofort. Wir werden keine Minute länger warten.« Das war

natürlich die einzig mögliche Art, ihn zu behandeln, ich hatte ihn oft genug in diesem Zustand erlebt und wußte, wenn wir ihn nicht gleich rüber in die Klinik brächten, dann wäre er imstand, einen unterirdischen Gang zu graben, bloß um noch mehr Whisky zu kriegen. »Ja-woll«, sagte der Lukas, »jetzt mußt, du mitgehn, und wenn ich dich rüberschleppen muß! Und der Ben wird dabei helfen.« »Nein«, sagte da der Ben, »verdammst will ich sein, wenn ich dabei helfe! Ich möcht nichts mehr mit ihm zu tun haben, meinetwegen kann er tun, was ihm beliebt.« »Wenn wir ihn hierlassen«, sagte der Lukas drauf zu Ben, »dann säuft er sich tot.« »Soll er sich totsaufen«, sagte der Ben, »mir ist's verdammst schnurz. Laß ihn doch, wenn er's gern möchte. Vielleicht fänden wir übrigen dann ein bißchen Frieden, wenn er's täte. Er hat immer nach seinem Willen gelebt«, sagte Ben, »er hat immer nur an sich selbst gedacht, und mir ist's gleich, was aus ihm wird. Ich hatte mich auf diese Reise gefreut, hatte geglaubt, wir andern könnten uns bei dieser Gelegenheit mal ein bißchen unsres Lebens freuen, und er ist hingegangen und hat uns alle vor den Leuten entehrt und uns den

Spaß verdorben. Ihr könnt euch um ihn bekümmern, wenn's euch beliebt, aber ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben.« Nun, zu verstehen ist es ja von Ben, er war erbittert, er hatte sich auf die Reise gefreut, hatte sein Geld dafür gespart, hatte sich 'nen netten neuen Anzug angeschafft, und dann, stell dir vor, benahm sich dein Papa so. Freilich, wir alle drei waren bitter enttäuscht. Wir hatten es uns so gedacht, daß wir ihn im Hospital einliefern würden und dann ein bißchen Zeit für uns selber hätten in Baltimore – aber nein, da wurde nichts draus, dein Vater führte sich so auf, daß man ein ganzes Regiment Soldaten gebraucht hätte, um auf ihn achtzugeben.

Schon gut, er wollte nicht mit, natürlich nicht, aber er sah ein, daß es uns ernst war und ihm nichts anderes übrigblieb, und so brachte ihn Lukas rüber auf sein Zimmer, und ich schloß meinen Koffer auf und gab seine Kleider heraus, und wir zogen ihn an. Und dann packte ich die paar Sachen zusammen, die er drüben im Hospital brauchen würde, Nachthemden, Bademantel, Pantoffeln und so weiter, und da wurde ich gewahr, daß er kein frisches Hemd mehr hatte. Selbst das

Hemd, das wir ihm grad angezogen hatten, war so schmutzig, daß ich mich schämte, ihn so gehen zu lassen, und außerdem wußte ich, drüben im Hospital würde er frische Hemden brauchen, sobald er wieder aufstehn durfte nach der Operation. »Ei, wo in aller Welt sind denn deine Hemden?« fragte ich ihn. »Was hast du denn mit ihnen angefangen? Ich hab dir sechs frische Hemden eingepackt. Du kannst sie doch nicht verloren haben. Wo sie nur sind?« fragte ich. »Oh, sie haben sie, sie haben sie!« begann er drauf in diesem jämmerlichen Ton und fing an zu toben und sich aufzuführen. »Laß sie sie haben. Diese Höllenteufel haben mich ausgepowert und auf den Ruin gebracht, sie haben mein Herzblut getrunken, und nun können sie auch den Rest noch haben.« »Wovon redest du denn da?« fragte ich. »Was meinst du denn?« »Ei Mama«, sagte Lukas, »er meint die Chinesen aus der Wäscherei. Seine Hemden sind dort, ich hab sie selbst hingegen, aber das war schon vor 'ner Woche, und ich dachte, er hätte sie längst wiedergekriegt.« »Schon gut«, sagte ich, »da gehn wir also hin und holen die Hemden jetzt ab. In dem Hemd, das er jetzt anhat,

kann er nicht rüber ins Hospital zur Aufnahme gehn, oder wir müßten uns schämen.«

Nun freilich, das paßte ihm gerade. Er sagte: »Ja, geht nur«, und versicherte, er wäre fix und fertig, wenn wir zurückkämen ... aber natürlich wollte er uns bloß los sein, um noch weiterzutrinken. Aber ich sagte: »Nix da! Wenn wir dies Haus verlassen, kommst du mit.«

So gingen wir denn weg, er voran mit Lukas, und hinterher kamen Ben und ich. Nun freilich, Ben war so ein stolzer Mensch, er weigerte sich, deinem Papa zu helfen. »Ich werde seinen Handkoffer tragen und mit Mama hinterdrein gehn«, sagte er, »aber an seiner Seite laß ich mich nicht sehn.« »Was hast du denn?« sagte der Lukas da, »er ist dein Vater so gut wie meiner, und du schämst dich doch nicht seiner, nicht wahr?« »Ja, bei Gott, das tu ich!« sagte der Ben, wortwörtlich so sagte er es, »und ich will nicht, daß die Leute denken, daß ich ihn kenne. An mir also wirst du keinen Beistand haben, sein verdammter Krankenpfleger bin ich nicht. Ich hab mein möglichstes getan.«

Somit gingen wir also die Straße bergab, einen oder zwei Häuserblöcke unterhalb des Hospitals in jene Wäscherei, die dort in einem alten Backsteinhaus an der Ecke war, und als wir eintraten, konnten wir sie freilich sehn, diese zwei Chinesen, meine ich. Sie standen da an den Bügelbrettern und plätteten aus Leibeskräften. »Na, das ist ja wohl der Laden«, sagte ich. »Jawoll, richtig, das ist er«, erklärte der Lukas. Also, wir waren eingetreten, und einer von den Chinesen fragte deinen Papa, was er wünsche, und dein Papa sagte: »Gottverdammst noch mal, meine Hemden will ich.« »Schön«, sagte der Chinese, »ticki, ticki, bitte.« Weißt du, er sagte wirklich: »Ticki.« Nun, dein Papa hatte über den Durst getrunken und verstand das Wort nicht. Er regte sich gleich auf und sagte: »Zum Teufel Ticki! Ich will kein Ticki, ich will meine Hemden!« Da sagte ich zu deinem Papa: »Wart mal und reg dich nicht auf! Laß mich mit ihm sprechen. Wenn deine Hemden hier sind, werd ich sie schon kriegen.« Also, ich dachte, ich könne mit dem Chinesen reden und mich mit ihm verständigen, und so sagte ich zu ihm und blinzelte ihm leicht zu: »Nun, sagen Sie mir, was Sie wollen. Was also ist

es?« Und der Chinese sagte: »Ei, ticki, ticki.« Nun, dachte ich bei mir, der Mann ist doch nicht verrückt, ich sah es ihm an, daß er nicht verrückt war, daß er mit diesem Ticki sich uns gegenüber verständlich machen wollte. »Wollen Sie damit sagen, daß die Hemden noch nicht fertig sind?« fragte ich. Ich dachte, vielleicht sind sie noch nicht fertig, nein, doch nicht, eigentlich nahm ich das nicht an, denn der Mann hatte ja 'ne ganze Woche Zeit gehabt, um die paar Hemden zu waschen und zu bügeln. Das ist wirklich lange genug, dachte ich. Aber da sprach der Chinese wieder. »Nein«, sagte er, »ticki, ticki.« Und dann fing er an, mit dem andern Chinesen zu babbeln, und die beiden kamen an den Ladentisch und quatschten und plapperten auf uns ein in ihrer schauderhaften ausländischen Sprache. »Bei Gott!« rief da dein Papa, »jetzt mach ich ein Ende! Jetzt mach ich ein Ende! Das hab ich mir nicht träumen lassen, daß es so weit käme.« »Sei still!« sagte ich zu ihm, »laß mich dieser Sache auf den Grund gehn! Wenn deine Hemden hier sind, werd ich sie schon kriegen.« Nun, mittlerweile hatten die beiden Chinesen miteinander geredet, ich nehme an, der zweite sagte

dem ersten, daß wir ihn nicht verstanden hätten, denn der erste brachte nun so einen Zettelblock, auf dem was gekritzelt stand – ich sagte später zu Lukas, es hätte ausgesehn, als wären Hühner über ein Beet gelaufen –, und der Chinese deutete auf den Zettel und erklärte: »Ticki das, ticki.«

»Ach so!« rief ich. Freilich, nun kam mir die Erkenntnis, plötzlich und wie ein Blitz. Ich kann heut noch nicht begreifen, wieso ich es nicht gleich verstand: »Aber natürlich!« rief ich aus, »er meint Ticket mit seinem ›Ticki‹, er will den Empfangsschein haben, ehe er die Hemden herausgibt!« »Ja, ja«, sagte der Chinese und lächelte und grinste, denn nun hatte er mich verstanden, »ticki, ticki!« »Na freilich«, sagte ich und blinzelte ihn an, »Sie wollen das Ticki.« Nun, du wirst es dir vorstellen können – weil dein Vater tobte und sich so aufführte, hatte ich die Sache nicht gleich verstanden. Und nun sagte ich zu deinem Vater: »Der Mann sagt, er hätte dir einen Wäschezettel gegeben, und den möchte er sehen.« »Ich hab keinen Zettel«, sagte dein Vater, »ich will meine Hemden.« »Aber sicher hast du so einen Zettel gekriegt«, sagte ich. »Was

hast du damit gemacht? Du wirst ihn doch nicht verloren haben?« »Nie einen gehabt«, brummte er, eben so, wie ein Betrunkner so was sagt. »Aber ganz bestimmt«, sagte da der Lukas. »Ich erinnere mich jetzt genau, daß ich dir den Zettel gab«, sagte er zu deinem Papa. »Ei, was hast du denn mit dem Zettel gemacht, wo ist er denn? So sprich doch! So sprich doch!« sagte er und schüttelte deinen Vater, denn der Junge war ganz aufgeregert und empört, daß dein Vater den Zettel verschlampt haben könnte. »Ei, so stell dich doch nicht hin und brumme wie ein Idiot!« sagte er. »Gottverdammte, wo hast du denn den Zettel?« Na also, es blieb uns nichts andres übrig, als deinem Vater die Taschen durchzusuchen, wir stöberten alles durch, was er dabei hatte, aber der Zettel war nicht zu finden. Er war einfach nicht mehr da. Da wandte ich mich also an den Chinesen und sagte: »Ja nun«, sagte ich zu ihm, »Mr. Gant hat den Zettel verlegt, aber ich will Ihnen was sagen: – Geben Sie uns seine Hemden, und sobald sich der Zettel findet, bring ich ihn Ihnen her.« Ich sagte das, um den Mann freundlich zu stimmen. »O nein«, sagte der Chinese, und radebrechte, das könne er nicht

tun, und er fing an zu plappern und zu babbeln, vermutlich um uns zu sagen, er wisse ja nicht, welche Hemden, und könne nicht sagen, wo sie wären, und er könne sie uns keinesfalls herausgeben, wenn wir den Zettel nicht brächten. Na, und da und dann fing die Schwierigkeit an. Dein Papa packte den Chinesen an der Gurgel und schrie: »Gottverdamm dich, Kerl, ich bring dich um!« und schlug nach ihm über den Ladentisch hinweg und schrie: »Höllenteufel, der du bist! Du hast mich ausgepowert und auf den Ruin gebracht, mit Hunden hast du mich ans Tor des Todes gehetzt, aber nun mach ich Schluß mit dir, und wenn ich selbst dahinfahre, dich nehm ich mit aus dieser Welt.«

Nun wohl, Ben und Lukas hatten ihn zwar gleich gepackt und rissen ihn weg von dem Chinesen, aber der Schaden war schon geschehn. Kreischend und heulend war der andre Chinese fortgerannt, und nun kam er mit einem Schutzmann zurück. »Was ist hier los? Was bedeutet das hier?« fragte der Schutzmann und sah uns alle an. »Sie haben mich bestohlen!« sagte dein Vater, »und nun stehen sie da, diese furchtbaren, entsetzlichen, blutgierigen Höllenteufel, und planen,

wie sie mich zugrunde richten können.« Ei, er hätte uns alle auf den Ruin gebracht, wenn er weitergeredet hätte, aber Lukas schüttelte ihn und sagte: »Nun schweig still, oder du wirst im Gefängnis landen, du hast schon Schererei genug gemacht!« Und ich freilich, der ich nun diplomatisch sein mußte, wandte mich an den Beamten und sagte: »Nur ein kleines Mißverständnis, es wird sich alles gleich aufklären.« »Wieso«, sagte der Polizist. »Was ist vorgefallen?« Und da erklärte ich also: »Wir wollen meinen Gatten hier ins Hospital bringen« – du verstehst doch, ich hielt für weise, ihn wissen zu lassen, daß dein Papa ein Schwerkranker war, »und wir kamen hier vorbei, um ein paar Hemden abzuholen, die wir in die Wäsche gegeben hatten.« »Nun«, sagte der Beamte, »und stimmt da was nicht? Wollen die da die Hemden nicht rausrücken?« »Nun wohl«, sagte ich, »es scheint, sie haben Mr. Gant einen Wäschezettel gegeben, den er aber vermutlich verlegt oder verloren hat. Jedenfalls, wir konnten den Zettel nirgends finden. Die Hemden aber sind bestimmt hier im Laden. Sie müssen da sein. Mein Sohn, hier der Matrose, hat die Hemden vor einer Woche hergebracht.«

Na, der Beamte äugte den Lukas an, und, laß dir's gesagt sein, der Junge machte 'nen guten Eindruck. Da stand er da, blitzsauber in seiner Seemannsuniform, er war auf Urlaub gekommen von seiner Marinestation in Norfolk, und wie Mrs. Barrett zu mir gesagt hatte, so war's. »Das ist mir ein schöner Bursch«, hatte sie gesagt und: »Wissen Sie, Mrs. Gant«, hatte sie gesagt, »es tut einem gut, ihn anzusehen. Man spürt sofort, daß ein Land nicht zu Schaden kommen kann, solange junge Männer wie er es verteidigen.«

»Aber sicher, Captain«, sagte Lukas – weißt du, ich glaub, daß er ihn Captain nannte, hat dem Beamten gutgetan –, »die Sache ist ganz in Ordnung. Die Hemden sind bestimmt hier, denn ich hab sie selber hergebracht, aber mein Vater muß den Zettel zufällig verlegt haben.« »Schön«, sagte der Schutzmann zu mir, »würden Sie die Hemden vom Ansehn wiedererkennen?« fragte er. »Ei guter Gott!« sagte ich, »ja, da können Sie sich drauf verlassen. Ich würde sie sogar im Dunkeln greifen können, einfach nach dem Format. Ei, wissen Sie«, sagte ich und sah dem Mann stracks ins Auge, »wie Sie sich denken können, wird hier im Laden wohl

kaum ein weiteres Hemd sein, das einem Mann von seiner Statur passen dürfte.« Das sagte ich, und der Schutzmann maß deinen Vater mit einem schnellen Blick und lachte. »Na«, sagte er, »da haben Sie wohl recht. Also, ich sag Ihnen, was wir machen. Sie gehn hinter den Tisch ans Gestell und klauben sich Ihr Paket heraus, und ich bleib hier, bis Sie es gefunden haben.«

Also, das taten wir. Ich ging ans Gestell, und der Schutzmann blieb im Geschäft, bis ich die Hemden gefunden hatte. »Da sind sie ja!« rief ich schließlich aus. Sie waren beinah im untersten Bündel, ich muß wohl fünfzig Pakete aufgemacht haben, bis ich das rechte hatte. Und ich will dir was sagen, diesen Chinesen paßte das gar nicht. O je, sie sahen uns mit bittren, bittren Augen an. War der Schutzmann nicht dagestanden, dann hätte ich wahrhaftig Angst gehabt, denn freilich, niemand kann die Chinesen beurteilen oder sagen, was diese beiden getan haben würden, besonders nachdem dein Papa so gegen sie gestürmt und gewettert hatte. Mir denkt noch, daß ich später, nachdem wir deinen Vater ins Krankenhaus eingeliefert hatten, zu Lukas sage, daß ich froh wäre, daß wir so glimpflich aus die-

sem Laden herausgekommen wären. »Dieser Blick, den diese Chinesen in den Augen hatten«, sagte ich, »be-
hagte mir gar nicht. Ich kriegte 'ne Gänsehaut.« »Ja«,
sagte der Lukas drauf, »mir ist's genau so gegangen.
Verdammt will ich sein, wenn ich nicht glaube, daß
Papa da recht hatte. Überhaupt, ich würde einem Chi-
nesen nicht weiter trauen, als ich 'nen Elefanten wer-
fen kann.« So sagte er, und ich sagte: »Nun ja, Kind,
dein Papa hegt diese Abneigung gegen sie seit Jahren,
weißt du, und da kannst du versichert bleiben, daß da
etwas dahinter steckt, was wir nicht verstehn können.«

Und genau dasselbe sagte ich auch zu Ambrose Ra-
dicker, als ich damals vor langer Zeit in seinem Aus-
schank jenes Gespräch mit ihm führte. Und er gab es
zu. »Es ist etwas Unverständliches«, sagte er zu mir,
»ganz sicher, und dein Mann ist ein wahrer Schrecken,
wenn es ihn anpackt. Ich weiß einfach nicht, was ich
dann mit ihm anfangen soll.« »Na«, sagte ich drauf,
»ich kann dir sagen, wie du es anfangen mußt, damit es
nicht soweit kommt. Schenk ihm keinen Alkohol aus,
wenn er reinkommt und trinken will. Weißt du, der be-
ste Weg, Schwierigkeiten zu entgehn, ist immer noch,

daß man sie vermeidet.« Darauf sagte er: »Gewiß, das ist ein wahres Wort«, und ich sagte: »Also, warum ver-
fährst du nicht danach? Warum lädst du dir die Sche-
rerei auf? So sehr fehlt's dir doch nicht am festen Wil-
len, als daß du dich gegen dein bessres Urteil in so eine
Peinlichkeit hineinziehen ließest, so einfältig bist du
doch nicht!« »Nun ja«, sagte er, »aber was kann ich da
tun?« »Ei«, sagte ich, »du brauchst ihm einfach nichts
auszuschenken, wenn er das nächste Mal hier rein-
kommt und saufen will ... das ist, was du tun kannst.«
»Aber Eliza«, sagte er da, »wozu soll denn das gut sein?
Er würde bloß dem alten Rufus Porter das Geld geben
und ihn hierherschicken, daß er 'ne Flasche kauft, und
da sehe ich's wirklich lieber, daß er sein Geld für sich
selber ausgibt, anstatt es an diesen elenden alten Ha-
lunken zu hängen.« »Ach, du wirst doch nicht behaup-
ten wollen«, sagte ich, »daß er das je getan hätte,
was?« »Aber ja«, sagte Ambrose, »ganz genau das hat
er gemacht, und zwar viele Male. Rufus kommt hier
herein in die Schankbar, kauft den Whisky für Will, und
dann sitzen die beiden zusammen in Wills Werkstatt
und saufen.« »Aha!« sagte ich. »Somit ist mir manches

erklärt! Endlich also ist die Katz aus dem Sack gehüpft!« Ich nämlich wußte nun und konnte mir sofort vorstellen, wieso dieser Gauner Rufus Porter eine solche Macht über deinen Papa bekam und ihn sogar so weit beschwätzt hatte, daß er damals auf seinen Wechsel bürgte; er hatte ihn einfach besoffen gemacht, und wenn er besoffen war, konnte man deinen Papa zu allem überreden.

»Ja also!« sagte ich, als dein Vater heimkam und mir erzählte, Mel Porter wäre zu ihm in die Werkstatt gekommen, tiefbetrübt darüber, daß jene Mörder an den Galgen sollten. »Sollen sie baumeln!« sagte ich. »Und ich wünschte nur, Mels Bruder, dieser elende alte Rufus, würde mitgehenkt.« »So Sachen solltest du wirklich nicht sagen!« sagte dein Papa. »Ich kann's nicht leiden, wenn du so was sagst.« Nun ja, ich war bitter geladen auf den Rufus. Und dein Papa sagte: »Ich kann mir nicht helfen, der Mel tut mir richtig leid; da hat er sich nach allen Regeln angestrengt und eingespannt, und nun macht er sich Gedanken und Kummer, weil diese Leute trotzdem gehenkt werden sollen.« »I wo, keine Spur!« sagte ich, »wenn du dir so einen Bären

aufbinden läßt, dann bist du wahrhaftig noch leichtgläubiger als ich. Aber du kennst den Mel Porter nicht so gut wie ich. Merk dir, was ich dir jetzt sage. Sein Kummer hat bestimmt einen anderen Grund.« »Glaube ich nicht«, sagte er. »Ich bin überzeugt, du irrst dich.« »Schon recht«, sagte ich, »wir wollen mal abwarten und zusehen.«

Na, und lang zu warten brauchten wir nicht. In derselben Nacht noch brachen jene Männer aus dem Gefängnis aus. Alle fünf kamen sie mit heiler Haut davon, und keiner von ihnen wurde wieder gefangen. »Aha! Was hab ich dir gesagt!« sprach ich da zu deinem Papa. »Und du warst wirklich einfältig genug zu glauben, daß sich Mel Porter Gedanken machte, weil diese Leute gehenkt werden sollten, was? Nun, da hast du's ja.« »Also, ich geb zu, daß du im Recht warst«, sagte er, »Mel Porter wußte wohl um den Plan, und das hat ihm Gedanken gemacht.« »Aber natürlich wußte er drum! Ganz bestimmt. Das war's, was ihm das Herz abdrückte!« sagte ich, denn nun konnte ich's mir lebhaft vorstellen, wie Mel davon wußte, daß diese Männer ausbrechen wollten, wie ihm das Sorgen machte, wie er Angst hat-

te, es könne schiefgehn und zu weiterem Blutvergießen führen, denn diese Männer waren verzweifelte Kerle, wie sie vor nichts zurückschrecken, und hätten sicher jeden totgeschlagen, der sich ihnen in den Weg gestellt hätte, und also ist es ganz verständlich, daß es Mel Porter wie eine Last auf dem Gewissen lag. »Eine furchtbare Sache«, sagte dein Vater, »ach, ich mag gar nicht dran denken, so zuwider ist sie mir.«

»Aber was hältst du davon?« sagte dein Vater. »Dock Hensley kam vor ein paar Tagen zu mir ins Geschäft und wollte mir zwei Einlaßkarten geben, so daß du und ich die Hinrichtung sehn könnten. Stell dir so einen Menschen vor! Da war er vor 'nem halben Jahr noch mit zweien von diesen Männern dick befreundet, und nun wartet er nur auf den Augenblick, wenn er den Schnäpper am Galgen springen lassen kann.« »Ei ja«, sagte ich, »die drei haben zusammengesteckt wie Dieb und Hehler!« – Du mußt nämlich wissen, Junge, Ed Mears und Lawrence Wayne und Dock Hensley waren zwanzig Jahre lang Busenfreunde – »und ich will dir was sagen«, sprach ich zu deinem Vater, »ich weiß nicht, ob Ed und Lawrence schlimmere Gesellen sind

als Dock. Nein, gewiß sind sie's nicht. Das sind Bohlen aus demselben Holz und mit demselben Pinsel geteert, sie sind alle drei gewalttätige Kerle, und Dock Hensley hat mindestens soviel Blut vergossen wie die beiden andern, und ich mutmaße sogar, daß ihm das selber bewußt ist. Der einzige Unterschied besteht darin, daß Dock Hensley das Polizeiabzeichen trug und folglich stets von der Autorität des Gesetzes geschützt wurde.« Ei natürlich, jedermann sagte dasselbe, damals nämlich, als Dock Hensley des Totschlags an Reese McLendon angeklagt war. Natürlich, er wurde freigesprochen aus Gründen der Notwehr, und weil sich's um einen Polizisten in Ausübung dienstlicher Obliegenheiten handelte. Aber damals schon sagte ich zu deinem Papa: »Du weißt so gut wie ich, daß das vorsätzlicher, kaltblütig begangner Mord war und sonst nichts.« Ich muß natürlich zugeben, dieser Reese McLendon war ein furchtbar starker Kerl, und wenn er sich mit Schnaps vollgeschleuzt hatte, war er ein wahrer Schrecken, und ich vermute, daß er auch ein paar Menschenleben auf dem Gewissen hatte. Aber: – er und Dock Hensley waren eng befreundet, alte Kumpane, weißt du, und wa-

ren immer gut miteinander ausgekommen. Und dann wurde McLendon wegen Betrunkenheit und nächtlicher Ruhestörung verhaftet, und die Geschichte geht so weiter, daß er im Gefängnis einen solchen Lärm machte, daß sie ihn aus der Zelle holen mußten. Damals wurde erzählt, er hätte so laut gebrüllt, daß man's über den ganzen Stadtplatz hörte. Er wurde runtergeführt in das sogenannte Verlies. Das Verlies war weiter nichts wie ein alter Keller mit festgestampftem Erdboden, hatte auch eine Zeitlang der Stadt als Stall für Maultiere gedient. Und daran eben knüpfte Hensleys Verteidigung an. Er sagte, er wär runtergegangen, um zu sehn, ob er dem McLendon nicht zureden und ihn zur Vernunft bringen könne, damit er endlich aufhöre mit dem Gebrüll, aber McLendon hätte, erzählte Hensley, ein altes Hufeisen, das da auf dem Erdboden lag, aufgegriffen und ihn, als er eintrat, angefallen und versucht, ihm mit dem Hufeisen den Schädel einzuschlagen.

Und so behauptete er, er hätte aus Notwehr gehandelt und daß es so war, daß es entweder sein eignes oder McLendons Leben galt. Er erzählte, er hätte dem

McLendon das Hufeisen aus der Hand gerungen und ihm damit einen tödlichen Schlag auf die Stirn versetzt. Nun, die Zeugen bei der Verhandlung sagten aus, daß Hensley über und über mit Blut besudelt aus dem Keller raufgekommen wäre und gesagt hätte: »Holt mal 'nen Doktor für den Reese; ich befürchte, ich hab ihn totgeschlagen.« Und natürlich, als der Arzt dann kam, war gar nichts für ihn zu tun, er konnte bloß feststellen, daß McLendon tot war. Der Arzt sagte aus, es hätte ausgesehen, als hätte Hensley den McLendon hundertmal mit dem Hufeisen getroffen, er sagte, die ganze eine Seite des Kopfs wäre zu Brei zermalmt gewesen, und daß McLendon in seinem Blute schwamm. Die Zeugen sagten, es hätte furchtbar ausgesehn.

Dein Papa ging zu jener Verhandlung gegen Hensley, und als er heimkam, erzählte er mir davon. »Ich will dir was sagen«, sprach er, »mein Lebtag hab ich keine Rede gehört, die Zeb Pentlands Ansprache an die Geschworenen an Rang gleichkäme.« – Du weißt ja, dein Vetter Zebedäus war Staatsanwalt. – »Es war meisterhaft«, sagte dein Vater, »ich wünschte wirklich, du hättest ihn reden hören.« »Na, und –?« fragte ich da,

»was werden die Geschworenen tun? Werden sie Hensley verurteilen?« »Du lieber Gott! Natürlich nicht!« antwortete dein Papa. »Er wird freigesprochen werden, man wird es mit Notwehr begründen. Aber nicht für 'ne Million Dollar hätt ich heut in seinen Schuhen stehen mögen. Diese Rede Zeb Pentlands wird er sein Lebtag nicht vergessen, an die wird er denken bis an den Rand des Grabes. Er wurde bleich im Gesicht, als er sie anhörte.« Im Verlauf des Verfahrens kam es heraus – Zeb Pentland erbrachte den Nachweis –, daß Dock Hensley seit dem Tage, an dem er Polizist geworden war, achtzehn Menschen erschossen oder sonstwie totgeschlagen hatte, und dein Vater erzählte, wie Zeb Pentland sich an die Geschworenen wandte und sprach: »Sie haben einen Mann, der jedes Mitleids und jeglicher Barmherzigkeit bar ist, mit dem Polizeiabzeichen und dem Dienstgewehr versehen und ausgerüstet, Sie haben mit der Wahrung der Gesetze einen Menschen betraut, der Menschenblut nicht anders vergießt, als man eine Fliege totschießt, und diesem Mann, der unterm besondern Schutz der Gesetze steht, haben Sie eine geladene Pistole in die Hand ge-

drückt, und dennoch möchten nun einige von Ihnen diesen tollwütigen Hund wieder frei umherlaufen lassen, so daß er toben und zerstören und unschuldigen, wehrlosen Leuten das Leben nehmen kann. Sehen Sie sich ihn an, wie er hier vor Ihnen auf der Anklagebank sitzt! Wie er sich duckt, wie er zittert! Sehen Sie das Kainszeichen auf seiner Stirn, sehen Sie seine Hände an, die vom Blut seiner Opfer besudelt sind! Die Erschlagenen stehen aus ihren Gräbern auf und zeigen mit dem Finger auf ihn und klagen ihn an, und wenn das vergossene Blut eine Zunge hätte, dann würde es ebenso laut nach Sühne schreien, wie es die Zungen der Frauen und Kinder tun, die er zu Witwen und Waisen gemacht hat!« Na also, dein Vater sagte, daß es eine Meisterrede war, und erzählte, wie Hensley bleich und zitternd dasaß, ganz so, als wären die Geister der Erschlagenen erschienen, um ihn anzuklagen. Ja, genau so. Aber natürlich wurde er freigesprochen, wie es jedermann vorausgesagt hatte.

Aber – guter Gott! – damals konnte ich Dock Hensley schon längst nicht mehr ausstehen. Seine Nähe war mir unerträglich seit einem Abend viele Jahre zuvor, als

dein Papa und ich bei ihm und seiner Frau zum Dinner eingeladen waren. Stell dir vor, mein Lieber, was dieser Mann da auf dem Tisch, auf dem Eßtisch, an dem für uns gedeckt war, stehen hatte! Ei, es war der Schädel eines Niggers, den er totgeschossen hatte. »Na, daß ein Mensch nicht mehr Feinfühligkeit hat!« sagte ich zu deinem Papa. Stellt also so ein Ding da mitten auf den Tisch, seinen Gästen vor die Nase, dazu in Anwesenheit seiner eignen Kinder, und benutzt es – bitte, stell dir das vor! – als Zuckerschale. Und dann prahlt er auch noch damit, ganz so, als hätte er etwas ganz Großes getan! Das Schädeldach war abgesägt und diente als Deckel und da, wo das Kugelloch war, hatte er eine Ausgußzotte anbringen lassen, weißt du, für den gestoßnen Zucker. Der Magen drehte sich einem um, ich konnte keinen Bissen essen. Auf dem Heimweg dann sagte ich zu deinem Papa: »In diesem Haus bin ich das letztmal gewesen! Mit einem Menschen, der so wenig Barmherzigkeit im Leibe hat, möchte ich nichts mehr zu tun haben.« »Ja«, sagte dein Vater, »es macht einem das Blut in den Adern gerinnen«, und von diesem Tage an setzte auch er nie wieder den Fuß über

Hensleys Schwelle. Er konnte den Menschen nicht mehr ausstehn. Und seine Unausstehlichkeit war auch der Grund, wenigstens wurde es behauptet, aus dem Hensley schließlich Selbstmord beging. Gilmer wohnte damals bei mir im Haus, und er war es, der mir die Neuigkeit brachte. Er kam rein zu mir in die Küche, erzählte, Hensley hätte sich totgeschossen, und sagte: »Es war ein furchtbarer Anblick. Ich war als erster zur Stelle«, erzählte er, »ich hörte den Knall, es war gleich hinterm Neubau des Amtsgerichts, und als ich hinkam, da lag er hingefläzt hinter einem Haufen aufgeschichteter Backsteine. Wir konnten zuerst gar nicht sagen, wer es war, denn der Schuß hatte ihm das ganze Schädeldach abgerissen. Oh, ein grauenhafter Anblick, sage ich Ihnen!«

»Nun«, sagte ich da zu Gilmer, »überraschend kommt mir das nicht. Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen.« Ich nehme an, das Gewissen plagte Dock Hensley so, daß er das Leben nicht länger ertragen konnte. Und diese Gewissensqualen hatten schon, wie ich weiß, Jahre zuvor angefangen. Damals ging deine Schwester Daisy mit Amy

Hensley zusammen in die höhere Mädchenschule, und eines Tages plapperte Amy die Sache heraus: »Ach, mein Daddy«, sagte das Kind, »wir wissen nicht, was wir mit ihm anfangen sollen. Wir haben Angst, daß er den Verstand verliert. Mitten in der Nacht wacht er auf und schreit und heult, daß wir befürchten, er wird verrückt.« »Aha! Da hörst du's!« sagte ich damals zu deinem Vater. »Da haben wir es. Der Schuldige fleucht, auch wenn ihn keiner verfolgt.« »Ja«, sagte er drauf, »ich vermute, es gibt einen Haufen Taten, an die sich Dock Hensley nicht erinnern möchte. Die vielen Verbrechen lasten auf seiner Seele, und vergessen kann er sie nicht. So sicher wie ich hier vor dir stehe«, sagte dein Vater, »er leidet die Pein des schuldbeladnen Gewissens, und mich soll es nicht überraschen, wenn er eines Tages Selbstmord begeht.«

Aber dann freilich vergingen Jahre, in denen es schien, als käme Dock Hensley wieder ganz in Ordnung. Er verließ den Polizeidienst und wurde so ein religiöser Fanatiker. Er war ein Eckpfeiler der Methodistenkirche und saß Sonntag für Sonntag in der Kirche in der Ecke, in der die Amensager sitzen, und ja – was

sagst du dazu? –, er wurde Grundstücksmakler, fuhr in einem großen, teuren Auto in der Stadt herum, machte ein Geschäft mit dem Verkauf der Landlose für ein Villenviertel, das er Hensley Heights nannte – bitte! –: Hensley Heights! – und lauter so Sachen, weißt du, und vermutlich ging es ihm wie uns allen, die wir mit Grund und Boden spekuliert haben, er machte eine Zeitlang Geld oder glaubte wenigstens so.

Ich weiß noch, damals, als ich jene Baugrundstücke von William Jennings Bryan kaufte, sagte mir Bryan, daß Hensley als sein Agent ein paar Geschäfte für ihn getätigt hätte, und Bryan schien mir mit diesen Käufen recht zufrieden zu sein, denn er strich den Mann sehr heraus und sagte: »Ich will Ihnen was sagen, Mrs. Gant, dieser Mr. Hensley ist ein feiner, aufrechter Mann. Bei all den Käufen und Verkäufen, die er für mich abgeschlossen hat, hab ich ihn nie grobschlächtig daherreden hören, und er hat auch nie ein Wort in den Mund genommen, das man nicht in Gegenwart einer Dame sagen könnte.« Hm, dachte ich da für mich hin, da haben sich aber die Zeiten geändert, aber gesagt freilich hab ich nichts, ich ließ Bryan einfach weiterreden.

»Ja«, sagte er, »in all meinen Geschäften mit ihm hab ich ihn aufrecht und ehrlich erfunden, und was mehr ist, jeden Sonntag morgen kann man ihn in der Kirche auf seinem Platz sitzen sehen. Und ein Mann wie er, der von sich selber zugibt, daß er keinerlei Schulbildung genossen hat, hat erstaunliche und tiefe Kenntnisse von der Heiligen Schrift! Ich habe mit ihm über Stellen aus allen möglichen Büchern der Bibel gesprochen, und ich hab ihn allerorten gutbeschlagen gefunden. Und heutzutage ist es wirklich selten, daß man einen Businessman findet, der ein solches Interesse an geistlichen Dingen hat, und Hensley ist sicher eine Zier für die ganze Gemeinde.« Da sagte ich drauf: »Ei ja, Mr. Bryan, da haben Sie wohl recht, aber in dieser Gemeinde hat sich ein Haufen Dinge zugetragen, von denen Sie nichts wissen, denn Sie sind ja erst vor kurzem nach Altamont gekommen, und immerhin mag es da eine Zeit gegeben haben, in der Dock Hensley gar so keine Zier für die Gemeinde war, wie er es jetzt ist.« »Ei«, fragte mich da Bryan, »wann war denn das?« »Schon gut«, sagte ich, weißt du, ich hatte nicht vor, die Sache auszuplaudern, ich blinzelte ihn bloß an und

erklärte, »vielleicht ist's besser, den begrabenen Hund nicht wieder auszubuddeln. Es mag wohl sehr lange her sein, tatsächlich, Mr. Bryan, es war etwa im Jahr Ihrer ersten Präsidentschaftskandidatur.«

Na, mein Lieber, da warf er den Kopf zurück und lachte. Haha! Und dann sagte er: »Ei gewiß, dann ist es bestimmt sehr lange her, und es lohnt sich wohl kaum noch, davon zu sprechen, aber eine Wette möchte ich eingehn: – wenn hier je etwas geschah, das ich gern wissen möchte, dann brauchte ich bloß zu Ihnen zu kommen, Mrs. Gant, denn Sie erinnern sich sicher dran.« »Ei ja«, sagte ich, »ich halt zwar nichts von Leuten, die mit ihren Gaben dicktun, aber daß ich ein ziemlich gutes Gedächtnis hab, ist mir immer zugestanden worden.« »Da pflichte ich voll und ganz bei«, sagte er, »erst neulich erzählte ich meiner Frau von Ihnen und sagte, wie selten es wäre, einen Menschen kennenzulernen, der so ein lebhaftes Interesse an allen Vorgängen nimmt. Wie ich zu ihr sagte, ich glaube in der Tat, daß Sie sich an alles erinnern, was Ihnen je geschah.« »Nun«, sagte ich, »das ist übertrieben und geht zu weit. Es mag immerhin noch ein paar Sachen geben,

an die ich mich nicht recht deutlich erinnere, Sachen, die sich zugetragen haben, ehe ich zwei Jahre alt war. Aber seit dieser Zeit ist mir nicht viel entfallen.« »Ja-wohl«, sagte er und lachte übers ganze Gesicht, »dar-auf würde ich jede Wette eingehn.« Und dann kam die Rede wieder auf Dock Hensley. Weißt du, ich wollte den Mann nicht in den Augen eines anderen herabset-zen, ich wollte seine guten Seiten anerkennen, und so sagte ich: »Nun wohl, Mr. Bryan, gegen jeden läßt sich was sagen, denn es gibt niemanden, der nicht seine Fehler hätte. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet«, zitierte ich. »Das ist wahrhaftig wahr«, sagte er, »wir alle sollten barmherzig sein.« »Und was ich Ih-nen auch immer von Dock Hensley erzählen könnte, das ihm nicht zur Zier gereicht«, sagte ich, »einer Sa-che können Sie voll und ganz versichert sein, Mr. Bry-an. Hensley hat immer sein Heim hochgehalten, er ist ein guter Familienvater und hat stets zu seiner Frau und seinen Kindern gehalten, und was er auch sonst angerichtet haben mag, eines unmoralischen und leichtfertigen Lebenswandels hat er sich nie schuldig gemacht, in diesem Punkte kann ihm keiner etwas

nachreden.« Und das, mein Sohn, ist die Wahrheit. In jenem Prozeß damals wurde versucht, etwas Derartiges über Hensley ans Licht zu bringen, um so ein schlechtes Licht auf seinen Charakter zu werfen; sie versuchten also nachzuweisen, daß er seiner Frau untreu und hinter andern Frauen hergewesen wäre, aber das, mein Lieber, ist ihnen nicht gelungen. So mußten sie selbst dem Teufel seine Ehre lassen, moralisch hat Hensley sich reingehalten.

Also, er kam zu deinem Vater und bot ihm die Eintrittskarten für die Hinrichtung an, und dein Vater sprach: »Sie sind mit diesen Männern seit zwanzig Jahren gut Freund gewesen, Mr. Hensley, und ich verstehe einfach nicht, wie Sie nun das Herz haben können, sie hinzurichten.« »Ja, ich weiß schon«, sagte er, »es ist schauerlich, aber irgendeiner muß es tun. Für mich gehört es zum Beruf, dazu bin ich vom Volk gewählt worden, und außerdem, ich glaube, dem Ed und dem Lawrence ist es lieber, ich bin es, der die Sache macht. Ich hab mich mit den beiden drüber unterhalten«, erzählte er (es wurde in der Stadt herumgesprochen, daß er die beiden drunten im Gefängnis besucht hatte, und

daß die drei zusammenhockten wie Dieb und Hehler und lachten und vergnügt waren), »und da haben sie mir gesagt, es wäre ihnen lieber, ich tät's als irgendein Fremder.« »Trotzdem«, sagte dein Vater, »ich würde annehmen, daß es Ihnen auf die Nerven ginge. Ich begreife nicht, wieso Sie nachher noch auf Nachtruhe rechnen können.« »Pah! Pah!« sagte Hensley drauf, »so was regt mich nicht auf. Ich hab das ja so oft schon gemacht. Aufzuknüpfen brauch ich ja nicht, es ist außerdem ein Schnappgalgen, und ich brauch bloß den Schnäpper springen zu lassen, da ist die Sache erledigt. Ich denk mir nicht mehr dabei, als wenn ich 'nem Hinkel den Hals rundrehte.« Nun, dein Vater sagte nachher zu mir: »Was hältst du davon? Kannst du dir so einen Menschen vorstellen? Allem Anschein nach muß er des menschlichen Mitgefühls und der Barmherzigkeit vollkommen bar sein.« Das sagte er.

Es kam nie heraus, ob Dock Hensley mit unter der Decke gesteckt hatte oder nicht – das heißt, ob er darum wußte, daß diese zum Tod Verurteilten aus dem Gefängnis auszubrechen planten –, aber falls er drum gewußt hätte ... nun ja, sonderbar sah es schon aus,

daß er da deinem Vater diesen Besuch machte. »Ich will dir was sagen«, sagte dein Vater zu mir, es war einen oder zwei Tage nach dem Ausbruch aus dem Gefängnis, »ich glaub, wir haben Dock Hensley doch zu schlimm eingeschätzt. Ich glaub, er hat die ganze Zeit um den Plan gewußt, und deswegen hat er es mit der Hinrichtung so leicht genommen.« »Nun ja, sonderbar ist es schon«, sagte ich, »aber warum ist er dann zu dir ins Geschäft gekommen und hat dir die Karten angeboten? Warum war er so darauf aus, daß wir hinkommen und die Henkerei mitansehn sollten?« »Das erklär ich mir so«, sagte dein Vater, »daß er es tat, um jeden Verdacht von sich abzulenken.« »Nein«, sagte ich. »Keine Spur! Ich glaub es einfach nicht. Er wartete bloß auf den Augenblick, an dem er seine Freunde hängen könnte, jawohl, und hat sich im voraus schon an der Vorstellung geweidet.« Natürlich wollte dein Papa das nicht glauben; er sagte, daß ein Mensch so hartherzig sein könne, das möchte er lieber nicht denken.

Man erzählte später, der Ausbruch wäre schon Wochen im voraus geplant und John Rand, der Kerkermeister, wäre im Einvernehmen gewesen, so daß die Ver-

urteilten, wie man so sagt, Reißaus nehmen konnten. Natürlich war dem John Rand nichts nachzuweisen, und es mag ja sein, daß er ein ehrlicher, ordentlicher Kerl war, aber immerhin, sehr, sehr sonderbar war die Sache schon. Sie fanden ihn, weißt du, gefesselt und geknebelt in der Zelle, sauber gewickelt wie ein Säugling und mit 'nem Schnuller im Mund, und am Leib hatte er auch nicht einen einzigen blauen Flecken, der bewiesen hätte, daß er irgendwelchen Widerstand geleistet hatte. Seine Aussage ging darauf hinaus, daß er zu Ed und Lawrence in die Zelle reinkam, um den beiden ihr Nachtessen zu bringen, und die beiden wären dann über ihn hergefallen, hätten ihn überwältigt und mit Stricken gebunden. Dann hätten sie ihm die Schlüssel abgenommen und die andern drei Mörder befreit, und dann wären sie alle fünf entwischt. Diese anderen drei hatten mit Ed und Lawrence gar nichts zu tun, es waren einfach gewöhnliche, gemeine Mörder, Leute aus dem Gebirge, oder, wie sich dein Vater ausdrückte, »Bankerte aus dem Gebirg«. Sie saßen da drunten in Sicherheit, und warteten drauf, daß sie mit Ed und Lawrence zusammen gehenkt werden sollten, und es

wurde erzählt, daß Ed zu Lawrence sagte: »Hopp! Setzen wir die auch frei, wenn wir schon dabei sind.«

Also, John Rands Aussage hatte so ein Häkchen, und den Leuten gefiel diese Geschichte nicht. Und dann, ein halbes Jahr später, wurde John Rand auf einmal Businessman, er machte ein schönes großes Installationsgeschäft auf an der South Main Street, und zwar mit einem Lager, das ihn Tausende von Dollar gekostet haben muß. »Da schau hin«, sagte dein Papa. »Weißt du, was geredet wird? Sie sagen, daß John Rand bestochen war, so daß er diese Leute entwischen ließ.« »Na«, sagte ich drauf, »da werden die Leute wohl recht haben. Sehr, sehr komisch ist es schon, daß ein Mann, der sein Lebtage nicht über fünfzig Dollar Monatsgehalt hatte, auf einmal so einen Laden auf tut. Wo soll denn das Geld hergekommen sein? Das sieht ein bißchen allzu aalglatt aus, das mußt du doch zugeben.« »Aber sicher«, sagte dein Papa, »was ich mich frage aber ist: wer hat ihn denn bestochen? Wo kommt das Geld her?« »Ei«, sagte ich, »es kommt aus dem Yancey County, wo die Gesippen und Anverwandten von Mears und Wayne wohnen. Ganz genau dort ist es her-

gekommen.« »Na«, sagte dein Papa, »sind diese Leute denn wohlhabend?« »Sie haben genug«, sagte ich. »Genug. Und sie hätten ihren letzten Pfennig hergegeben, damit diese Männer freikämen.« Nun, du weißt ja, daß ich natürlich weiß, wovon ich da spreche. »Hör mal«, sagte ich zu deinem Papa, »ich hab mein Lebtag unter diesen Leuten gelebt, ich kenn sie besser als du. Ich bin unter ihnen aufgewachsen, und ich kann dir sagen, in einem solchen Falle wird hier vor nichts haltgemacht.« Ei, Junge, es wurde erzählt, daß Geld aus allen Ecken und Enden herfloß wie Wasser – man sprach von Tausenden von Dollar –, und dieses Geld wurde all an die Verteidigung dieser beiden gehängt – ei ja, da fällt mir ein, daß der alte Judge Truman allein – natürlich der Bruder von jenem Professor Truman, von dessen Töchtern eine den Ed Mears und eine andre den Lawrence Wayne geheiratet hatten – also, ja, wurde nicht behauptet, daß allein der alte Judge Truman, einer der größten Rechtsanwälte im Yancey County, über zehntausend Dollar für die Verteidigung aufgewandt hatte? »Du kannst versichert sein«, sagte ich zu deinem Papa, »daß das bloß ein Tropfen auf einen heißen Stein war,

und daß Ed und Lawrence, wo sie auch nun stecken mögen, gut mit Geld versorgt sind, und zu bedauern brauchst du sie infolgedessen nicht.« »Nun ja«, sagte er, »ich bin froh, daß ihnen die Flucht geglückt ist. Des Blutvergießens ist genug gewesen, ich kann nicht einsehen, was es für einen Sinn haben sollte, daß man noch mehr vergießt.«

Da aber schüttelte ich den Kopf. »Nein«, sagte ich, »das ist falsch. Sie hätten gehenkt werden sollen, und mir tut's leid, daß sie der verdienten Strafe entgangen sind, obschon ich froh bin, daß wir beide in der Sache handelten, wie wir gehandelt haben, denn ich möchte nicht das Leben eines Menschen, sei er nun schuldig oder unschuldig, auf dem Gewissen haben.« »Auch ich«, sagte er da, »bereue es nicht.« »Aber trotzdem darfst du nicht vergessen«, sagte ich zu deinem Vater, »und du weißt es ja auch so sicher, wie du hier vor mir stehst, daß diese beiden höllenmäßig schuldig sind.« Ja, Junge, genau so drückte ich mich aus, höllenmäßig schuldig waren diese beiden, sie hatten gemordet, sie waren des vorsätzlichen und kaltblütig begangnen Mordes so schuldig, wie es nur je ein Mörder war. Vor

Gericht stellte es sich klipp und klar heraus. Die beiden waren an einem Samstagnachmittag, als ausgezahlt wurde, in jenes Selenitbergwerk gegangen und hatten Händel gesucht, weiter nichts. Sie waren auf eine Rauferei aus, und, wie ich damals schon zu deinem Papa sagte, wenn sie einen Raubüberfall geplant hätten, dann wäre es doch wenigstens ein richtiger Grund gewesen – aber beileibe nein! –, sie wollten einfach Krach anfangen und hatten sich Pistolen eingesteckt. Natürlich hatten sie beide getrunken, und wenn sie betrunken waren, da war stets der Teufel los mit ihnen. Und so beschimpften und beleidigten sie zunächst mal den Zahlmeister, einen anständigen Mann und ordentlichen Staatsbürger, wie sich beim Prozeß herausstellte, und die beiden wollten ihn am Auszahlen verhindern. Da kam John Burgin ins Büro rein und versuchte ihnen gut zuzureden, um sie zur Vernunft zu bringen. »Nun, Jungs«, sagte er, »das gefällt mir nicht, daß ihr euch hier so aufführt. Warum macht ihr nicht, daß ihr weiterkommt, eh ihr in Scherereien geratet?« »Verdammter Kerl«, sagte Lawrence Wayne, »was geht's dich denn an, was wir machen?« »Es geht mich weiter

nichts an«, sagte John Burgin, »aber es gefällt mir nicht, daß ihr euch so aufführt. Ich möchte nicht, daß ihr in Scherereien geratet, und ich weiß, morgen früh, wenn ihr aufwacht, wird euch die Sache leid tun.« »Mach du dir keine Gedanken drüber, was wir morgen früh tun werden«, sagte Lawrence Wayne. »Mach dir lieber Gedanken über dich selbst. Grad so Leute wie du sind's, die morgen früh überhaupt nicht aufwachen werden. Ich hab deine verdammte Fresse nie ausstehen können, und also: – scher dich weg, solange du noch auf zwei Beinen gehn kannst!« »Schon recht, ich geh weg«, sagte John, »ich möchte keine Schererei mit euch haben. Ich wollte euch bloß sagen, daß ihr euch euren Frauen und Kindern zulieb benehmen möchtet, aber wenn ihr es so auffaßt, dann geh ich.« Und dann, wurde erzählt, wandte John den beiden den Rücken und ging weg, und Ed Mears zog seine Pistole und wandte sich betrunken grinsend, wie gesagt wurde, an Lawrence und sprach: »Glaubst du, Lawrence, daß ich den treffe?« und schoß dem John Burgin, der ihm im Leben nichts zuleid getan hatte, eine Kugel in den Hinterkopf. Und dann natürlich fing die Schießerei erst an,

die beiden schossen den Zahlmeister und den Zahlmeisterassistenten nieder – die beiden waren sofort tot – und rissen dann aus. »Stell dir so etwas vor!« sagte ich zu deinem Vater. »Soweit ich sehe, bestand da kein Entschuldigungsgrund, keinerlei Provokation. Die beiden waren einfach auf Totschlag aus, und Gehenktwerden ist die einzige ihrer würdige Behandlung.« »Ja«, sagte er, »aber trotzdem bin ich froh, daß wir handelten, wie wir gehandelt haben.«

Und nun, Junge, werde ich dir erzählen, wie das war.

»Zwei ... Zwei«, sagte die erste Stimme und: »Zwanzig ... Zwanzig«, die andre.

Ich weiß genau, wann es war, ich werde dir's gleich sagen: – es war am siebenundzwanzigsten September, mein Lieber, zwanzig Minuten vor zehn Uhr abends. Der Grund, aus dem ich das so genau weiß, war ... – nun, das wird sich später herausstellen, wenn ich weitererzählt habe. Aber zwei Tage zuvor, also am fünfundzwanzigsten, hatte ich jene Aussprache mit Ambrose Radicker. Ja, damals war es. Und wiederum kurz zu-

vor war es, daß dein Vater ein paar Tage lang herumgesoffen hatte, und so hatten sie nach uns geschickt, wir sollten kommen und ihn heimholen. Nun, nach meinem Dafürhalten war es nicht länger zum Aushalten mit ihm, ich wollte das einfach nicht länger mitmachen, und so ging ich also selber rauf in die Schankbar, um mit Ambrose zu sprechen.

Nun, und was mir Ambrose damals erzählte, das war, ich merkte es, die Wahrheit. Das waren natürlich diese Sachen, wie schwer mit deinem Papa umzugehen war, wenn er trank, und wie er in seinem Delirium auf die Chinesen loszog. Man muß dem Teufel seine Ehre lassen, Ambrose, obschon er ein Saloon-Keeper war, sagte die Wahrheit und war, wie ich glaube, aufrichtig gegen mich. »Ich habe mein Bestes versucht«, sagte er zu mir, »aber wenn du noch irgendeinen Vorschlag wüßtest, wie man ihn vom Trinken abbringen könnte, dann sag ihn mir, und ich werde danach handeln.« Ja, und dann, am Abend des siebenundzwanzigsten, da kam Ambrose auf seinem Nachhauseweg auf einen Sprung zu uns herein, wir hatten schon zu Nacht gegessen, und dein Vater las mir aus der Zeitung vor, und

Ambrose sagte zu ihm: »Will, du mußt mir versprechen, daß du das Trinken sein läßt. Es tut mir in der Seele weh, zusehen zu müssen, daß ein Mensch wie du, ein Mann von deinem Verstand und von deiner Beredsamkeit, sich so zugrunde richtet. Es gibt nichts auf der Welt, was du nicht erreichen könntest, wenn du dir's fest vornähmst.« »Ganz richtig«, sagte ich da zu Ambrose, »gescheit genug ist er zu allem. Ich glaub nicht, daß hier im Städtchen jemand aufzutreiben ist, der von Natur auch nur halb so begabt ist wie er, und er könnte es weit bringen, wenn dieses verfluchte Verlangen nach Alkohol nicht wäre. Eine Sache ist sicher«, sagte ich, »von meinen Leuten hat er's nicht gelernt, denn du kennst ja meinen Vater, den Major Pentland, und weißt, daß er im Leben keinen Tropfen Alkohol getrunken hat, und Leute, von denen er weiß, daß sie trinken, läßt er nicht ins Haus.« »Ja, das weiß ich«, sagte Ambrose, »er ist gewiß ein feiner Mann und eine Zier für die Gemeinde.« Und zu deinem Vater sagte er: »Du hast doch alles, Will, was 'nen Mann glücklich machen kann, eine feine Frau, viele Kinder, ein gutgehendes Geschäft, und schon um deiner Angehörigen wil-

len, Will, solltest du's nicht mehr so treiben und das Trinken ganz sein lassen.« Nun, da gab dein Vater zu, daß Ambrose recht hatte, und versprach, weißt du, nie wieder einen Tropfen Alkohol zu trinken. Und Ambrose ging dann weiter. Und das war an jenem Abend, genau am siebenundzwanzigsten September.

Nun, und dann hörte ich die Stimmen. »Zwei ... Zwei«, sagte die eine, und: »Zwanzig ... Zwanzig«, sagte die andre. »Herrgott!« sagte dein Vater, »es ist niemand da, Frau!« Weißt du, er ging ans Fenster und guckte hinaus. »Es ist nichts zu hören«, sagte er, »du hast es dir nur eingebildet.«

»Aber ich hör sie doch!« sagte ich; aber natürlich, ich war meiner Sache so sicher, wie ich dasaß. »Jetzt hör ich sie schon wieder!« Und freilich, ganz deutlich hörte ich es, »Zwei ... Zwei«, sagte die erste Stimme vom Fenster her, und »Zwanzig ... Zwanzig«, flüsterte die zweite in mein Ohr.

Und da begann auch schon die Glocke zu klingen, weißt du, die alte Glocke oben auf dem Amtsgericht war es, und sie beierte so hart und schnell, wie es nur

möglich ist. »Du guter Gott!« sagte ich, »es ist was passiert! Was es nur sein kann?« fragte ich deinen Vater. Und da konnte man schon Leute rufen und schreien hören, das ganze Wohnviertel hinauf bis zum Stadtplatz, ich konnte sogar das Scheppern von Glasscherben hören, als droben an Curtis Black's Hardware Store die Schaufensterscheiben eingeschlagen wurden, weil sich ein paar Männer dort im Laden die neuen Gewehre holten, ja, das taten sie nämlich, und dein Papa, nun, wie Männer eben sind, wollte natürlich gleich dabei sein; er griff nach seinem Hut und sagte: »Das muß ich sehen, ich geh schnell mal hin.«

»Oh, geh nicht!« sagte ich zu ihm. »Geh nicht. Ich wünschte, du gingst nicht. Du solltest mich in diesem Zustand nicht allein lassen«, sagte ich. »Herrgott!« sagte er, »ich bin ja in 'ner halben Stunde zurück. Du bist doch hier gut aufgehoben, und nichts kann dir passieren.« Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte so eine Vorahnung, ich weiß wirklich nicht, wie man es sonst nennen könnte, weißt du, eine Vorahnung von etwas Schauderhaftem, Schauderhaftem, einem herannahenden

Unheil. »Ich wünschte, du gingst nicht«, sagte ich, aber er war schon fort und zur Tür hinaus.

Als er zur Tür hinausging, sah ich auf die Uhr, und der Minutenzeiger stand genau auf acht, und so war es Punkt zwanzig Minuten vor zehn.

So wartete ich. Ich spürte es, weißt du, ich wußte zwar nicht, was es war, aber ich spürte es kommen, und ich hörte, wie die Uhr auf dem Kaminsims, die alte Uhr im Holzgehäus, weißt du, tock-tock, tock-tock machte und die Minuten abtickte, und laß dir sagen, das war die längste Zeit, die ich je gewartet habe, und jede Minute kam mir vor wie eine Stunde. Und dann schlug die Uhr zehn.

Und dann hörte ich es. Es kam von dem Weg oberhalb unsres Hauses heruntergekrochen, ich hörte, wie die Drähte am Zaun klangen, und dann einen Fall und Geräusche im Blumenbeet vorm Haus, und dann kroch es leise und leicht an der Vorveranda entlang, auf die Tür zu, die von draußen ins Wohnzimmer führt. »O du mein Gott!« sagte ich, denn mir war blitzhaft klar geworden, wer es war. »Nun kommen sie, nun sind sie da,

und was soll ich tun, allein und verlassen im Haus mit den Kindern, wie soll ich ihnen gegenüberreten, diesen gewalttätigen Mördern?«

Ich ging zur Tür. Wie ich in meinen Umständen die Kraft und den Mut aufbrachte, das weiß ich nicht, aber Kind! Kind! Die Kraft und der Mut, diesen Männern gegenüberzutreten, muß mir von einer höheren Macht verliehen worden sein. Ich riß die Tür auf. Es war eine stockfinstere Frühherbstnacht, es hatte geregnet, und der Regen hatte aufgehört, und – guter Himmel! – die Dunkelheit schien mir so dick, als ob man sie mit der Axt aufspalten könne, und alles war still und schwer und ein wenig frostig – deswegen hatten wir ja zuvor den Lärm auf dem Stadtplatz so deutlich hören können –, aber nun, mein Lieber, war da kein Laut, kein Wort.

»Schon recht!« rief ich ins Dunkel hinaus, mit fester Stimme, so, wie man singt, so, als fürchtete ich mich vor gar nichts. »Ich weiß, daß du da bist, Ed! Du kannst reinkommen.« Er antwortete nicht. Ich horchte. Ich konnte seinen Atem hören. Er atmete schwer. »Nun, du wirst doch sicher keine Angst vor mir haben. Ich bin ganz allein, weiter niemand wie 'ne wehrlose Frau, vor

der man sich nicht zu fürchten braucht.« Ich wußte freilich, daß ihn das ärgern würde.

Nun, es war in der Tat zu viel für seinen Stolz, er richtete sich auf und kam ins Zimmer herein. »Ich fürcht mich vor niemandem«, sagte er, »keinem Mann und keiner Frau.« »Das dacht ich mir schon«, sagte ich. »Es wurde wenigstens erzählt, daß du keine Angst vor dem John Burgin hattest, als du ihn hinterrücks niederschossest, und sicher braucht sich ein Mann, der so viele Menschenleben auf dem Gewissen hat, nicht vor einer Frau zu fürchten, die allein und schutzlos und verlassen in ihrem Hause sitzt. Und ich weiß sogar noch mehr«, sagte ich, »nämlich daß du vor mir keine Angst hast.«

»Nein, Eliza«, sagte er, »die hab ich nicht. Deshalb bin ich ja hier. Du hast nichts von mir zu befürchten, und ich kam, weil ich weiß, daß ich dir trauen kann, und daß du mich nicht verrätst. Du mußt mir helfen! » Nun, der Anblick dieses Menschen war zuviel für mich, er sah aus wie ein gehetztes Wild, und – laß dir sagen, mein Junge – so einen Blick in Menschengenügen, wie ich ihn an jenem Abend sah, möcht ich mein Lebtag nicht

wieder sehen. Wenn der Mann in der Hölle gewesen und wieder zurückgekommen wäre, hätte es nicht schlimmer sein können. Es war zu viel für mich, als ich diesen Blick in seinen Augen sah, hätt ich ihn nicht verraten können, ganz gleich, was er auch begangen hätte. »Es ist schon recht, Ed«, sagte ich. »Von mir hast du nichts zu befürchten, ich werde dich nicht verraten. Und du kannst dem Lawrence sagen, er soll hier reinkommen; ich weiß, daß er draußen ist.«

Na, da sah er mich sehr, sehr sonderbar an. »Wie meinst du das?« fragte er. »Lawrence ist nämlich nicht draußen. Wir sind nicht zusammen.« »Ja, er ist draußen«, sagte ich. »Ich weiß, daß er draußen ist. Ich bin dessen ganz sicher. Und so kannst du ihm sagen, er soll ruhig hier reinkommen.« »Ei, wieso willst du denn das wissen?« sagte er ziemlich betreten. »Das will ich dir sagen, Ed«, sagte ich. »Ich hörte Warnstimmen. So wußte ich, daß ihr zwei kämt.« »Warnstimmen?« sagte er, und wurde etwas erregt. »Ei, wer hat dich denn gewarnt? Ist jemand dagewesen? Und wie soll es denn jemand gewußt haben?« fragte er. »Nein«, sagte ich. »Aufzuregen brauchst du dich nicht, Ed. Es ist schon

richtig, daß jemand da war und mich warnte, daß ihr zwei kämt, aber es war niemand, vor dem du auf dieser Welt Angst zu haben brauchst. Die andre Welt freilich«, sagte ich, »ist eine andre Sache, und darüber weiß ich keinen Bescheid. Dem, was dort ist, wirst du selber entgegentreten müssen.« Nun, er sah mich an, die Augen quollen ihm schier aus dem Kopf. »Geister?!« sagte er. »Ja«, sagte ich. »Das war es, ganz richtig, Geister. Nun weiß ich zwar nicht, wer sie waren, aber sie kamen hierher, um mich zu warnen, und wisperten mir ins Ohr und sagten, ihr zwei, du und Lawrence, wäret hierher unterwegs und wärt in zwanzig Minuten hier.«

Nun, auf seinem Gesicht stand da allerlei zu lesen, und schließlich sagte er: »Nein, Eliza, du irrst dich bestimmt. Ich möchte dich nicht beunruhigen, aber wenn sie hier waren, um dich zu warnen, dann dreht es sich um etwas anderes, und nicht um Lawrence und mich. Darauf kann ich schwören!« »Wie soll ich das verstehen?« fragte ich. »Ganz wie ich dir sagte«, sagte er drauf. »Lawrence ist nicht bei mir. Wir haben uns vorm Gefängnis getrennt. Wir haben beschlossen, daß es das beste wäre, wenn er nach Süd-Carolina ginge. Und ich

geh über das Gebirg. Und wenn wir davonkommen, werden wir uns hoffentlich draußen im Westen wieder treffen.« »Schau mir ins Auge«, sagte ich. »Sagst du da die Wahrheit?« Nun, er sah mir stracks ins Auge. »Ja«, sagte er, »so wahr mir Gott helfe, es ist so.«

Also, ich blickte ihn an, und da sah ich freilich, daß er die Wahrheit sprach. »Nun ja«, sagte ich, »dann war es eben etwas anderes, und was es war, weiß ich noch nicht, aber es wird sich schon herausstellen.« Und dann fragte ich ihn: »Nun, sag mir, Ed, warum du zu mir ins Haus gekommen bist. Was willst du von mir?« »Ei«, sagte er, »ich muß mich heut nacht durchs Gebirg schlagen, Eliza, und ich hab keine Schuhe, ich bin barfuß.« Nun, vermutlich war ich zuvor so aufgereggt gewesen, daß ich's gar nicht gemerkt hatte, aber nun sah ich ihn mir an, wie er vor mir stand, abgerissen, blutend und barfuß, und da muß ich sagen, einen seltsamen und wunderlichen Anblick bot er schon. Er hatte keine Schuhe und keinen Rock an, bloß ein paar alte, zerrissne Hosen, die aussahen, als hätte er während seiner ganzen Gefängniszeit in ihnen geschlafen, und ein schmutziges, altes Flanellhemd, an dem unter der

Schulter ein großer Fetzen ausgerissen war, und sein wirres Haar war verklebt wie eine Fasermatte oder ein Vogelnetz und hing ihm ins Gesicht, und sein Bart war mindestens sechs Wochen gewachsen, und es sah aus, als hätt er sich in der ganzen Gefängniszeit nicht das Haar schneiden und rasieren lassen. Wirklich, bei seinem Anblick wäre ein Grizzlybär zu Tod erschrocken, und, wie ich später zu deinem Vater sagte, die Helfer hatten Ed mit allem zur Flucht ausgerüstet, bloß nicht mit dem Allernötigsten. Sie hatten ihm eine Pistole und Patronen besorgt, damit er Menschen niederschießen könne, ganz so, als ob er noch nicht genug Leute getötet hätte, aber sie hatten nicht Verstand genug gehabt, an Schuhe und einen warmen Rock zu denken. »Wenn das nicht wirklich alles übertrifft, was ich je gehört habe!« sagte ich zu deinem Papa.

»Ich brauch die Schuhe unbedingt«, sagte Ed. »Krieg ich sie nicht, dann werde ich mir im Gebirg die Füße zerschneiden, und wenn ich nicht gehn kann, bin ich erledigt und werde geschnappt werden.« »Gewiß«, sagte ich, »so ist's.« »Also, Eliza«, sagte er, »deswegen kam ich zu dir. Ich wußte, du würdest mich nicht ver-

raten, und ich könne mich auf deine Hilfe verlassen. Nun, du siehst ja selbst, ich hab 'nen furchtbar großen Fuß, und der einzige Mann, von dem ich hier in der Stadt weiß, daß seine Schuhe groß genug für mich sind, ist Mr. Gant. Wenn du mich also bloß ein Paar alte Schuh von ihm haben läßt, was für ist ja ganz gleich, dann will ich sie dir gern bezahlen. Geld hab ich genug«, sagte er, und da zog er eine große Rolle von Dollarnoten aus der Tasche, und ich sah, daß er in dieser Beziehung heil und versehen war. »Ich werde dir jeden Preis zahlen, den du verlangst.« »Nein, Ed«, sagte ich, »dein Geld will ich nicht.« Weißt du, Junge, ich hätt's nicht nehmen können, es kam mir wie Blutgeld vor. »Ich werde dir die Schuhe schenken«, sagte ich und ging an den Wandschrank und holte sie heraus, ein Paar feine neue Schuhe, mein Lieber, die sich dein Papa erst vor ein paar Monaten gekauft hatte, und in gutem Zustand waren sie auch, denn dein Vater hielt sehr auf seine Sachen und ließ ihnen jede Pflege ange-deihn. »Hier sind sie«, sagte ich, »hoffentlich passen sie dir.« Er zog sie also an, und – sieh da! – sie paßten ihm, als wären sie für ihn gemacht. Und weißt du, obschon

dieser Mensch gemordet hatte, er bewies nun doch ein wahres Empfinden; er nahm meine Hand, Tränen standen ihm in den Augen, und er sagte: »Ich werd es mein Lebtag nicht vergessen, was du an mir getan hast, Eliza, und wenn sich je eine Gelegenheit bietet, daß ich's dir wettmachen kann, dann werd ich's tun.« »Nun«, sagte ich da, »du kannst etwas tun für mich, und zwar kannst du's hier und jetzt tun.« »Was ist es?« fragte er. »Dein Geld will und möchte ich nicht, Ed«, sagte ich, »und die Schuh geb ich dir gern und hoff, daß sie dir zu einer glücklichen Flucht verhelfen – Schuhe nämlich brauchst du dazu –, aber was du nicht brauchst, ist diese Pistole, die du da in deiner Hüfttasche stecken hast.« Die Pistole, weißt du, konnte ich erkennen, sie zeichnete sich bei jedem Schritt, den er tat, deutlich ab. »Blut«, sagte ich, »hast du genug vergossen, und komme, was will, ob dir die Flucht glückt oder nicht glückt, ich möchte nicht hören, daß du nochmals Menschenblut vergossen hättest. Und so kannst du mir die Waffe hierlassen und weitergehn. Wenn sie dir auf die Spur kommen, nützt sie dir doch nichts.«

Er sah mich an, einen Augenblick war er unschlüssig, dann gab er mir die Pistole. »Da hast du vermutlich recht«, sagte er. »Sie wird mir wohl doch nicht viel nützen, und außerdem, mir ist's gleich, ob sie mich fangen oder nicht. Ich hab so viele Verbrechen begangen, daß es mir gleich ist, was aus mir wird. Mir wär's recht, wenn es ausgestanden wär«, sagte er. »Nein«, sagte ich, »so sollst du nicht denken, das hör ich nicht gern von dir. Du hast eine Frau, die durch dick und dünn zu dir gehalten hat, und kleine Kinder hast du auch, und so sollst du an deine Familie denken. Geh irgendwohin, wo dich keiner kennt, und fang von neuem an, und, wenn es soweit ist, schick nach deiner Familie, und ich kenne deine Frau«, sagte ich und sah ihm ins Auge, »ich kenne sie und weiß, daß sie zu dir kommen wird.«

Nun, das war zuviel für ihn. Er konnte nicht sprechen und wandte sein Gesicht ab. Und schließlich sagte er: »Schon recht, ich will's versuchen.« »Und nun«, sagte ich, »geh. Ich möchte nicht, daß du hier im Haus angetroffen wirst. Und ich hoffe, daß es dir in allen Stücken gut geht.« »Lebwohl«, sagte er, »ich versu-

che, von nun an ein besseres Leben zu führen.« »Ja«, sagte ich, »das solltest du. Du mußt all das viele Unheil, das du angerichtet hast, wiedergutmachen, und so gehe denn und sündige hinfort nicht mehr.« So sagte ich.

Nun, er ging. Ich hörte, wie die Drähte am Zaun klangen, und sah ihn die Straße hinaufgehn; ich vermute, er ging den Berg gleich hinterm Haus hinauf. Es glückte ihm, zu entkommen. Wiedergesehn hab ich ihn nie.

Nun, es dauerte keine zehn Minuten, und da kam er, du weißt schon wer, dein Papa nämlich, ganz aufgeregt über die Neuigkeit, die er mir verkünden zu können glaubte.

»Nun«, sagte er, »sie sind aus dem Gefängnis ausgebrochen, alle fünf sind sie entwischt. Hensley und ein ganzer Haufen Männer haben die Fenster an Black's Hardware Store zertrümmert, um sich mit Gewehren zu versehen. Nun ist er mit einem Häschertrupp hinter den Flüchtigen her.«

»Ja«, sagte ich, »und du mußtest in die Stadt hinauflaufen, um ausgerechnet das herauszufinden, nicht wahr? Wenn du das nächste Mal so fortrennst, dann bring mir wenigstens eine Neuigkeit zurück, die auch wirklich eine ist.« »Ei«, sagte er, »wieso hast du's denn gehört? Weißt du es wirklich schon?« »Ob ich's wirklich schon weiß?« sagte ich. »Ei, ich weiß mehr von der Sache, als du je davon erfahren wirst, und meine Informationen sind aus erster Hand, und obendrein brauchte ich dazu keinen Fuß vor die Schwelle zu setzen.« »Wieso?« fragte er. »Wie war denn das? Wie soll ich das verstehn?« »Ich hatte Besuch in deiner Abwesenheit«, sagte ich. »Wer war da?« fragte er. Ich sah ihn an. »Ed Mears war da«, sagte ich. »Guter Gott!« rief da dein Papa. »Dieser Mörder, sagst du, war hier?! In meinem Haus! Hast du Alarm geschlagen? Hast du die Nachbarn gerufen?« »Nein«, sagte ich. »Nun, dann muß ich's tun«, sagte er. »Jetzt! Sofort! Diese Minute noch!« Er wollte weglaufen, aber ich hielt ihn zurück. »Nein«, sagte ich. »Das wirst du nicht tun. Du bleibst hier. Ich hab ihm versprochen, ihn nicht zu verraten, und dieses Versprechen müssen wir halten. Bleib also

ruhig da!« Er überlegte sich's ein Weilchen. »Nun gut«, sagte er dann. »Ich nehm an, du hast recht. Schließlich ist's wohl am besten so. Aber, bei Gott, das ist wahrhaftig die sonderbarste Sache, die mir je zu Ohren gekommen ist.«

Also richtig, sie entkamen, und keiner von den fünf Ausbrechern wurde wieder eingefangen. Jahre später dann machte dein Vater jene Reise nach Kalifornien, und dort erzählte ihm Truman, daß Ed und Lawrence, seine Schwiegersöhne, zu ihm ins Haus kamen, nach Colorado, wo er damals lebte, und nach einem halben Jahr oder so sind dann die beiden Frauen ihren Männern dorthin nachgefahren. Lawrence Waynes Frau, die Mary Truman, starb ein oder zwei Jahre später in Colorado an der Schwindsucht, und was nachher aus Lawrence wurde, weiß ich nicht für gewiß. Das Gerücht ging, er hätte sich in Kansas angesiedelt und wieder geheiratet; er soll viele Kinder haben und noch immer dort leben, mein Lieber, als ein Mann von Wohlstand, der in seiner ganzen Gemeinde die höchste Achtung genießt.

Aber was aus Ed Mears wurde, weiß ich. Seine Geschichte habe ich von Dock Hensley. Truman hatte bereits deinem Vater erzählt, daß Ed draußen in Colorado in einem Bergwerk arbeitete, und als es soweit war, da schickte Ed nach seiner Frau, und Addie kam. Sie lebte, wie Truman erzählte, ein Jahr oder so im Gebirg mit ihrem Gatten zusammen, aber dann kehrte sie ins Haus ihres Vaters zurück. Oh, und der hat es dann deinem Vater erzählt, warum. Er sagte, es wäre grauenhaft gewesen, und die Frau hätte es nicht länger ertragen können. Sie sagte, Ed würde verrückt, manchmal sei er ganz von Sinnen und schrie und tobte, daß die Geister der Männer, die er erschlagen hatte, aus dem Grab erstanden seien, um ihn heimzusuchen. Nun, als mir dein Papa es wiedererzählte, da sagte ich: »Da siehst du's, nicht wahr? Da hast du's ja gehört, wie es geht, nicht wahr? Der Schuldige fleucht, auch wenn ihn niemand verfolgt. Das bleibt immer wahr.« »So ist's«, sagte er drauf. »So sicher, wie ich geboren bin, ist es das schuldbeladne Gewissen.« Und Truman erzählte deinem Vater weiter, daß er seine Tochter nicht zu Ed zurückgehen ließ, sondern sie in den Osten zurück-

schickte, wo sie Ed nie mehr sehen würde. »Aber natürlich«, erzählte er deinem Vater, »hat Ed mich bedroht; er drohte, er wolle mir das Leben nehmen, aber ich sah, daß der Mensch wahnsinnig werden würde, und so ließ ich sie nicht zu ihm zurückgehn.« So erzählte er.

Also, Addie kehrte in die Heimat zurück und ließ sich scheiden. Cash Jeter war es, der die Klage für sie führte. Das war lange, bevor Cash Jeter in den Senat gewählt wurde; damals war er einfach ein Rechtsanwalt. Die Geschichte geht so, daß er sich im Verlauf des Verfahrens in Addie verliebte, und dann hat er sie, einen Monat nachdem die Scheidung rechtsgültig wurde, geheiratet. Na, ich sagte damals zu deinem Papa: »Lang gewartet haben sie nicht, was? Mir scheint, sie hätten wenigstens die Anstandszeit abwarten können.« »Ach, Herrgott!« sagte dein Vater und zitierte den Hamlet: »Das Fleisch vom Leichenschmaus ward kalt zum Hochzeitsmahl gereicht, und das, Horatio, war Sparsamkeit, wie sie sich rächt.« »So ist's«, sagte ich, »ja so war es, ganz so.«

Ja, und dann, einige Zeit später, wurde Dock Hensley von der Behörde in die Südweststaaten geschickt, er sollte dort jemanden aufgreifen, der gemordet hatte. Hensley erzählte bei seiner Rückkehr, wie er in Mexiko zufällig den Ed Mears traf. Auf einem Dampfer, der irgendwo zwischen Texas und Mexiko verkehrt – Hensley war, wie ich vermute, auf der Spur jenes Mörders, nach dem er fahndete –, sah er, so erzählte er, den Ed Mears von Angesicht zu Angesicht. »Er hat sich 'nen Bart stehn lassen«, erzählte Hensley, »aber trotzdem, ich erkannte ihn gleich. Immerhin, er hat sich sehr verändert, er ist nicht mehr derselbe Mensch, den wir hier kannten, er sah aus wie ein Toter, wie ein Schatten seines früheren Selbst. Wirklich«, sagte Hensley, »Ed war nur noch ein Bündel Haut und Knochen, nicht mehr Fleisch an ihm als an einem Eichhörnchen«, genau so drückte er sich aus. »Na«, fragte ich da den Dock Hensley, »hat er Sie erkannt? Hat er Sie angesprochen?« Denn, du verstehst schon, ich wollte die Geschichte hören. »Ei, Herrgott, ja«, sagte Hensley. »Wir hausten dort vier Tage zusammen und feierten Wiedersehen als gute alte Kumpane.«

Und dann erzählte er mir genau, wie die Begegnung war. »Nun freilich«, sagte er, »als Ed mich so plötzlich an Deck des Dampfers erblickte, da dachte er, ich wäre hinter ihm her, und er kam stracks auf mich zu, um sich mir auszuliefern. Er sagte: ›Schon recht, Dock, ich weiß, daß du hier bist, um nach mir zu fahnden, und ich bin bereit, mit dir zurückzukehren.‹ ›Nein, Ed, da irrst du dich«, sagte ich, ›ich bin hier auf einer andern Fährte. Du bist es nicht, hinter dem ich her bin, dich soll ich nicht festnehmen, und selbst wenn ich es wollte, ich habe nicht die Autorität dazu, denn ich hab keinen Haftbefehl, der auf dich lautet.‹ ›Schön«, sagte der Ed drauf, ›ich kehr ohnehin eines Tages von selber zurück. Ich hab noch einen Menschen zu töten, eh ich sterbe; dann können sie mich festnehmen und mit mir machen, was sie wollen.« Nun, Dock Hensley fragte dann: »Ei, Ed, wer ist's denn, den du umbringen willst?« Und darauf sagte Ed: »Es ist Cash Jeter.« Und dann erzählte mir Dock Hensley, wie bitter Ed Mears den Cash Jeter haßte, weil der die Scheidung durchgesetzt und Eds Frau, die Addie, geheiratet hatte.

Dock Hensley erzählte auch, was sich dort zutrug, ehe er wieder heimreiste. Da schrieb nämlich Ed einen Brief und bat Hensley, ihn zu Hause dem Cash Jeter auszuhändigen. Hensley behauptete, er habe selber gesehen, was in dem Brief stand; er habe so was sein Leben lang nicht zu lesen gekriegt, sagte er. »Ich mag zum Mörder geworden sein«, schrieb Ed, »und gar manches Verbrechen, für das ich büßen muß, lastet auf meiner Seele, aber so tief bin ich nie gesunken, daß ich einem Manne das Weib von der Seite stahl. Und nun kannst du dein Haus richten und dich auf mich gefaßt machen, denn ich werde zurückkommen. Es mag einen Monat dauern, oder ein Jahr, oder vielleicht auch zehn Jahre, aber ich werde kommen. Ich habe mit dir abzurechnen, und also: mach dich gefaßt.« Nun ja, und dann erzählte Hensley, wie es war, als er dem Cash Jeter den Brief überbrachte. Jeter riß den Brief auf und las ihn, und, wie Hensley sagte, Jeter erbleichte und fing an zu zittern, und ich vermute freilich, daß von diesem Tag an sein Leben einer Hölle auf Erden gleichkam, bis eben die Nachricht einlief, Ed wäre tot. Denn es kam so, daß Ed nicht lange genug lebte, um seinen

Vorsatz wahrzumachen, er wurde bei einer Schießerei in einer Schankbar in Mexiko getötet, aber du kannst versichert sein, sonst wär er gekommen.

Also, so ist es gewesen; ganz richtig, genau das hat sich zugetragen.

Schließlich jedoch stand ich immer noch vor einem Rätsel: – was konnte nur dieses »Zwei ... Zwei« und »Zwanzig ... Zwanzig« bedeuten?

»Herrgott noch mal!« sagte dein Papa, »es bedeutet gar nichts! Es ist doch überhaupt nie vorgefallen, du hast dir das alles nur eingebildet.«

»Abwarten«, sagte ich da, »abwarten und zusehen.«

Lang dauerte es nicht; lang brauchten wir nicht zu warten.

Eines Tages vor dem Mittagessen, es wird so gegen ein Uhr gewesen sein, fingen meine Wehen an. Ach du guter Gott, es war so, als hätt sich etwas in mir losgerissen! Und dein Vater war zugegen, er war früh heimgekommen, er stand draußen hinterm Haus im Garten und löste das Fett aus einer Schlachtsau, die er zum

Einpökeln gekauft hatte. »Ei, warum in aller Welt«, rief ich aus, »hast du sie denn gekauft?!« O Kind! Kind! Diese furchtbare Verschwendung! Diese schauderhafte Maßlosigkeit! Ich hab's ihm wirklich oft gesagt, wenn ich nicht gewesen wäre, dann hätt er bestimmt jeden Pfennig, den er vereinnahmte, ausgegeben, damit Metzger und Bäcker, Bauer und Schankwirt schön warm liegen! Er konnte da einfach nicht widerstehen, weißt du. Also, ich sagte zu ihm: »Wie kommst du nur dazu, noch eine ganze Schlachtsau zu kaufen?« Denn wir hatten Schinken und Speckseiten in der Vorratskammer hängen, die er bereits gekauft hatte, ich bitte dich, sechs geräucherte Schinken, und da kommt der Mann, wie er leibt und lebt, nach Hause und bringt eine ganze Schlachtsau mit. »Ei Mann!« sagte ich. »All das Schweinefleisch bringt uns ja um!« Ja, das sagte ich; wir hatten ja selber einen Haufen Hühner zum Schlachten, und außerdem hatte er mir am selben Tage einen zwölfpfündigen Rostbraten vom Markt runter ins Haus geschickt. »Wir werden uns krank dran essen«, sagte ich, »und die Kinder werden wir ins Bett stecken müssen, denn so viel Schweinefleisch kann

niemand vertragen, es tut kein gut.« Also, stell dir vor, so eine Vergeudung, weißt du – Kind, Kind, wie oft bin ich dagesessen und habe darüber geweint, daß er hinging und das Geld so hinauswarf. »Ach Gott«, sagte ich, »so einen Vielfraß hab ich mein Lebtage nicht gesehn!« Ich wollte damit an seinen Stolz appellieren. »Du denkst doch wirklich nur an deinen Bauch! Nun setz dich doch mal hin und überleg dir die Sache in aller Ruhe! Wie in aller Welt willst du je zu Vermögen und Besitz kommen, wenn alles, was du verdienst, durch den Schlund in den Magen geht? Beschwören will ich's, Mann, ich glaub gar, daß bei dir das Hirn selbst im Magen sitzt!« Also, das ging gewöhnlich so, daß dein Papa in der Stadt irgendeinen alten Farmer traf mit einem ganzen Wagen voll Zeug, das der Mann gern loswerden wollte, damit er wieder einspannen und heimfahren könne. Und dein Papa kaufte ihm dann einfach alles ab. Ei, ich hab dir doch oft davon erzählt. Dieser Dummkopf! Stell dir ihn vor! Kaufte er nicht mal so einem Farmer vierzig Dutzend Eier ab?! Ich hätt sie ihm an den Kopf schmeißen können, so ärgerte ich mich! Es war in der besten Legezeit, und unsre Hühner legten

mehr als genug. »Ei«, fragte ich ihn, »wie kommst du nur drauf, mir so einen Streich zu spielen?« »Nun ja«, sagte er da und macht ein Schöpsengesicht, »er ließ mir die Eier das Dutzend für sieben Cent, und da schien's mir ein guter Kauf. Töricht, da nicht zuzugreifen.« »Was schert mich denn das?« sagte ich drauf, »und wenn er sie dir das Dutzend für zwei Cent gegeben hätte, es war hinausgeworfnes Geld. Wir werden sie nicht verbrauchen können.« »Aber natürlich können wir das«, sagte er, »die Kinder werden sie schon essen.« »Ei, um Himmels willen, Mann«, sagte ich, »wie kannst du nur so daherreden? Die Kinder werden sich so an Eiern überessen, daß sie ihr Lebtage kein Ei mehr sehn können. Sie werden sie nie aufessen, die Eier werden einfach faul werden, weiter nichts!« Na, und da machte er erst recht ein Schöpsengesicht, ja, ein Schöpsengesicht, und sagte: »Nun, ich glaubte, das Richtige zu tun. Und so hab ich mich wohl geirrt.«

Und ja! Kam er nicht eines schönen Tags mit 'ner ganzen Wagenladung Melonen heim? Siebenundzwanzig Wassermelonen, ich bitte dich, und der Himmel weiß, wieviel Cantaloupemelonen es waren, ein paar

hundert müssen es schon gewesen sein. »Daß du aber nicht wirklich mehr Vernunft hast!« sagte ich. »Ach, die werden wir schon aufessen«, sagte er. »Die werden schon gegessen werden. Die Kinder werden sie schon aufessen.« Ja, und dann hat sich der Lukas wirklich daran übergessen. »Na«, sagte ich zu deinem Papa, »und jetzt haben wir auch 'ne Doktorrechnung obendrein zu bezahlen für die Melonen!« Ach, und all die andern Male ... da kam er heim, sozusagen mit ganzen Wagenladungen voll Maiskolben, Tomaten, grünen Bohnen, Zwiebeln, Rettichen, Roterüben, Weißrüben, Süßkartoffeln, allen möglichen Gartengemüsen und allen Arten Obst, Pfirsichen und Birnen, Äpfeln und Pflaumen, und dabei hatten wir doch den Garten mit dem Baumstück hinterm Haus, wo alles wuchs, was wir brauchten. Aber nein! Ich hatte ja vollauf zu tun, um Mittel und Wege auszusinnen, damit das Zeug nicht zukäme. Wie oft hab ich zu ihm gesagt: »Wie erwartest du eigentlich von mir, daß ich mich auch noch um die Kinder bekümmere, nachdem du diese Haufen Zeug hier ablädst?« Also, da stand ich – in andern Umständen, weißt du – und kochte ein, was ich nur einkochen

konnte, und er stand hinterm Haus und löste das Fett aus. Ach! Und dieser Geruch! Dieser alte, starke Geruch von unausgeschmelztem Schweinefett! Und dabei war die Vorratskammer schon bis oben voll! Und was ich alles bis zu jenem Tage schon eingekocht hatte! Vierhundertsiebenunddreißig Krüge mit eingekochten Kirschen, Pfirsichen, Apfel- und Traubengelee, Pflaumenmus, Quittenmarmelade, Birnschnitzen, Tomatensauce, Chow-Chow, gepickelte Gurken und lauter so Sachen – also: die Kammer war voll bis an die Decke, aber eins laß dir gesagt sein, Junge, essen konnte der Mann, essen, das konnte er, dein Papa, ei, ich hab doch wirklich in meinem Leben einige rüstige Esser kennengelernt, aber ich hab nie einen gesehn, der das Futter verstauen konnte wie er! Das hatte er, glaub ich, von seinen Leuten da droben in Pennsylvania; er erzählte oft, wie es da in seiner Jugend war auf der Farm. Da kamen sie vom Acker heim, die ganze Familie, erzählte er, und dann hauten sie ein, und jedes aß so viel, daß es 'nen Ochsen arbeitsunfähig gemacht hätte. Hab ich vielleicht nicht mit meinen eigenen Augen gesehn – damals, als wir dort zu Besuch waren –, wie die alte

Frau, seine Mutter, deine Großmutter, mein Junge, auf einen Sitz ein ganzes Huhn aufaß und dann drei große Stücke gedeckten Apfelkuchen, und dann sagte sie noch zu deiner Tante Augusta: »Tochter, hier! Leg mir noch mal vor!« Ei, und die alte Frau war damals schon hoch in den Siebzigern. Und so traf sie auch der Tod. »Na, stell dir vor!« rief ich aus, als die Nachricht kam. In ihrem sechsundneunzigsten Jahr fiel sie vom Stuhl runter und brach ein Bein, als sie grad nach einem gerösteten Maiskolben langte. Und natürlich, das war dann doch zuviel, es brachte sie um, sie war einfach zu alt, um den Unfall zu überstehn, der gebrochne Knochen konnte nicht mehr zusammenheilen. »Aber das überbietet doch alles!« sagte ich damals.

Tatsächlich, beschwören will ich's, es ist ein Wunder, daß sein Körper den Zumutungen gewachsen war, daß er es so lange aushielt! Hirn und Eier und Speck und Beefsteak und Haferspeise und heiße Biskuits und Würstchen und zwei oder drei Tassen Kaffee zum Frühstück, und zum Dinner und zum Supper jedesmal zwei oder drei Fleischgänge, Leber, Rostbraten, Schweinernes, Fisch, Huhn, sechserlei Gemüse dazu,

Bohnen, Kartoffelbrei, Succotash, Kohlrüben Gemüse und dergleichen, und dazu eingekochte Pfirsiche oder so was und dann noch einen gedeckten Obstkuchen. »Ei«, sagte ich seinerzeit zu dem Doktor Wade Eliot, »das hat sicher mitgeholfen, daß dieses Leiden über ihn kam. Er hat sich sein Grab mit den Zähnen gegraben.« »Nun«, sagte da Eliot, »da hat er aber ziemlich lange gegraben.« Und freilich, da mußte ich's zugeben, und trotzdem, beschwören will ich's, daß ich manchmal denke, er könnte heut noch leben, wenn er nur mehr Maß gehalten hätte!

Also, wie ich schon sagte: – da und dann fielen sie mich an, die Wehen. Ich machte die paar Schritte ans Fenster und rief hinaus zu deinem Papa: »Komm! Komm!! Schnell!!!« Und laß dir sagen, Junge, da fackelte er nicht, nein, gerannt kam er, gerannt.

»Ach, das kann es noch nicht sein!« sagte ich. »Es ist noch nicht an der Zeit.«

»Ich glaub doch, daß es das ist«, sagte er. »Ich lauf und hol den Arzt.«

Und er ging.

Das war im Jahr, als die Heuschrecken kamen; es scheint so lange her zu sein, das Jahr, als die Heuschrecken kamen und alles auf Erden kahlfraßen, es scheint mir so lange her. Aber nein (dachte ich damals, bei diesen Wehen, denn, weißt du, ich stand vor einem Rätsel), es kann doch nicht das sein, es ist doch noch nicht an der Zeit, es ist doch erst voriges Jahr im Januar soweit gewesen – – O Gott! O Gott! Wie oft muß ich an alles denken, das ich durchgemacht habe, und mich wundern, daß ich noch da bin und davon erzählen kann! Tatsächlich, ich glaub's, ich muß die Gewalt der Natur in mir gehabt haben; es fiel mir doch nicht schwerer, als es der Erde fällt Korn zu tragen – all diese Kinder, die acht, die am Leben blieben, und all die andern, von denen du nie gehört hast –, all diese Kinder und weniger eheliches Leben als irgendeine Frau, von der ich je gehört hab – und ach, wenn ich daran denken muß, denken muß, daß dein Vater diese Dinge zu mir sagte, die er zu mir gesagt hat –, daß er mich verfluchte und mich kränkte und mit anderen Frauen herumzog, nachdem er es doch war, der mich in die Umstände gebracht hatte, und daß er sich wie ein Teu-

fel benahm, als er sah, was er da in mir angestellt hatte. Gott! Gott! Er war ein seltsamer Mann, ein wilder und unbändiger Mensch; es saß ein Teufel in ihm, irgendwo saß da irgend etwas Wildes und Fremdes in ihm, das wir nie kennenlernten – die Dinge, die er sagte und tat, waren mehr, als ich ertragen konnte, sie erbitterten mich, und ich betete, der Himmel solle ihn strafen – aber ach Gott! – es ist so lange her seit dem Jahr, als die Heuschrecken kamen –, alles denkt mir noch, die Orangenbäume und die Feigenbäume und die Lieder und all die Zeiten, die wir miteinander durchlebt haben – ach! die guten Zeiten, die schlechten Zeiten, die Glückseligkeit und die bittren Tränen, und nun ist es etwas, das nicht gesagt werden kann; ich versuchte ihn zu hassen, aber nun kann ich kein Wort gegen ihn sagen; er war ein sonderbarer Mensch, aber wo er auch immer war, da war niemand, den es fror, niemand, den es hungerte, da war immer genug da für alle, und nun, wenn ich seiner gedenke, da scheint es so lange her zu sein seit dem Jahr, als die Heuschrecken kamen, und immer ist etwas in mir, das ich sagen möchte, und das nicht ausgesprochen werden kann.

Jenes Jahr – es war das Jahr, als die Kinder den Typhus hatten, und Steve und Daisy waren gerade wieder so auf dem Weg der Gesundung, und so hatte ich sie (wie ich das alles so allein schaffte, Gott, ich weiß es nicht!) mit hinunter nach Florida genommen, nach St. Augustine –, und dann kam dein Papa nachgefahren, freilich, lange konnte er nicht bleiben, aber er kam uns nachgereist, und dann fing er dort an zu trinken. Ich wollte das Zeug finden, aber er hatte deinen Bruder Steve abgerichtet, daß dieser ihm die Flaschen im Sand unterm Haus versteckte, und dann fing er an zu fluchen und zu toben, als er sah, daß er mich wieder in die Umstände gebracht hatte, und er sagte: »Verdammt sollst du sein! Wenn du das Wesen in dir mit nach Haus bringst, dann schlag ich euch beide tot!« Stell dir das vor, Kind! Stell dir vor, daß er so zu mir reden konnte, oh, es erbittert mich, ich konnte nicht stillhalten und daran denken, ich ging im Zimmer auf und ab, auf und ab, auf und ab, und dann trat ich hinaus auf die Veranda und lehnte mich an einen Pfosten – (wir wohnten dort in einem Holzhäuschen, das ich von Leuten aus den Nordstaaten gemietet hatte, und

die Veranda hatte kein Geländer, aber da war ja weiter nichts, als dieser alte, lose Sand, und so wußte ich, die Kinder würden sich nicht wehtun, falls eins von ihnen wirklich mal herunterfiel) – und »Guter Gott! Was soll ich nur tun? Was soll ich nur tun?« dachte ich ...

Am nächsten Tag war der Rausch ausgeschlafen, dein Papa war wieder nüchtern und ganz in Ordnung, und so gingen wir gegen Sonnenuntergang mit den Kindern nach dem alten Fort Marion, dem spanischen Fort drunten bei Ponce de Leon, und da waren all die vielen Leute in ihren feinen Kleidern, und die Militärkapelle spielte, und dann wurde die Flagge gestrichen, man hörte den Salutschuß und das Hornsignal, und dann wurde die Flagge eingezogen – und ja! Tutel-uh! Tutel-uh! –, so ging das Hornsignal, und all die kleinen Kinder legten die Hand an den Mund und versuchten, ob sie das Hornsignal nachmachen könnten, und die Vögel flogen, und Palmen standen da, und die Kapelle spielte auf, und es roch nach Wasser und nach der Orangenblüte, und da stand das alte Fort mit seinen geschwärzten Mauern – ei, guter Gott! an manchen Stellen waren die Mauern vierzehn Fuß dick! –, und

hinter dem Fort ging die Sonne unter wie eine große, goldne Orange, und die Leute lauschten der Musik. Im Januar dieses Jahres kamen zu Hause die Heuschrecken angeschwärmt, und dann spürte ich einen solchen Schmerz, als ob sich das Wesen in mir ganz losgerissen hätte.

»Komm!« sagte ich. »Wir müssen gehn!« Und da fragte er: »Was ist dir denn?« Und da sprach ich zu ihm: »O Gott! Es reißt mich schier entzwei. O Gott! Wir werden das Haus nicht mehr erreichen. So kommt doch, kommt!« Und wir gingen, die Kinder und dein Vater und ich, und die Füße versagten mir fast den Dienst, und bei jedem Schritt sank ich in den Sand ein, und schließlich dachte ich, ich würde das Haus nicht mehr erreichen, und dieses große Stück von einem Wesen riß an mir, und schließlich nahm mich dein Vater auf seine Arme und trug mich das letzte Stück Wegs und ins Haus. Und ich sagte: »Da siehst du's, nicht wahr? Da siehst du, was du getan hast. Das hast du angerichtet!« Und da wurde ihm angst, und er erbleichte übers ganze Gesicht, und er sagte: »Mein Gott! Mein Gott! Was hab ich getan!« Und er ging im Zimmer

auf und ab, und es wurde dunkel, und nebenan schliefen die Kinder, und dein Vater ging hinaus in den Garten, und in jenem Garten stand ein Feigenbaum, und ich lag im Dunkeln und hörte, wie draußen Leute vorübergingen, und von irgendwoher konnte ich Musik hören und lachende Stimmen und Lieder, und ich konnte alle die Blüten riechen – oh, die Magnolien und Lilien und Rosen, die Poinsettien und all die andern Blumen, die es in Florida gibt, und die Orangenbäume und all die andern Bäume, die damals dort blühten. Und ich konnte dem Schlaf meiner kleinen Kinder lauschen im Haus, und durchs Fenster den Himmel sehen, der ganz voller Sterne war, und »Guter Gott!« dachte ich. »Was soll ich nur tun? Was soll ich nur tun?« – und das war im Jahr, als zu Haus die Heuschrecken kamen, und nun scheint es so lange her.

Aber guter Gott! Mich deucht, daß Nelson damals wirklich ganz recht hatte, als er zu mir sagte: »Sie haben tatsächlich die Gewalt der Natur in sich. Ihresgleichen ist mir in meiner ganzen Praxis noch nicht begegnet.« So sagte er wörtlich. Ei ja! Hatte ich nicht alle diese Kinder, und konnte ich nicht alles zum Wachsen

bringen, wenn ich es bloß mit der Hand berührte? Und war es nicht immer so gewesen mit mir, von Kindesbeinen an – Tomaten und Blumen und Mais und Gemüse und alle Arten Frucht? Ei guter Gott! es sah aus, als braucht ich bloß meine Finger in die Erde zu stecken, und da schösse auch schon das Wachstum für mich auf. »Oh«, sagte der alte Schuhmacher zu mir, der, wie du weißt, jede freie Minute in seinem Garten arbeitete, bis der Garten aussah wie ein Schachbrett, schön, sauber und ordentlich und alles hübsch hochgebunden und kein Unkraut zwischen den Pflanzen, ganz so, wie er es, mutmaße ich, zu Hause in Deutschland gelernt hatte. »Oh«, sagte er, »Sie dürfen Ihren Garten nicht so verwildern lassen; Sie müssen jäten, oder die Pflanzen gedeihen Ihnen nicht.« »Abwarten«, sagte ich da zu ihm, »abwarten und zusehen! Sie werden schon wachsen, für mich werden sie schon wachsen. Was ich hier ziehe, wird genau so gut sein wie das, was Sie ziehen mit all Ihrer Arbeit und Jäterei.« Und kriegte ich nicht auf meinen Beeten Zwiebeln und Rettiche und Radieschen und Blattsalat und Tomaten, neben denen sich seine überhaupt nicht sehen lassen

konnten?! Ei, guter Gott, man konnte sie aus der Erde schießen sehn! Und laß dir eines gesagt sein, Junge, wenn je das Schlimmste zum Schlimmsten käme, selbst dann, wenn ich keinen Pfennig mehr zum Ausgeben hätte, ich könnte leben, denn ich würde einfach die Erde für mich arbeiten lassen. Ich habe es gekonnt, und ich kann's heute noch.

Ei ja! Da fällt mir ein, im letzten Winter ging ich eines Tags ins Büro der Catawba Coal Company, um meine Kohlenrechnung zu bezahlen, und da sprach ich mit ihm, genau zwei Tage bevor ihn ein tödlicher Herzschlag rührte, und – sah ich ihn da nicht – du weißt schon, wen ich meine, den Miller Wright nämlich – einen Mann, kaum einen Tag über siebzig, aber bleich wie ein Gespenst und bebend und zitternd wie Espenlaub? »Ei Miller!« sagte ich zu ihm, »es macht mir Sorge, dich in dieser Verfassung zu sehen. Was ist los? Was fehlt dir denn?« »Oh, Eliza«, sagte er bebend und zitternd, »es ist der Kummer, es sind diese ewigen Sorgen. Ich kann nicht mehr schlafen, weil ich mir ständig Gedanken machen muß.« »Aber was!« sagte ich, »was ist denn eigentlich los?« Und er sagte: »Ach, Eliza, alles,

was ich je besaß, ist dahin. Ich hab keinen Pfennig mehr. Den größten Teil habe ich an meinen Grundstückspekulationen verloren«, erzählte er, »und nun hat auch diese elende Bank noch bankrott gemacht. Was soll ich denn da tun?« »Tun?« sagte ich. »Ei, du wirst eben dasselbe tun, was ich tun werde, nämlich von deinen Fehlern lernen und wieder von vorn anfangen.« »Ach, aber Eliza, Eliza!« sagte er und schüttelte den Kopf. »Dazu ist es zu spät. Wir sind beide siebzig, und so sind wir zu alt. Zu alt.« »Alt!« sagte ich da. »Ei, du lieber Gott, ich könnte gleich morgen früh anfangen und mir mit den Jüngsten und Besten um die Wette mein Brot verdienen.« »Das schon«, sagte er. »Aber, Eliza, sag mir doch, was du wirklich tun wirst.« »Tun?« sagte ich da. »Nun, ich sag dir's ja, ich werde mich dranhalten und schwer schaffen, bis ich achtzig bin, und dann«, sagte ich und blinzelte ihn an, »werde ich loslegen und einen höllisch liederlichen Lebenswandel anfangen.« So sagte ich, wörtlich, weißt du, ich wollte ihn ein bißchen aufheitern, und freilich, da mußte er lachen, und dann sagte er: »Nun ja, ich nehm an, dein Plan ist so gut wie irgendein anderer.« »Nun hör aber

mal, Miller«, sagte ich drauf, »du solltest wirklich genug wissen, um dich nicht so unterkriegen zu lassen. Wir beide haben viel mitgemacht und haben ein paar äußerst harte Zeiten überstanden, ei, diese Leutchen von heutzutage wissen ja gar nichts davon, die haben ja gar keine Ahnung davon, was harte Zeiten sind.« – Ja, sind wir nicht beide hier auf dem Land aufgewachsen, sind unsre Elternhäuser nicht bloß fünf Meilen auseinandergestanden, und denkt mir etwa das alles nicht mehr? O ja! Mir denkt es alles, jede Minute denkt mir, so deutlich, als wär es heute morgen gewesen, wie die Männer heimmarschiert kamen, wie die Frauen weinten, wie der Staub aufwirbelte, wie schwer die Zeiten waren, die wir durchmachten, und wie hart die Arbeit war, die wir tun mußten; ach, die Wolle, der Flachs, das Spinnrad, alles, was wir im Garten bauten, und die Dinge, die wir im Haus anfertigten, und tausend andre Dinge, Junge, von denen du nie gehört und nie geträumt hast, die Sommerzeit, der Fluß und die Lieder, die Armut, der Kummer und das Weh – Miller und ich, wir beide haben das alles erlebt, haben da bei allem mitgetan, und so sagte ich also zu ihm: »Du, Miller

Wright, hast es doch auch erlebt und mitgemacht, und du erinnerst dich doch dran!«

Nun ja, da mußte er es zugeben, weißt du. Er sagte: »Ja, du hast recht, ich erinnere mich dran.« Und da hellte sich sein Gesicht ein wenig auf, weißt du, und er fragte mich: »Aber sag mal, könntest du es auch heute noch tun?« »Ob ich's heute noch könnte?! Ei freilich! Auf der Stelle könnte ich's wieder«, antwortete ich und sagte dann: »Nun hör mal, Miller – zugegeben, daß wir schwer verloren haben –, immerhin, wir sitzen im selben Kahn, in dem noch ein ganzer Haufen anderer Leute sitzt. Wir alle dachten, wir täten das Richtige, und dann ist es uns, mutmaße ich, über den Kopf gewachsen, und wir ließen es zu, daß wir gegen unser besseres Urteil den Boden unter den Füßen verloren.« – Ah pah! Junge, wenn ich bloß dran denke! Ich hatte mich schon entschlossen, aus dem Grundstückhandel ganz rauszugehen ... Hätte ich nur den richtigen Zeitpunkt gemerkt ... Ei, ich wollte nur noch einen oder zwei Verkäufe tätigen und mich dann zurückziehen. Pah! Beschwören will ich's, daß ich glaub, es wär mir alles geglückt, wenn nicht über Nacht die Schieber und die

New Yorker Bankjuden und diese Wucherer sich hineingedrängt hätten ... Ja, damals war der richtige Zeitpunkt; wenn ich es bloß gemerkt hätte, dann hätte ich meine gesamten Liegenschaften zu Hause losgeschlagen ... Was aber jene Grundstücke in Florida angeht, in die ich Geld gesteckt habe, nun, mit denen wär, glaub ich, heut noch alles in Ordnung, wenn jener Hurrikan nicht gekommen wäre und uns so furchtbar getroffen hätte, und dann verbreiteten obendrein diese verlogenen Schufte draußen in Kalifornien diese Geschichte, drunten in Florida wäre die mittelmeerländische Obstfliege eingeschleppt worden. Ei, guter Gott, dort war so wenig von einer Obstfliege zu sehn wie am Nordpol. Das Ganze war eine aufgelegte Lüge, die erfunden und aufgebauscht wurde aus dem einen und einzigen Grund, dem Land Florida zu schaden und es zugrund zu richten, denn diese Kalifornier konnten es einfach nicht ertragen, von Florida überflügelt zu werden, und Herbert Hoover und sein ganzer Anhang waren mit im Spiel gegen uns Floridaner und unterstützten die Gaunerei, eben weil er ja auch aus Kalifornien ist – ja, ich bitte dich, du kannst mir's glauben, so in al-

ler Welt war die Sache, aber allen Lügen zum Trotz wird Florida wieder hochkommen, denn Florida ist einfach nicht unterzukriegen! – »Und, Miller«, sagte ich, »die Banken haben ja nicht alles. Sie mögen sich einbilden, sie hätten alles, aber hör mal«, sagte ich, »ich muß dir da ein kleines Geheimnis anvertrauen.« Und dabei blinzelte ich ihn an. »Also: – ich besitze da noch ein kleines Eckchen Erde draußen auf dem Land, niemand weiß etwas davon, und wenn eben das Schlimmste zum Schlimmsten kommt, dann werde ich nicht darben. Ich werde da hinausziehen, Selbstversorger werden, und da werde ich genug haben, und wenn du bankrott machst, kannst du zu mir herauskommen, hungern wirst du bestimmt nicht, denn wenn ich etwas anbaue, dann wächst es.« »Das schon, Eliza«, sagte er, »aber es ist ja zu spät, zu spät. Wir sind beide zu alt, um neu anzufangen und haben alles verloren.« »Nein«, sagte ich, »nicht alles. Es ist uns noch etwas geblieben.« »Was denn?« fragte er da. »Die Erde ist uns geblieben«, antwortete ich. »Wir haben immer noch die Erde. Wir werden uns auf die Erde stellen, und die

Erde wird uns retten. Die Erde hat noch keinen im Stich gelassen.«

Also, da kamen sie daher, weißt du, so schnell sie ihre Füße trugen, dein Papa und der alte Doktor Nelson. Ich lag da mit diesen schauerhaften Schmerzen, die an mir zerrten, als wollten sie mich entzweireißen.

»Aber nein«, sagte ich zu Doktor Nelson. »Das kann es nicht sein. Soweit ist es noch nicht. Es ist noch nicht an der Zeit, nach meiner Rechnung ist's zwei Wochen zu früh.«

»Das ändert nichts an der Tatsache«, erklärte er. »Sie sind soweit. Es ist an der Zeit für Sie, ganz gewiß. Ihre Zeit ist da.«

Und ganz gewiß, so war's. Ei natürlich, das war es! Und darum drehte sich das, was ich dir erzählt habe, mein Junge, das erklärte alles.

»Zwei ... Zwei«, sagte die erste Stimme, und »Zwanzig ... Zwanzig«, sagte die andre.

Zwanzig – du verstehst doch: Zwanzig – Tage nach jenem Abend im September, an dem Ed Mears dort in

unser Haus gekommen war, genau am siebzehnten Oktober zwanzig Minuten vor zehn Uhr abends, gebar ich zwei – du verstehst doch: ZWEI – Kinder –, deine Brüder, die Zwillinge Ben und Grover wurden an diesem Abend geboren.

Am nächsten Tag lag ich da und dachte nach, und da wurde es mir blitzhaft klar, was das bedeutete, ja, natürlich, da sah ich es sofort ein. Das Rätsel war gelöst.

Und das also ist die Geschichte, mein Lieber, ganz so, wie es sich zutrug.

»Zwei ...Zwei«, sagte die erste Stimme, und das sollte besagen »zwei Kinder«; und »Zwanzig ... Zwanzig«, sagte die andre Stimme, und das sollte besagen: »Zwanzig Tage.«

Also, jetzt hab ich's dir erzählt.

»Was hältst du davon?« sagte ich zu deinem Vater.
»Du siehst es doch ein, nicht wahr?«

Auf seinen Mienen stand allerlei zu lesen. »Sonderbar ist's schon, wenn man's bedenkt«, sagte er, »bei Gott, sonderbar.«

Du lieber Gott, was hör ich denn da vom Hafen her, Junge? Hah? Was sagst du? Ein Schiff! – Nun wird es bald April, und ich muß wieder heimfahren. Im Garten vor meinem Haus, wo ich arbeite, werden die Frühjahrsblumen und -blüten anfangen, die Pfirsich- und Kirschbäume, die Magnolien, der Lorbeer und der Flieder. Einen Apfelbaum hab ich, der sitzt voll von all den Vögeln, die's bei uns bis zum Juni gibt. Der Blütenbaum, den du als Kind gepflanzt hast, steht noch an seinem Platz und blüht zum Fenster herein. (Mein liebes Kind, iß gutes Essen und gib gut auf dich acht und bewahre dir deine Gesundheit; ich mache mir solche Gedanken um dich, wenn ich mir vorstelle, daß du allein unter Fremden lebst.) Die Berge daheim sind so schön, und bald wird es wieder Frühling. (Es macht mir solche Gedanken, wenn ich mir dich vorstelle, allein und in weiter Ferne. Kind! Kind! Kehre wieder zurück!)

O hör doch! ...

Hah? Was ist es? ...

Hah? Was sagst du? ...

(Guter Gott! Eine Rasse von Wandrern!)

Kind! Kind! ... Was ist es?

Schiffe wiederum!

Die Geschichte eines Romans

»Story of a Novel«

Deutsch: Hans Schiebelhuth

Ein Verlagsleiter, ein Mann, der auch ein guter Freund von mir ist, sagte mir vor etwa einem Jahr, es täte ihm leid, dass er nicht Tagebuch geführt hätte über jene Arbeit, die wir gemeinsam getan haben, das Zurechtschlagen, Abdämmen, Fliessenlassen, Auffangen und Zuendebringen, die zehntausend Anproben, Änderungen, Siege und Übergaben beim Fertigmachen eines Buches. Manches, bemerkte dieser Mann, wäre phantastisch, vieles unglaublich und das Ganze erstaunlich gewesen, und obendrein hatte er die Lie-

benswürdigkeit, zu sagen, diese Arbeit stelle die interessanteste Erfahrung dar, die er in den fünfundzwanzig Jahren seiner literarisch-verlegerischen Herausgeber-tätigkeit gemacht hätte.

Von dieser Erfahrung möchte ich hier sprechen.

Ich kann keinem Menschen sagen, wie man Bücher schreibt; ich kann auch nicht versuchen, Regeln aufzustellen, nach denen jemand instand gesetzt sein würde, seine Bücher bei Verlagen, seine Geschichten bei gutzahlenden Zeitschriften unterzubringen. Ich bin kein Erwerbsschriftsteller, ich bin nicht einmal gelernter Schriftsteller, ich bin einfach ein Schriftsteller, der im Begriff steht, sein Handwerk zu lernen, der gerade dabei ist, auf den Gebieten der Linienführung und Bauführung und der sprachlichen Verdeutlichung jene Entdeckungen zu machen, die er notwendig machen muss, um die Arbeit leisten zu können, die er leisten will. Gerade aus diesem Grund, eben weil ich patze, weil noch meine gesamte Lebenskraft und meine ganze Begabung in diesen Entdeckungsvorgang einbezogen sind, aus diesem Grund spreche ich, wie ich hier spreche. Ich möchte erzählen, wie und auf welche Art und Wei-

se ich ein Buch schrieb. Das wird äusserst persönlich werden. Die Arbeit an dem Buch nämlich hat mich mehrere Jahre lang aufs äusserste und heftigste in Anspruch genommen, ist für mich des Daseins eigenster und innigster Anteil gewesen. Es ist nichts sehr Literarisches an der Sache. Es ist vielmehr eine Geschichte von Schweiss und Qual und Verzweiflung und teilweisem Gelingen. Ich weiss noch gar nicht, wie man eine Geschichte schreibt, ich weiss noch gar nicht, wie man einen Roman schreibt. Aber ich habe etwas über mich selbst und über schriftstellerisches Arbeiten ausfindig gemacht, und wenn ich's vermag, möchte ich sagen, was es ist.

Ich weiss nicht, wann ich zuerst auf den Gedanken kam, Schriftsteller zu werden. Wahrscheinlich bildete ich mir wie viele Amerikaner meiner Generation ein, es sei eine feine Sache, Schriftsteller zu sein, und damit ein Mann wie Lord Byron, Lord Tennyson, Longfellow oder Percy Bysshe Shelley. Ein Schriftsteller musste wie alle hier von mir Genannten Ausländer sein, und da ich selbst Amerikaner war, und nicht zur vermögenden oder studierenden Klasse gehörte, meinte ich, ein

Schriftsteller gehöre einer isolierten Gruppe von Menschen an, zu der ich nie Zugang haben würde. Ähnlich dachten wir wohl alle oder doch wenigstens die meisten Amerikaner. Das seltsame Wesen des schriftstellerischen Berufes irritiert uns nach wie vor mehr als irgendein anderes Volk der Erde, das ich kenne. Ich glaube, das ist auch der Grund, weshalb viele unserer Landsleute, vor allem die arbeitenden Schichten und die Menschen vom Lande, von denen ich selbst abstamme, voller Verwunderung und Zweifel und voller romantischer Gefühle dem Schriftsteller gegenüberstehen. So können sie sich auch kaum vorstellen, dass ein Schriftsteller durchaus einer von ihnen sein kann und nicht unbedingt ein Mann aus fernen Ländern sein muss, wie es Lord Byron, Tennyson oder Percy Bysshe Shelley waren. Andere Amerikaner wieder, die den akademisch gebildeten Kreisen angehören und die sich ebenfalls, aber auf andere Art, von Glanz und Differenziertheit dieses Berufes blenden lassen, geraten unter den Einfluss der Literatur; ihre Verständnisbereitschaft geht dann weiter als die ebenso stark von ihr beeinflusster gebildeter Europäer. Sie gebärden sich flau-

bertischer als Flaubert. Die Besten unter ihnen gründen kleine Zeitschriften und betreiben in ihren Spalten literarische Haarspaltereien, wobei sie dann mehr Haare spalten, als es sich Europäer je einfallen lassen würden. In Europa fragt man sich: «Mein Gott, wo kommen nur alle diese ästhetisierenden Amerikaner her?» Wir kennen das ja alles. Ich glaube, jeder, der in diesem Lande den Versuch unternommen hat, zu schreiben, gehörte erst einmal zu einer dieser beiden Gruppen wohlmeinender aber irreführender Menschen. Wenn wir schliesslich wirklich Schriftsteller geworden sind, so sind wir es trotz dieser Menschen geworden. Ich weiss nicht, wie ich Schriftsteller wurde, glaube aber, dass in mir eine gewisse Kraft danach verlangte, zu schreiben, die schliesslich durchbrach und sich ihren Weg bahnte. Meine Familie gehörte zur arbeitenden Bevölkerung. Mein Vater, ein Steinmetz, war ein Mann, der der Literatur Achtung und Bewunderung entgegenbrachte. Er besaß ein erstaunliches Gedächtnis und liebte die Poesie. Und die Poesie, die er am meisten liebte, war rhetorischer Art, wie sie ein solcher Mann naturgemäss bevorzugen musste. Trotzdem war es

gute Poesie. Hamlets Monolog, Macbeth, Marc Antons Rede, Greys Elegie und anderes dieser Art. Ich hörte das alles schon als Kind, prägte es mir ein und machte es zu meinem geistigen Besitz. Er schickte mich ins College auf die Staatsuniversität. Schon während meiner Schultage war der Wunsch, zu schreiben, in mir lebendig gewesen. Jetzt wurde er noch stärker. Ich war Herausgeber der College-Nachrichten, der College-Zeitschrift und so weiter. In den letzten ein bis zwei Jahren meines Studiums gehörte ich einer Arbeitsgruppe für Dramatik an, die man dort kürzlich gegründet hatte. Ich schrieb verschiedene kleine Einakter, zweifelte aber nicht daran, dass ich schliesslich doch Rechtsanwalt oder Journalist werden würde. Nie hätte ich ernsthaft gewagt zu glauben, dass ich wirklich ein Schriftsteller werden würde. Dann ging ich an die Harvard-Universität. Auch dort schrieb ich noch einige Stücke und, besessen von der Idee, Dramatiker zu werden, verliess ich Harvard. Meine Stücke wurden jedoch abgelehnt. Schliesslich fing ich im Herbst des Jahres 1926 an, mein erstes Buch zu schreiben; es war in London. Ich könnte nicht sagen, wie es dazu kam, warum

ich es schrieb, oder auf welche Weise. Ich bin selbst nie recht dahinter gekommen, vermute aber, dass die unbestimmte Kraft in mir, die schon lange zum Schreiben drängte, und die sich ihren Weg bahnen wollte, mich dazu antrieb. Damals lebte ich ganz allein. Ich bewohnte zwei Zimmer, ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer in einem Hause, das an einem kleinen Platz in Chelsea lag, und mit seinen verräucherten Ziegeln, seinem cremegelben Verputz aussah wie alle Londoner Häuser. Wie schon gesagt, lebte ich damals allein und dazu noch in einem fremden Lande. Ich ahnte nicht, warum ich eigentlich dort war, oder welche Richtung mein Leben nehmen würde, und in dieser Verfassung begann ich mein Buch zu schreiben. Ich glaube, das ist die härteste Zeit, die ein Schriftsteller durchmacht. Es gibt für ihn keine Vergleichsmassstäbe, kein Urteil von anderer Seite, an dem er seine Leistung messen könnte. Tagsüber schrieb ich stundenlang in grosse Geschäftsbücher, die ich mir zu diesem Zwecke gekauft hatte. Nachts pflegte ich dann mit hinter dem Kopf verschränkten Händen im Bett zu liegen und darüber nachzusinnen, was ich an dem betreffenden Tag ge-

schrieben hatte. Draussen hörte ich den festen Polizeistiefeltritt des Londoner Bobby, der unter meinem Fenster vorbeiging. Ich erinnerte mich daran, dass ich in Nord Carolina geboren war und wunderte mich, wie zum Teufel ich jetzt hier in London in der Dunkelheit zu Bett lag und über Worte nachdachte, die ich an dem betreffenden Tag zu Papier gebracht hatte. Ein Gefühl äusserster Ausgehöhltheit und Vergänglichkeit überkam mich, und ich stand auf, machte Licht und las die Worte, die ich an dem betreffenden Tag geschrieben hatte, nach. Dann wunderte ich mich wieder: Warum bin ich jetzt hier? Wieso bin ich hierher gekommen?

Am Tag umgab mich der betäubende Lärm Londons und das golden-gelb neblige Oktober-Licht dieser Stadt. Das von Menschen wimmelnde, alte, spinnwebartige, rauchige London! Wie liebte ich diese Stadt, wie hasste ich und wie verabscheute ich sie!

Ich kannte niemanden hier, und vor langer Zeit war ich in Nord Carolina ein Kind gewesen. Aber jetzt lebte ich hier. In zwei Zimmern, in den gewaltigen Fangarmen des Oktopus, in dem grenzenlosen Spinnennetz dieser überwältigenden Stadt. Ich wusste nicht, warum

ich hierher gekommen war, weshalb ich überhaupt hier war. Unter solchen Gefühlen und Gedanken arbeitete ich dort Tag für Tag. Dann kam ich im Winter nach Amerika zurück und arbeitete auch dort wieder. Tagsüber gab ich Unterricht und die ganze Nacht schrieb ich. Schliesslich, zweieinhalb Jahre, nachdem ich in London das Buch begonnen hatte, beendete ich es in New York.

Auch hiervon möchte ich gern erzählen. Ich war damals sehr jung und besaß die wilde, überschäumende Vitalität, die einem Mann in diesem Lebensalter zu eigen ist. Das Buch hatte mich in seinem Bann und nahm Besitz von mir. Auf eine Art, die – so glaube ich – sich ganz von selbst herausbildete. Wie jeder junge Mensch stand ich stark unter dem Einfluss der Schriftsteller, die ich bewunderte. Einer der führenden Schriftsteller jener Zeit war James Joyce mit seinem «Ulysses». Ich glaube, das Buch, das ich schrieb, war stark von seinem Werk beeinflusst und doch gewannen die kraftvolle Energie und das Feuer meiner eigenen Jugend darin die Oberhand und führten schliesslich zu einem ganz persönlichen Werk. Wie Joyce schrieb ich über Dinge,

die ich kannte, über das unmittelbare Leben und über die Erfahrung, die mir in meiner Kindheit zuteil geworden war. Ich hatte aber im Gegensatz zu Joyce keine literarische Erfahrung, hatte nie zuvor etwas veröffentlicht. Mein Gefühl Schriftstellern, Verlegern und Büchern, jener fernen Fabelwelt gegenüber, war fast so romantisch unwirklich, als wäre ich noch ein Kind. Und doch hatte mein Buch, hatten die Gestalten, mit denen ich es bevölkerte, hatte das Wetter des Universums, das ich erschaffen hatte, erst einmal Besitz von mir ergriffen, so schrieb ich und schrieb mit jenem leidenschaftlichen Feuer, mit dem ein junger Mensch schreibt, der nie etwas veröffentlicht hat und der doch sicher ist, dass alles gut werden wird und gut gehen muss. Das ist eine merkwürdige Sache, und sie lässt sich schwer ausdrücken. Ein Schriftsteller aber wird mich leicht verstehen. Ich ersehnte Ruhm wie jeder jugendliche Schreiber. Und doch war Ruhm ein blendender Glanz, aber auch eine höchste Ungewissheit.

In meinem achtundzwanzigsten Lebensjahr war das Buch beendet. Ich kannte keine Verleger und keine Schriftsteller. Eine Bekannte nahm das unförmige Ma-

nuskript, das ungefähr 350 000 Worte umfasste, und sandte es einem Verleger ein, den sie kannte. Nach ein oder zwei Wochen erhielt ich eine Nachricht, die zum Ausdruck brachte, dass das Buch nicht veröffentlicht werden könnte. Der Kern der Mitteilung war, dass das betreffende Verlagshaus im Jahr zuvor verschiedene ähnliche Bücher veröffentlicht hatte, die alle erfolglos geblieben waren, und dass das Buch in seiner gegenwärtigen Form ausserdem so dilettantisch, autobiographisch und unkünstlerisch sei, dass ein Verleger es nicht riskieren könnte, ihm eine Chance zu geben. Ich selbst war äusserst deprimiert, und die Illusion der Schöpfung, die mich zweieinhalb Jahre genährt hatte, war inzwischen so abgenutzt, dass ich diesem Urteil glaubte. Damals war ich Lehrer an einer der grossen Universitäten New Yorks. Als das Jahr zu Ende ging, reiste ich ins Ausland. Erst nach sechs im Ausland verbrachten Monaten erreichte mich die Nachricht eines anderen amerikanischen Verlegers, dass er mein Manuskript gelesen habe und gern mit mir darüber sprechen wolle, sobald ich wieder daheim sei.

Am Neujahrstag des gleichen Jahres kam ich wieder nach Hause und rief am nächsten Tag den Verleger, der mir geschrieben hatte, an. Er bat mich, ihn zu einer Aussprache in seinem Büro aufzusuchen. Ich begab mich sofort zu ihm, und als ich sein Büro an jenem Morgen verliess, hatte ich einen Vertrag unterzeichnet und einen Scheck über 500 Dollar in der Hand. Es war das erste Mal, soweit ich mich erinnern konnte, dass irgendjemand mir gegenüber die Meinung geäussert hatte, dass irgend etwas, das ich geschrieben hatte, auch nur 15 Cent wert war. Und ich weiss noch, dass ich das Verlagsbüro an diesem Tage verliess und in den grossen Männer- und Frauenschwarm tauchte, der sich bei der 48. Strasse die Fifth Avenue entlang schob, und dass ich mich plötzlich bei der 11. Strasse befand. Bis heute ist mir nie klar geworden, wie ich eigentlich dorthin gelangt war.

Für die nächsten sechs oder acht Monate lehrte ich an der Universität und arbeitete mit dem Lektor des Verlages am Manuskript meines Buches. Das Buch erschien im Oktober des Jahres 1929. Die Erfahrung mit dem Buch hatte noch immer Elemente jenes traum-

ähnlichen Schreckens und jener Unwirklichkeit, die das Schreiben für mich gehabt hatte, als ich es ernsthaft begonnen und in meinem Londoner Zimmer mit hinter dem Kopf verschränkten Händen dagelegen und gedacht hatte: warum bin ich eigentlich hier? Die entsetzliche äusserste Nacktheit der Drucklegung, die für alle Schreibenden mit der Scham so namenlos verwandt ist, rückte täglich näher. Dass ich diese Blossstellung ersehnt haben konnte, vermochte ich nicht zu glauben. Es schien mir, dass ich mich selbst schamlos blossgestellt hatte. Und doch hielt mich das Narkotikum meiner Wünsche und meines Schaffensdranges wie unter Schlangenblick, und ich konnte nichts anderes tun. Schliesslich wandte ich mich an den Lektor, der mit mir gearbeitet und mich entdeckt hatte und fragte ihn, ob er etwas über Ende und Ausgang meiner Arbeit voraussagen könnte. Er sagte, dass er es vorzöge, mir lieber nichts zu sagen, da er nicht prophezeien oder wissen könne, zu welchen Ergebnissen das Ganze führe. Er sagte: «Ich weiss nur, dass man das Buch nicht übersehen wird, dass man es nicht ignorieren kann. Das Buch wird seinen Weg machen.»

Und das gibt ziemlich genau das wieder, was sich dann auch ereignete. Ich habe in den letzten Monaten gelesen, dass dieses erste Buch mit einem «Sturm kritischen Beifalls» aufgenommen wurde. Tatsächlich war das aber nicht der Fall. Es erhielt einige wundervolle, aber auch einige ungünstige Kritiken. Aber für ein erstes Buch fand es zweifellos gute Aufnahme. Das Beste daran war, dass ich mir allmählich ständig mehr Freunde unter Bücherfreunden machte. Vier oder fünf Jahre hindurch verkaufte es sich in der Originalausgabe sehr gut und später auch in einer verbilligten Volksausgabe der Modern Library. Das Resultat war, dass ich nach der Veröffentlichung dieses Buches im Herbst des Jahres 1929 mich plötzlich als Schriftsteller etabliert sah. Und damit begannen die ersten grossen Lektionen für mich als Schriftsteller.

Bis dahin war ich ein junger Mann gewesen, der sich mehr als irgend etwas anderes auf Erden gewünscht hatte, ein Schriftsteller zu werden, und der sein erstes Buch im Feuer der Illusion schuf, das in jedem jungen Schriftsteller brennen muss, ohne andern Antrieb als die Hoffnung. Nun hatte sich das in gewis-

ser Beziehung geändert. Ein Schriftsteller, hoffend und sehnd, war ich schon vorher gewesen, jetzt aber war ich tatsächlich ein wirklicher Schriftsteller. Ich pflegte beispielsweise über mich zu lesen, dass ich einer der «jüngeren amerikanischen Autoren» sei. Ich war, wie einige der Kritiker von mir sagten, jemand, dem man künftig Beachtung schenken musste. Sie sahen meinem kommenden Buch mit Interesse und einer gewissen Spannung entgegen. Ausserdem machte meine schriftstellerische Entwicklung ständig Fortschritte. Jetzt sah ich mich diskutiert, und irgendwie war das viel angreifender, als ich es mir je hatte träumen lassen. Es quälte mich, verwirrte mich, flösste mir ein seltsames Gefühl der Schuld und Verantwortung ein. Ich war ein junger amerikanischer Schriftsteller, und man setzte Hoffnungen in meine Zukunft und sorgte sich, was ich tun würde, ob ich es zu irgend etwas bringen würde oder zu gar nichts. Würden die Fehler, die man an meinem Werk gefunden hatte, sich verschlimmern oder überwand ich sie? War ich nur ein Komet? Würde ich mich durchsetzen? Was würde aus mir werden?

Ich quälte mich damit. Ich ging nachts nach Hause, sah mich in meinem Zimmer um, sah die vom Morgen her noch immer ungespülte Kaffeetasse, die Bücher, die auf dem Boden lagen und das Hemd, das noch dort lag, wo ich es die Nacht zuvor hingeworfen hatte, und grosse Manuskriptstapel. Das alles erschien mir so gewohnt und vertraut-unordentlich, und dann dachte ich daran, dass ich nun «ein junger amerikanischer Schriftsteller» sei, dass ich irgendwie Hochstapelei an meinen Lesern verübte und an meinen Kritikern, weil mein Hemd so aussah und meine Bücher und mein Bett – nicht etwa – verstehen Sie bitte – weil sie in gewohnter, vertrauter Unordnung waren, sondern einfach, weil sie so aussahen, wie sie aussahen. Aber nun begann etwas anderes in meinem Bewusstsein zu bohren.

Die Kritiker begannen, sich nach meinem zweiten Buch zu erkundigen und so musste ich nun auch über das zweite nachdenken. Ich hatte immer über das zweite nachdenken wollen und über das zweiunddreissigste und das zweiundfünfzigste. Ich war sicher gewesen, dass ich hundert Bücher in mir hatte, dass sie alle gut sein würden, dass jedes von ihnen mich berühmt

machen würde. Aber von diesen seltsamen und aufschreckenden Bränden wilder Hoffnungen und überschäumender Gewissheiten blieben nur nackte Tatsachen übrig. Jetzt, da ich tatsächlich ein Buch geschrieben hatte, und die Leser und Kritiker, die es gelesen hatten, auf ein zweites warteten, stand ich effektiv vor dem Problem, nicht so, wie ich es befürchtet hatte, einfach kalt und hart stand es vor mir wie eine Mauer. Ich war ein Schriftsteller und hatte das Leben eines Schriftstellers zu dem meinen gemacht; es gab kein Zurück mehr; ich musste vorwärts. Was konnte ich tun? Nach dem ersten Buch hatte einfach ein zweites zu kommen. Wovon sollte das zweite Buch handeln? Woher sollte ich es nehmen?

Diese unausweichliche Tatsache quälte mich zunächst nicht einmal so sehr, aber sie bedrückte mich mehr und mehr. Ich war zunächst mit vielen anderen Sachen befasst, die mit der Veröffentlichung des ersten Buches zusammenhingen, und die ich vorher nicht voraussehen konnte. Erstens hatte ich etwas nicht vorausgesehen, das jedem deutlich wird, wenn er ein Buch geschrieben hat. Etwas, das er nicht voraussehen kann,

bis er es geschrieben hat. Man schreibt ein Buch nicht, um es in der Erinnerung zu behalten, sondern um es zu vergessen. Das war jetzt evident geworden. Sobald das Buch in Druck gegangen war, fing ich an, es zu vergessen, ich wollte es vergessen, ich wollte nicht, dass man mit mir darüber sprach oder mich darüber ausfragte. Ich wollte einfach allein bleiben und damit fertig sein. Und doch ersehnte ich verzweifelt Erfolg für mein Buch. Ich wünschte mir, dass die Welt es achte und ehre, – ich wünschte mir, kurz gesagt, ein erfolgreicher und berühmter Mann zu werden und dabei das gleiche Privatleben zu führen wie immer und meinen Ruhm und meinen Erfolg nicht erörtert zu sehen.

Aus diesem Problem entwickelte sich wiederum eine schmerzliche und schwierige Situation. Ich hatte mein Buch mehr oder weniger unmittelbar aus meiner eigenen Lebenserfahrung geschrieben und darüber hinaus wohl, wie ich jetzt glaube, mit einer gewissen nackten, geistigen Intensität, wie sie gewöhnlich den frühen Werken junger Schriftsteller anhaftet. Auf jeden Fall kann ich ehrlich sagen, dass ich nicht voraussah, was sich ereignen würde. Ich war nicht nur von der Art

des Echos überrascht, das mein Buch bei der Kritik und der Öffentlichkeit fand, vielmehr überraschte mich das Echo, das es in meiner Geburtsstadt fand. Ich hatte gedacht, dass in dieser Stadt vielleicht hundert Leute mein Buch lesen würden. Aber wenn es neben der Negerbevölkerung, den Blinden und den tatsächlichen Analphabeten wirklich hundert gegeben haben sollte, die es *nicht* lasen, so weiss ich nicht, wer sie gewesen sein könnten. Monatelang kochte die Stadt vor Wut, wie ich es nicht für möglich gehalten hatte. Das Buch wurde von der Kanzel aus durch die Pfarrer der führenden Kirchen angeprangert. Männer versammelten sich an Strassenecken um es zu verdammen. Wochenlang waren die Frauenvereine, Bridgeclubs, Tees, Empfänge, literarischen Vereine, war das ganze dichte Gewebe des Kleinstadtlebens erfüllt von wütendem Geheul. Ich erhielt anonyme Briefe der gemeinsten Art und solche, in denen man mir androhte, dass man mich umbringen würde, wenn ich es wagen sollte, nach Hause zu kommen. Andere waren einfach nur obszön. Eine ehrenwerte alte Dame, die ich mein ganzes Leben lang gut gekannt hatte, schrieb mir, dass sie, obwohl

sie nie eine Freundin der Lynchjustiz gewesen sei, nichts unternehmen würde, wenn die Menge meinen «grossen, unförmigen Kadaver» über den Stadtplatz schleife. Sie unterrichtete mich ferner davon, dass meine Mutter sich «weiss wie ein Gespenst» zu Bett gelegt habe und sich «nie wieder davon erheben werde».

Es gab viele andere giftige Angriffe aus meiner Heimatstadt, und zum ersten Mal wurde mir eine Lektion zuteil, die jeder junge Schriftsteller zu lernen hat. Die Erfahrung von der nackten, versengenden Kraft des Gedruckten. Zu jener Zeit befand ich mich in einer bestürzenden und fast überwältigenden Situation. In meine Freude über den Erfolg meines Buches mischte sich der bittere Kummer darüber, wie es in meiner Heimatstadt aufgenommen wurde. Und doch, glaube ich, lehrte mich auch diese Erfahrung etwas. Zum erstenmal war ich gezwungen, folgendes Problem genauestens zu bedenken: woher nimmt der Künstler sein Material? Wie verwendet er das Material richtig und in wie weit muss seine Freiheit im Gebrauch dieses Materials von seinem Verantwortungsbewusstsein

der Gesellschaft gegenüber, der er angehört, kontrolliert werden? Das ist ein schwieriges Problem, und ich bin ihm noch keineswegs auf den Grund gekommen. Vielleicht werde ich das nie. Aber als Resultat all des Kummers, den ich in jener Zeit durchlitt, und den andere vielleicht wegen mir durchlitten, habe ich viel darüber nachgedacht und bin zu bestimmten Schlüssen gekommen.

Mein Buch war das, was man in Allgemeinen wohl als autobiographischen Roman zu bezeichnen pflegt. Im Vorwort meines Buches protestierte ich gegen diese Bezeichnung mit der Begründung, dass jedes ernstzunehmende Kunstwerk notwendigerweise autobiographischen Charakter haben müsse, und dass kaum autobiographischere Werke geschrieben worden seien als etwa Gullivers Reisen. Ich fügte hinzu, dass Doktor Johnson einmal äusserte, dass man eine halbe Bibliothek in ein einziges Buch verwandeln könne, und dass auf ähnliche Weise ein Romancier die Hälfte seiner Gestalten seiner Heimatstadt zu einer einzigen Figur in seinem Roman umformen könne. Dennoch waren die Menschen meiner Heimatstadt nicht zu überzeugen

oder zu besänftigen, und der Vorwurf des Autobiographischen wurde gegen mich auch von vielen anderen Seiten erhoben.

Ich bin, wie schon gesagt, der Überzeugung, dass jede ernsthafte künstlerische Arbeit im Grunde autobiographisch sein muss, und dass man das Material und die Erfahrung seines eigenen Lebens verwenden muss, wenn man irgendetwas von bleibendem Wert schaffen will. Aber ich glaube jetzt auch, dass der junge Schriftsteller oft ahnungslos Lebensmaterial benutzt, das vielleicht zu nackt und zu direkt für die Zwecke eines Kunstwerks ist. Der junge Schriftsteller übersieht im allgemeinen die Grenzen zwischen Aktualität und Realität. Unbewusst neigt er dazu, ein Ereignis genau so zu beschreiben, wie es sich wirklich zugetragen hat, und vom künstlerischen Standpunkt aus ist das, wie ich jetzt beurteilen kann, falsch. Zum Beispiel ist es nicht wichtig, festzuhalten, dass eine schöne, leichtlebige Frau im Jahre 1907 aus dem Staate Kentucky kam. Ebenso gut könnte sie aus Idaho oder Texas stammen. Das einzig Wichtige ist, dass man Charakter und Eigenschaften der schönen, leichtlebigen Frau so gut wie

irgend möglich kennzeichnet. Aber der junge Schriftsteller, gefesselt an Tatsächliches, geknebelt von der eigenen Erfahrungsarmut und befangen in Unreife wird vermutlich argumentieren: «man muss sie aus Kentucky kommen lassen, weil sie tatsächlich von dort stammte.»

Trotzdem ist für einen schöpferischen Menschen die buchstäbliche Umsetzung seiner eigenen Erfahrung unmöglich. Alles in einem Kunstwerk wird verwandelt und umgesetzt durch die Persönlichkeit des Künstlers selbst. Und was mein erstes Buch angeht, so ist, ehrlich gesagt, nicht eine einzige Stelle darin, die tatsachengetreu wäre. Das führt zu einer weiteren merkwürdigen schriftstellerischen Erfahrung. Obschon mein Buch also nicht tatsachengetreu war, folgte es doch genau den allgemeinen Erfahrungen der Menschen meiner Stadt und, wie ich hoffe, aller lebenden Menschen. Die beste Art, das deutlich zu machen: Es war so, als sei ich ein Bildhauer, der ein bestimmtes Tonmaterial gefunden hatte, das er nun formte. Jetzt konnte ein Bauer, der den benachbarten Fundort des Tons kannte, vorbeikommen und den Bildhauer bei der Arbeit sehen

und zu ihm sagen: «Ich kenne den Acker, von dem du den Ton hergeholt hast.» Aber es wäre unrecht, wenn er etwa gesagt hätte: «Das Bildwerk kenne ich auch.» Was nun in meiner Heimatstadt vor sich ging, war – wie ich vermute – dies: man sah den Ton und war unverzüglich davon überzeugt, dass man auch das Bildnis erkannte, und das Resultat dieses Missverständnisses war so schmerzlich und verrückt, dass es ganz unglaublich klingt, wenn ich darüber berichte. Ich musste erfahren, dass mir Leute aus meiner Heimatstadt versicherten, sie erinnerten sich nicht nur an Ereignisse und Charaktere aus meinem ersten Buch, die vielleicht tatsächlich in der Wirklichkeit wurzelten, sondern sie behaupteten auch, sich an Ereignisse zu erinnern, die, soweit ich weiss, keinerlei Vorbilder in der Welt der Tatsachen hatten. Zum Beispiel gab es in meinem Buch eine Szene, in der ein Steinmetz einer stadtbekanntem Frau einen Marmorengel verkauft, der ihm lange Jahre viel bedeutet hatte. Soviel ich weiss, gab es für diese Szene keinerlei Anhaltspunkte in der Wirklichkeit, und doch versicherten mir verschiedene Leute später, sich nicht nur genau des Vorfalls zu erinnern, sondern auch

selbst dabei gewesen zu sein. Damit war die Geschichte aber noch nicht zu Ende. Ich hörte, dass eine der Zeitungen einen Reporter und einen Photographen auf den Friedhof schickte und eine Photographie veröffentlichte mit dem Bemerken, eben dieser Engel sei der berühmte Engel, der so lange Jahre im Hof des betreffenden Steinmetzen gestanden und schliesslich meinem Buch den Titel gegeben habe. Unglücklicherweise hatte ich zuvor weder diesen Engel gesehen noch davon gehört, dass dieser Engel tatsächlich auf dem Grab einer bekannten Methodistin stand, die vor ein paar Jahren gestorben war. Ihre beleidigte Familie schrieb unverzüglich an die Zeitung, man möge diese Angelegenheit berichtigen, denn ihre Mutter stände in keiner Weise irgendwie in Beziehung mit dem infamen Buch oder dem infamen Engel, der dem infamen Buch seinen Namen gegeben habe. Ähnlicher Art waren die unvorhergesehenen Widerstände, denen ich mich nach der Veröffentlichung meines Buches gegenüber sah.

Monate verstrichen. Ich hatte Erfolg. Der Weg war gebahnt. Für mich gab es nur eins: Arbeit. Und dabei verbrachte ich meine Zeit damit, mich in Kummer, Är-

ger und nutzlosem Zorn über die Aufnahme, die mein Buch in meiner Heimatstadt gefunden hatte, zu verzehren oder mich nutzlosen Träumereien hinzugeben, weil Kritiker und Leser mein Buch lobten, oder verzweifelt und bitter zu sein, weil sie es verspotteten. Zum erstenmal erfuhr ich, dass ein Künstler nicht nur leben und schwitzen, lieben und leiden und geniessen muss wie andere Menschen auch, sondern dass ein Künstler auch wie andere Menschen arbeiten muss, dass er vor allem arbeiten muss, während das Leben selbst weitergeht. Das scheint eine einfache und banale Feststellung, aber ich begriff sie nur schwer und in einem der schlimmsten Augenblicke meines Lebens. Es gibt kein künstlerisches Vakuum; es gibt keinen Zeitpunkt, in dem der Künstler in einer idealen Atmosphäre arbeiten könnte, frei von Kampf, wie ihn alle Menschen durchzumachen haben. Sollte der Künstler wirklich eine solche Zeit erleben, so darf er sie doch nie für sich erhoffen, darf sie nicht in alle Ewigkeit suchen.

Auf jeden Fall wurde, während mein Leben und meine Energie sich derart in einer Vorhölle der Gefühle verbrauchten, die mein erstes Buch verursacht hat-

te, so gut wie nichts am zweiten getan. Und nun stand ich einem anderen fundamentalen Problem gegenüber, das jeder junge Schriftsteller lösen muss, wenn er weiterkommen will. Wie bringt er es überhaupt zustande, etwas zu schreiben? Wie lange soll er arbeiten? Und wie oft? Welche Methode, wenn es überhaupt eine bestimmte gibt, soll er bei seiner Arbeit anwenden? Ich sah mich plötzlich der Notwendigkeit gegenüber, Tag für Tag zu arbeiten. Und so simpel diese Entdeckung jedem erscheinen mag, so war ich doch nicht auf sie vorbereitet. Ein junger Schriftsteller ohne Publikum fühlt die Notwendigkeit, die Zeitbedrängtheit nicht wie ein Schriftsteller, der schon veröffentlicht hat und der jetzt an einen Arbeitsplan, an Verlegertermine und an die Fertigstellung seines nächsten Buches denken muss.

Plötzlich und mit einem Gefühl entschiedenen Erschreckens wurde mir klar, dass ich seit dem Erscheinen meines ersten Buches ein halbes Jahr hatte verstreichen lassen, in dem ich, von einer Unzahl Notizen und Bruchstücken abgesehen, nichts getan hatte. Mittlerweile aber war das Buch langsam aber stetig gekauft

worden, und bereits im Februar 1930, fünf Monate nach seinem Erscheinen, war es mir möglich geworden, aus dem Lehrkörper der New York University auszutreten und meine ganze Zeit der Vorbereitung eines zweiten Buches zu widmen. Im Frühling hatte ich dazu das Glück, dass mir die Guggenheim Fellowship zuerkannt wurde; der Geldpreis setzte mich instand, ein Jahr im Ausland zu leben und zu arbeiten. Und dementsprechend ging ich Anfang Mai wieder auf Reisen.

In Paris war ich zwei Monate, bis Mitte Juli, und ob schon ich mich nun zwang, vier bis fünf Stunden täglich zu arbeiten, so waren doch meine Bemühungen um eine Komposition-im-Grossen ergebnislos. Was ich hinbrachte, war wirr und brüchig; nichts hatte das Formgefüge und die Einheitlichkeit eines Buches. Wie immer berückte mich das Leben der grossen Weltstadt, aber es weckte auch die alten, nackten Gefühle der Heimatlosigkeit, Wurzellosigkeit und des Alleinseins in mir, ganz so, wie ich sie in Paris immer empfunden habe. Für mich, wie ich erkannte, war Paris – und das hat sich nie geändert – die heimwehbehaftet-

ste Stadt der Welt. Paris ist der Ort, wo ich mir am meisten wie ein Ausländer, wie ein Fremder vorgekommen bin, und so sehr mich gewiss die Stadt immer wieder bezaubert und verführt, gut arbeiten konnte ich dort nie. Und an dieser Stelle möchte ich etwas zum Thema Arbeitsort sagen, weil das wieder so ein Problem ist, das jungen Schriftstellern viel zu schaffen macht und meines Erachtens unnötigerweise Zweifel, Ungewissheit und Verwirrung stiftet.

Das ganze Suchen und die ganze Sucht nach dem rechten Arbeitsort hatte ich damals bereits durchgemacht; das war nun beinah schon erledigt für mich. Mein erster Aufenthalt in Paris lag sechs Jahre zurück. Damals war ich, ein junger Mensch von vierundzwanzig Jahren, nach Paris gekommen, vollgepfropft und ganz erfüllt von jenem romantischen Glauben, jener romantischen Närrischkeit, die so mancher junge Mensch damals dem Erlebnis Paris entgegenbrachte. Jenes erste Mal war ich, so hatte ich mir gesagt, nach Paris gekommen, um zu arbeiten, und zu jener Zeit hatte der zauberische Name Paris einen solchen Glanz, dass ich dachte, man könne dort tatsächlich viel besser

arbeiten als an irgendeinem andern Ort auf Erden. Dort wehte ja, dachte ich, die kraftgeschwängerte, zu Kunsttaten freudig anregende Luft; dort musste ja, dachte ich, der Künstler auf alle Fälle ein glückseligeres und schicksalschöneres Leben finden, als es ihm in Amerika zu finden je möglich ist. Und nun war ich dahintergekommen und hatte eingesehen, dass das falsch ist. Ich war dahintergekommen und sah nun klar und deutlich, dass das, was die meisten von uns jungen Amerikanern in jenen Jahren suchten, als wir unser eigenes Land flohen und im Ausland Zuflucht suchten, in Wirklichkeit gar nicht der Arbeitsort war, sondern ein Ort, wo wir dem Arbeiten entgehen könnten, dass das, vor dem wir in jenen Jahren flohen, in Wirklichkeit gar nicht jene Spiesserei, jener Materialismus und jene Hässlichkeit im amerikanischen Leben waren, vor denen wir doch zu fliehen behaupteten, sondern die Notwendigkeit, ernstlich mit uns selbst handgemein zu werden, und die Notwendigkeit, in uns selber irgendwie das Zeug zum Leben zu finden, aus unserm eigenen Leben und aus unsern eigenen Erlebnissen den Gehalt unsrer Kunst zu ziehen, eben jenen Gehalt, den

jeder, der je etwas Lebendiges schreibt, aus sich selbst ziehen muss, jenen Gehalt, ohne den er verloren ist.

Der Arbeitsort! Ja, der Arbeitsort – zugegeben! – war Paris, war – zugegeben! – Spanien, war – zugegeben! – in Italien und auf Capri und auf Majorca, aber – grosser Gott! – er war auch Keokuk und Portland in Maine und Denver in Kolorado und Yancey County in Nord Carolina, und er war auch immer dort, wo wir gerade weilten oder wohnten, wenn nur da und dann die Arbeit in uns war! Und wäre das alles gewesen, was ich auf meinen Europareisen lernte, hätte ich meine ganze Wanderschaft als Kaufpreis gegeben einzig für diese schlichte Lehre, dann wäre die Lehre doch des Kaufpreises wert gewesen – aber diese Lehre war ja nicht alles.

Ich hatte ausfindig gemacht, wie einer sein eigenes Land entdecken kann, wenn er es verlässt; wie ein Amerikaner Amerika finden kann, wenn er es in der Fremde in seinem Herzen, seinem Gedächtnis, seinem Geist findet.

Ich glaube, ich kann behaupten, dass ich Amerika während meiner Wanderjahre im Ausland entdeckte, weil ich Amerika so sehr brauche. Die Entdeckung, dieser ungeheure Gewinn, schien unmittelbar aus dem Gefühl des Verlorenhabens zu kommen. Ich war nun schon fünfmal in Europa gewesen. Jedesmal war ich mit Begeisterung hingefahren und war irrsinnig begierig darauf gewesen, Europa zu sehen oder wiederzusehen, und jedesmal – wie, wo und auf welche Weise es geschah, weiss ich nicht – hatte ich das bittere Weh der Heimatlosigkeit verspürt, eine verzweifelte Sehnsucht nach Amerika, ein überwältigendes Verlangen, heimzukehren.

Mich dünkt, während jener Sommermonate in Paris verspürte ich dieses grosse Heimweh stärker als je zuvor, und ich glaube wirklich, dass ich dieser Gemütsregung, diesem dauernden und fast unerträglichen Andrang der Erinnerung und des Verlangens, den Stoff und das Gefüge verdanke, die ich nun schreibe.

Die Art und Eigenheit meines Gedächtnisses ist durch einen, wie ich glaube, mehr als gewöhnlichen Heftigkeitsgrad bewahrter Sinneseindrücke gekenn-

zeichnet, durch ein Vermögen, dinghaft-lebendig die Gerüche, Laute, Farben, Formen und stofflich Tastbares wieder aufzurufen. Und nun war mein Gedächtnis Tag und Nacht an der Arbeit, und zwar in einer Weise, dass ich es zunächst weder bändigen noch zügeln konnte, und so, dass ohne Geheiss Zuvorerlebtes schwärmend und grell durch mein Bewusstsein hinzog, ein ganzer Strom mit den Millionen Formen und Gehalten jenes Lebens, das ich verlassen hatte, jenes Lebens, das mein eigen war, nämlich Amerika. So pflegte ich zum Beispiel auf einer Terrasse vor einem Kaffeehaus zu sitzen und das Glitzern und Spielen des Lebens auf der Avenue de l'Opéra zu beobachten, und plötzlich fiel mir das Eisengeländer ein, das am Boardwalk in Atlantic City entlang gelegt ist. Ich konnte augenblicklich-inständig dieses Eisengeländer sehen, ich sah es, genau wie es war, die schweren Eisenröhren, die so roh und galvanisiert aussehen, die Art, wie die Gelenke ineinandergefügt sind. Das alles war so lebhaft und dinglich, dass ich in meiner Hand spürte, wie sich das Geländer anfasst, dass ich die genauen Verhältnisse, die Grösse, das Gewicht, die Form wusste. Und plötz-

lich war mir klar, dass ich in Europa nie ein Geländer gesehen hatte, das so aussah. Und diese äusserst vertraute, äusserst gewöhnliche Sache war mir plötzlich offenbar mit all der Verwunderung, mit der wir etwas entdecken, das wir schon immer gesehen und doch nie erkannt haben. Ein andermal war es etwa eine Brücke, das Aussehen einer alten eisernen Brücke, die über einen Strom in Amerika führt, der Laut, den ein Zug macht, wenn er über diese Brücke fährt, der Speichenschlag und der hohle Rumpeldonner auf den Schienenschwellen, der Anblick der verschlammten Ufer, die träge, dicke, gelbe Woge im Strom, ein breiter, flacher Kahn, halbvoll mit Wasser, am schlammigen Ufer angepflockt. Oder es war etwa der einsamste und heimsücherischste von allen Lauten, die ich kenne, der Laut eines Milchwagens, der im ersten Morgengrauen auf einer Strasse in Amerika fährt, das langsame, einsame Klappern der Hufe auf dem Pflaster, das Geklinker der Flaschen, das plötzliche Scheppern einer alten, verbeulten Milchkanne, die flinken, eiligen Schritte des Milchmanns, dann das leise Wort, das er zu seinem Gaul spricht, und dann das grosse, langsame Hufklap-

pern, das in der Stille verhallt, und dann die Leisigkeit und der Vogelsang, der auf der Strasse wiedererwacht. Oder es war etwa ein kleiner, holzgezimmerter Schuppen, der draussen in der Landschaft, zwei Meilen Wegs vor meiner Vaterstadt steht, ein Wartehäuschen, in dem Leute auf die Trambahn zu warten pflegen, und ich konnte wieder den stumpfen, eingeschlagenen Ton der alten grünen Ölfarbe sehen, mit der das Holz gestrichen ist, konnte die Initialen sehen und ertasten, die drinnen im Wartehäuschen auf Bohlen und Bänken mit Taschenmessern eingeschnitten worden sind, und jenen warmen, schwimmeligen Geruch riechen, der so harzig, so erregend ist, so geladen mit der fremden und namenlosen Eindringlichkeit einer unbekanntten Freude, einer Verheissung, die gerade wahr werden soll, und den Trambahnwagen hören, wie er angesaust kam und bremste und hielt, den Augenblick brütender, schläfernder Stille, das heisse Gepoach und das einschläfernde Gestichel um drei Uhr nachmittags, und das Gras und den heissen, süssen Klee riechen und dann das jähe Gefühl von Verlassenheit, Alleinsein und Abschied empfinden, wenn der Strassenbahnwagen

weitergefahren und nichts mehr da war ausser wiederum dem heissen, schläfernden, die Ohren stichelnden Laut von drei Uhr nachmittags.

Oder ein andermal, da war es etwa eine Strasse in Amerika mit ihren tausend hässlichen, durcheinander-geschmissenen Architekturen, etwa Montague Street oder Fulton Street in Brooklyn oder Eleventh Street in New York oder irgendeine von den Strassen, in denen ich einmal gewohnt hatte. So pflegte ich plötzlich das hagere und wüste Pfeilergerüst der Hochbahnführung in der Fulton Street zu sehen; ich sah, wie das Licht in staubigen, gebrochenen Schäften durch die Streben und Eisenrippen fiel, mir fiel jene alte, traute Rostfarbe ein, dieser unvergleichliche Rostton, der so viele Dinge in Amerika beslägt. Und das war doch auch wieder wie etwas, das ich millionenmal gesehen, mit dem ich mein Leben lang gelebt hatte.

Da sass ich also und blickte auf die Avenue de l'Opéra, und das Herz im Leib tat mir weh von der Fülle dieses ganzen Gedenkens, vom Verlangen, all dieses Erinnernte wiederzusehen, irgendwie eine Sprache für es zu finden, das Wort, das es nach Form und Farbe

und Beschaffenheit so aussage, wie wir es alle erlebt und gekannt haben. Und als ich dies verstand, ward mir klar, dass ich für mich selbst die Zunge finden müsse, um von dem zu sprechen, was ich zwar wusste, aber nicht aussagen konnte.

Und vom Augenblick dieser Entdeckung an waren meinem Leben Linie und Zweck gegeben. Das Ziel, auf das sich fortan mein ganzes Streben und Wollen richten, dem sich mein ganzes Leben entgegenbewegen, für das ich mein ganzes Talent einsetzen sollte, dieses Ziel war mir somit bestimmt worden. Mir war, als hätte ich ein ganzes Universum von chemischen Elementen entdeckt und gerade angefangen, gewisse Beziehungen zwischen diesen Elementen zu erkennen, hätte aber noch keineswegs damit begonnen, die ganzen Serien dieser Elemente zu harmonischer und zusammenhängender Verbundenheit zu organisieren. Meine Bemühungen nach diesem Zeitpunkt lassen sich, wie mich dünkt, bezeichnen als das Sichbemühen um die vollkommene Organisation dieser Elemente, um die endgültige, zusammenhängende Verbundenheit dieser Elemente, um die Entdeckung und Wahrnehmung, die

Gliederung und Verdeutlichung dieser zu Verbundenheit organisierten Elemente im Sprachlichen. Ich weiss, dass mir das bis jetzt noch nicht gelungen ist, aber ich glaube, recht gründlich erkannt zu haben, worauf mein Misslingen zurückzuführen ist, und natürlich ist es meine höchste und ernsteste Hoffnung, dass die Zeit kommen wird, wann es mir nicht mehr misslingen soll.

Jedenfalls, dass ich von diesem Zeitpunkt an im allgemeinen vorankam mit den drei Büchern, die ich in den nächsten viereinhalb Jahren schreiben sollte, das dürfte sich wohl mit einiger Richtigkeit in etwa dieser Weise schildern lassen. Dieses Vorwärtskommen war zunächst ein Sich-Herausschaffen aus Strudeln und Wirbeln, aus einem schöpferischen Chaos, und dann ein langsames, mit Irren und Verwirrung und unendlicher Plackerei bezahltes Fortschreiten zur Klärung und der Verdeutlichung eines geordneten und formalen Gefüges. Mir ist aus jenem Jahr – ich spreche von dem Jahr, das ich in Europa verbrachte, dem Jahr, in dem das Zeug zu jenen Büchern zum erstenmal verdeutlichte Form anzunehmen begann – ein aussergewöhnli-

ches Wahrbild in Erinnerung geblieben. Mir war als hätte ich die ganze Zeit eine grosse, schwarze Wolke in mir, die ständig anschwell und sich dichter zusammenzog, und diese Wolke wäre mit Elektrizität geladen, schwanger, aufgetrieben, von einer gewissermassen tornadohaften Gewalt, die nicht mehr lange zurückzuhalten wäre, so, dass der Augenblick schnell heranrückte, in dem die Wolke bersten müsse. Nun, alles was ich sagen kann, ist: Der Sturm brach los. Er brach los noch in jenem Sommer, als ich in der Schweiz weilte. Es goss in Strömen, und das Gewitter ist jetzt noch nicht vorüber.

Ich kann eigentlich wirklich nicht sagen, dass ich das Buch geschrieben habe. Es war etwas, das Besitz von mir nahm, das mich besaß, und, bevor ich damit fertig war – das heisst, bevor ich schliesslich den ersten abgeschlossenen Teil beendet hatte – schien es mir, als habe das Buch sich selbst geschrieben. Es war tatsächlich, als ob diese grosse, schwarze Sturmwolke, von der ich sprach, sich geöffnet hatte, und als ob – inmitten von Blitzen – aus ihren Tiefen eine nicht zu bändigende Sturmflut hervorschoss. Auf dieser Sturz-

flut wurde alles dahingeschwemmt und fortgetragen wie auf einem reissenden Fluss. Und auch ich wurde mitgerissen.

Zunächst war nichts da, was Roman genannt werden könnte. Ich schrieb von der Nacht und der Dunkelheit in Amerika und von den Gesichtern der Schläfer in zehntausend kleinen Städtchen und von den Flutgezeiten des Schlafes und davon, wie die Flüsse immerdar in der Dunkelheit fliessen. Ich schrieb vom zischenden Geschwelg der Brandungen, die an Küstenstrecken nagen, die zehntausend Meilen messen, und davon, wie der Mond auf die Wildnis grollte und der Katze kaltes Auge mit Gelbglut füllte. Ich schrieb von Tod und Schlaf und von jenem Fabelwesen des Lebens, den wir «Die Stadt» nennen. Ich schrieb vom Oktober, von grossen Zügen, die durch die Nacht donnerten, von Schiffen und Bahnhöfen am Morgen, von Menschen in Häfen und dem Fahrverkehr der Schiffe.

Die Zeit vom Oktober bis zum März, also den ganzen Winter jenes Jahres, verbrachte ich in England, und hier – vielleicht ist es der anheimelnden Trautheit des englischen Lebens zuzuschreiben, jenem Gefühl

von Ruhe und Ordnung, das einem so ein Leben schenken kann – kam ich mit meiner Arbeit wieder einen Schritt weiter aus dem schöpferischen Flutzeitenchaos heraus. Die Arbeit fing nun an, die ersten Linien einer planvoll zeichnerischen Führung anzunehmen. Diese Linienführungen waren zwar wirr und gebrochen, und manchmal waren sie überhaupt noch nicht da, aber es war in der Tat so, dass ich nun endlich das Gefühl hatte, an einem grossen Marmorblock zu arbeiten und eine Gestalt herauszuhauen, die vorläufig ausser dem Bildhauer wohl niemand bestimmen könnte, die aber mehr und mehr mit den sehnigen Linienzügen der Komposition zutage träte.

Von allem Anfang an bestand eine Tatsache, die mich über alle meine Rückfälle in die Hoffnungslosigkeit hinweg in meinem Glauben, in meiner Überzeugtheit bestärkte und bestätigte – nämlich der Grundgedanke, das zentrale Thema, um das sich mein Buch drehen sollte, blieb unverrückt. Der Grundgedanke war dieser: das tiefste Suchen im Leben, wie mir schien, das, was auf die eine oder andre Weise allem Leben mitten eingesetzt war, war das Suchen des Menschen

nach einem Vater, nicht bloss dem Vater seines Fleisches, nicht bloss dem verlorenen Vater seiner Jugend, sondern nach einem Wahrbild der Stärke und Weisheit, wie es ausserhalb der Menschennot und erhaben über dem Menschenhunger stehe, dem sich der Mensch durch den Glauben und die Kraft seines eignen Lebens einhellig verbinden könne.

Und doch war ich noch weit entfernt von dem vollendeten Buch – wie weit, konnte ich damals nicht ahnen. Aber es bedurfte weiterer vier Jahre, ehe das erste einer Reihe von Büchern, die ich damit in Angriff genommen hatte, druckfertig war, und hätte ich gehnt, dass diese vier Jahre angefüllt sein würden mit hunderten von Leben, mit Geburt, Tod und Verzweiflung, Niederlage und Triumph und der völligen Erschöpfung, der nackten Ermattung, dann weiss ich nicht, ob ich die Kraft aufgebracht hätte, weiter zu arbeiten. Aber noch immer nährte mich der überschwengliche Optimismus der Jugend. Mein Temperament, das in mancher Hinsicht zum Pessimismus neigt, ist, was Zeit angeht, im allgemeinen immer optimistisch gewesen. Obwohl mehr als ein Jahr vergangen

war, und ich nichts als grosse Gesänge über Tod und Schlaf geschrieben, die verschiedensten Notizen gemacht und hier und da erste ungefähre Kompositionsskizzen angelegt hatte, vertraute ich doch darauf, dass im Frühling oder Herbst des nächsten Jahres mein Buch irgendwie wunderbarerweise fertig sein würde.

Soweit ich es mit einiger Genauigkeit zu schildern imstand bin, vollzog sich mein Vorankommen mit der Arbeit während jenes Winters in England nicht nach Anlage und Werkplan, sondern in der vorerwähnten Weise – ich schrieb ein paar von den Stücken, von denen ich wusste, dass sie in das Buch hineinmüssten. Mittlerweile aber ging die ganze Zeit über etwas wirklich ganz anderes in meinem ganzen schöpferischen Bewusstsein vor, und ohne allerdings wissentlich gewahr zu werden, was ich da täte, tat ich etwas, was ich schon ständig getan, seit ich mir im Sommer zuvor in Paris mein Amerika entdeckt hatte: Tag um Tag und Monat um Monat erforschte ich eifrig besessen das gesamte Stoffgebiet meines menschlichen und schriftstellerischen Vermögens. Vorsichtig geschätzt, hat mich diese Erforschung mindestens zweieinhalb Jahre

gekostet. Sie dauert jetzt noch an, wenngleich nicht mit demselben ausschliesslichen, vollauf beanspruchenden Einsatz, denn das Werk, das sie mir nach unendlicher Vergeudung und Plackerei bestimmen half, das Werk, zu dem sie mich führte, dieses Werk hat mittlerweile einen Stand von so endgültiger Bestimmtheit erlangt, dass die vordringliche Aufgabe der Fertigstellung nun meine Lebensenergie fordert, mein Daseinsinteresse besitzt.

Auf meine Person in jener Spanne meines Lebens trifft, dünkt mich, sinngemäss zu, was der alte Seemann im Gedicht dem Hochzeitsgast erzählt Coleridge: *The Rime of the Ancyent Marinere*, (1798). VII. Gesang, Vers 611–614. Deutsch von Freiligrath.. Sein Leib, sagt da der alte Seemann, krümme sich von einer schmerzlichen Seelennot, die ihn zwänge, mit dem Erzählen zu beginnen, und ihn erst dann wieder losliesse. Die Rolle des Hochzeitsgasts im Gedicht übernahmen in meinem Falle die grossen Kopierbücher, in die ich schrieb, und was ich diesen Kopierbüchern anvertraute, das würde, befürchte ich, einem Leser vollkommen zusammenhanglos und obendrein unverständlich wie chinesische

Schriftzeichen vorkommen. Ich darf keineswegs hoffen, dass ich hier eine fassliche Vorstellung vom ganzen Umfang dieser Aufzeichnungen geben kann, denn ich habe mich beinahe drei Jahre mit der Arbeit geplagt, und etwa anderthalb Millionen Wörter sind in diese Kopierbücher geschrieben worden. Da stand beinahe alles und jedes, von riesigen, taumelhaften Listen der Gross- und Kleinstädte, Counties, Staaten und Länder, in denen ich gewesen war, bis zu peinlich gründlichen, verzweiflungsvoll beschwörerischen Beschreibungen des Fahrgestells, der Federn, Räder, Flanschen, Achsen, des Bremsgestängs, der Farbe, des Gewichts und der Beschaffenheit der Day-Coach eines amerikanischen Eisenbahnzugs. Da gab es Listen von den Zimmern und Häusern, in denen ich gewohnt oder in denen ich wenigstens eine Nacht geschlafen hatte, zusammen mit den genauesten und eindringlichsten Schilderungen jener Zimmer, die ich beschreiben konnte, ihre Grösse und Form, die Farbe und das Muster der Tapete, die Art, wie da ein Handtuch hing, ein Stuhl knarrte, ein Wasserplacken an der Decke aussah. Da gab es eine Unzahl Zusammenstellungen, Tabellen, Schemata, Ka-

taloge, Aufzeichnungen, die ich hier nur unter der allgemeinen Überschrift «Menge und Zahl» klassifizieren kann. Wie hoch belief sich die Gesamteinwohnerzahl aller Länder Europas und Amerikas? In wievielen von diesen Ländern hatte ich irgendein Erlebnis gehabt, das mich persönlich anging und mir lebenswichtig war? Wieviel Leute hatte ich im Laufe meiner neunundzwanzig oder dreissig Lebensjahre zu Gesicht gekriegt? Wieviele von ihnen waren auf der Strasse an mir vorbeigegangen? Wieviele hatte ich in Zügen und Untergrundbahnen, wieviele in Theatern, wieviele bei Baseball- und Fussballspielen gesehen? Mit wievielen hatte ich etwas Lebenswichtiges und mein Verständnis Bereicherndes erlebt, sei es nun Freude, Schmerz, Ärger, Mitleid, Liebe oder schlichte, beiläufige, wenn auch noch so kurze Kameradschaft gewesen?

Ausserdem konnte man auf andere Abschnitte kommen, die so eine rätselhafte Überschrift wie «Wo nun?» trugen. Unter so einer Überschrift standen dann Kurzaufzeichnungen über Tausende von Sachen und Dingen, wie wir sie alle in unserem Leben im blitzhaften Nu bloss, im einen einzigen Augenblick nur erlebt ha-

ben, die uns im Erlebnis Augenblick vollkommen bedeutungslos zu sein scheinen und uns doch immerdar im Herz und Gemüt lebendig bleiben, die irgendwie trüchsig sind von aller Freude und allem Kummer des Menschenloses, von denen wir deswegen irgendwie wissen, dass sie wichtiger als manche Sachen und Dinge von offensichtlicherer Bedeutung sind. «Wo nun?» Der Hall der Tritte eines Mannes, der kam und vorbeiging auf einer baumbestandenen Strasse in einer Sommernacht in einer kleinen Stadt drunten in den Südstaaten vor langer Zeit; die Stimme einer Frau, ihr plötzlich aufwallendes, leises und zärtliches Lachen; dann Stimmen, verhallende Tritte, Stille, das Rauschen des Laubes an den Bäumen. «Wo nun?» Zwei Züge, die einander auf einem kleinen Kleinstadtbahnhof begegneten und hielten in irgendeinem unbewussten Augenblick auf dem ungeheuren Leib des amerikanischen Kontinents; ein Mädchen im anderen Zug, das aufsaß, durchs Fenster blickte und lächelte; ein andres Mädchen, das im Auto auf den Strassen von Norfolk vorüberfuhr; die Wintergäste in einem kleinen Boardinghouse drunten in den Südstaaten vor zwanzig Jahren; Miss Florrie Mangle,

die Krankenpflegerin mit Diplom; Miss Jessie Rimmer, die Kassierererin in Redd's grosser Drogerie; Doktor Richards, der Hellseher; die Dompteuse im Zirkus, jenes hübsche Mädchen, das mit der Peitsche knallte und seinen Kopf in den Rachen des Löwen steckte, mit Johnny J. Jones Carnival and Combined Shows.

«Wo nun?» Es ging über die Grenzen des tatsächlichen Gedenkens hinaus. Es ging zurück bis ins entrückteste Tempelinnere der Kindheit dessen, der sich erinnerte, in die Zeit, ehe sein bewusstes Erinnern begonnen hatte, es ging darum, wie er die Sonne eines Tages gespürt zu haben dachte und Nachbar Peagrams Kuh gehört zu haben glaubte, als sie das Rauhgras, das am Zaun wuchs, rupfte, oder darum, wie er gehört zu haben glaubte, wie eines Mittags der Strassenbahnwagen auf dem Hügel oberhalb seines Vaterhauses hielt, wie Ernest Peagram, der zu Tisch heimkam, mit herzhafter Stimme mittäglich grüsste, wie der Strassenbahnwagen dann weiterfuhr und nicht mehr da war und dadurch eine plötzliche, grüngoldne, einsame Stille entstand, in die hinein eine eiserne Gartentür zugeschlagen wurde ... Und hier losch wie abgeblendet das

Licht dieses verlorenen Tages aus. «Wo nun?» Der, der sich zu erinnern glaubt, kann sich weiter nichts aufrufen; er weiss nicht, ob das, was er sich aufrief, Tatsache oder Erfindung oder Beides-in-Einem ist. «Wo nun?» – Monat um Monat schrieb ich dergleichen in meine grossen Kopierbücher, nicht nur das fassbar Stoffliche, wie es das regelrechte Gedächtnis des Menschen bewahrt, sondern auch alle diese Sachen, von denen wir Menschen kaum zu denken wagen, dass wir uns ihrer erinnern, all das Gehusch und Geflacker und die heim-suchenden Lichter, die uns ohne Geheiss in unerwartetem Augenblicken übers Bewusstsein hinzucken; eine einst gehörte Stimme, ein Antlitz das entschwand, das Hereinfallen, Weiterrücken und Davonwandern der Sonnenstrahlen, das Gezettel eines Blattes an einem Zweig; ein Stein, ein Blatt, eine Tür.

Man mag einwenden, und dieser Einwand ist häufig von bestimmten Kritikern erhoben worden, dass solche Durchforschung, wie ich sie hier zu beschreiben versucht habe, eine Art wilden Rausches ist, dass in ihr ein geradezu wahnsinniger Hunger, die gesamte menschliche Erfahrung zu verschlingen, offenbar wird, der Ver-

such, mehr zu erfassen, mehr zu erfahren, als das Mass eines einzelnen Lebens fassen kann, oder als die Grenzen eines einzelnen Kunstwerks gestatten. Ich gebe gern zu, dass diese Kritik berechtigt ist. Ich glaube, ich sehe ebenso gut wie sonst jemand die drohenden Gefahren, die ein so wahnwitziges Verlangen mit sich bringt, den Schaden, den es einem an Leben und Werk zufügen kann. Aber da ich es nun einmal in mir trug, konnte ich es mir auch auf keine Art und Weise ausreden, ganz gleich, wie mächtig sich mein Verstand dagegen auflehnte. Es gab keine Art, damit fertig zu werden, als ihm mit dem Leben und nicht mit dem Verstand zu begegnen.

Es gehörte zu meinem Leben, jahrelang machte es überhaupt mein Leben aus, und die einzige Art, damit fertig zu werden, war: es auszuleben. Und das tat ich denn auch. Ich habe dieses Ziel zwar noch immer nicht erreicht, aber ich bin ihm näher gekommen als ich damals hoffen durfte. Heute glaube ich fest, dass die unbegrenzte Ausdehnung menschlicher Erfahrung für den Künstler nicht so wichtig ist wie die Tiefe und Intensität, mit der er sie durchlebt. Ausserdem weiss ich

jetzt, dass es viel wichtiger ist, hundert lebende Menschen in New York gekannt zu haben, ihr Leben begriffen zu haben, auf den Grund ihres Wesens gedrungen zu sein, als an sieben Millionen Menschen auf der Strasse vorbeigegangen zu sein oder mit ihnen gesprochen zu haben. Und was ich über diese Durchforschung vor allem sagen möchte, die ich hier zu beschreiben versucht habe: So närrisch und verfehlt auch manches an ihr sein mag, die Summe der Erfahrung und ihre Wirkung war nicht vergebens oder masslos. Von meinem Gesichtspunkt aus wenigstens ist sie in ihrer umfassenden Bedeutung das einzig wirklich Wertvolle, was ich über meine Erfahrungen als Schriftsteller anderen Menschen vermitteln kann. Ich betrachte diese Erfahrung in ihrer Gesamtheit als äusserst wertvoll und nützlich, soweit sie mein bisheriges schriftstellerisches Leben angeht. Mit all ihrer Verschwendung, all ihren Irrtümern und Verwirrungen führte sie mich und näherte sie mich einer wirklichen Erkenntnis meiner Kraft, einer wahrhaftigen Abschätzung meiner Begabung in jener Zeit meines Lebens, und sie führte mich vor allem zu einem zwar noch un-

vollkommenen, eben beginnenden, aber lebendigen Verständnis der Ausdrucksmöglichkeiten, nach denen ich suche, der Sprache, die ich schreiben muss, wenn mein künstlerisches Leben sich entwickeln und wachsen soll, mehr jedenfalls als irgendetwas, das mir sonst widerfuhr. Ich weiss, dass die Tür noch nicht geöffnet ist. Ich weiss, dass die Zunge, die Sprache, die ich suche, noch nicht gefunden ist, aber ich glaube von ganzem Herzen, dass jeder Mensch für sich und auf seine Weise, jeder Mensch, der hoffen darf, etwas Lebendiges aus den Substanzen seines eigenen Lebens zu schaffen, seinen Weg finden muss, seine Sprache und seine Tür in sich selbst suchen muss, wie ich es getan habe.

Als ich im Frühling des Jahres 1931 nach Amerika zurückkehrte, hatte ich, obwohl drei- oder viertausend Worte an Material vorlagen, noch nichts in der Hand, das als Roman hätte bezeichnet oder veröffentlicht werden können. Fast anderthalb Jahre waren seit der Veröffentlichung meines ersten Buches verstrichen, und schon begannen die Leute jene wohlmeinende Frage zu stellen, die in den Folgejahren unerträglich in

meine Ohren klang als der beissendste Spott: «Haben Sie Ihr nächstes Buch schon fertig?» «Wann wird es erscheinen?»

Damals war ich sicher, dass ein paar Monate konzentrierter Arbeit das Buch zustande bringen würden. Ich fand einen Ort, eine kleine Kellerwohnung im Assyrischen Viertel Süd-Brooklyns, und dort ging ich an die Arbeit. Aus dem Frühling wurde Sommer, aus dem Sommer Winter. Ich arbeitete hart. Tag für Tag, und doch war noch immer nichts entstanden, das Form und Geschlossenheit eines abgerundeten Werkes zeigte. Es wurde Oktober, und damit waren es zwei volle Jahre her, seit mein erstes Buch erschienen war. Und jetzt war ich zum erstenmal schuldbewusst, was die Veröffentlichung meines Buches anbetraf. Ich litt unter der vor mir fliehenden Zeit, unter nackter Verzweiflung, die in den nächsten drei Jahren immer peiniger und unerträglicher wurde. Zum ersten Mal sah ich ein, dass mein Unterfangen viel grösser war, als ich angenommen hatte. Ich hatte noch zur Zeit meiner Rückkehr aus Europa geglaubt, dass ich nur an einem Buch schreibe, das sich in den Grenzen von etwa zwei-

hunderttausend Worten halten würde. Jetzt, da Szene auf Szene folgte, Gestalt auf Gestalt ins Leben trat, und mir das Verständnis für mein Material mehr und mehr aufging, entdeckte ich, dass es unmöglich war, das Buch, das ich mir vorgenommen hatte, in den Grenzen zu halten, die ich dafür abgesteckt hatte.

Diese ganze Zeit über sah ich meine Bemühungen dauernd vereitelt durch ein gewisses Zeitelement im Buch, oder vielmehr durch eine Zeitbezüglichkeit, die nicht zu umgehen war und die ich nun verzweifelt in die Darstellung einzubauen suchte. In dem Stoff, den ich behandelte, waren von vornherein drei Zeitelemente gegeben. Das erste und offensichtlichste war das Element tatsächlicher, gegenwärtiger Zeit, in dem die Erzählung vorangetragen wurde, in dem die Gestalten und Ereignisse dargestellt wurden als Menschen und Geschehnisse, die in der Gegenwart leben oder sich in der Gegenwart zutragen und in eine unmittelbare Zukunft weiterreichen. Das zweite Zeitelement war ein Element vergangener Zeit, mittels dessen dieselben Gestalten dargestellt wurden als Träger und Getragene ihrer ganzen gelebten Vergangenheit, so, dass jeder

gegenwärtige Augenblick ihres Daseins nicht nur bedingt war durch das, was sie in diesem gegenwärtigen Augenblick erlebten, sondern auch durch die ganze Gewalt und Wesenheit dessen, was sie vor diesem Augenblick erlebt hatten. Zu diesen zwei Zeitelementen trat noch ein drittes, das ich als unwandelbare Zeit begriff, als die Zeit der Ströme, Gebirge, Meere und der Erde, gewissermassen als eine ewige und unveränderliche All-Zeit, gegen die die Vergänglichkeit des Menschenlebens, die bittere Kürze der Menschentage sich abheben sollte. Das Arbeiten mit diesen drei Zeitelementen erwies sich als eine schwierige Aufgabe, ich wäre ihr fast erlegen, und sie hat mich in den darauffolgenden Jahren zahllose Stunden der Geistesangst gekostet.

Als mir die wahre Natur der Arbeit, die ich mir vorgenommen hatte, klarzuwerden anfang, begann das Wahrbild des Stromes mein Bewusstsein heimzsuchen. Ich hatte tatsächlich das Gefühl, ein grosser, nach Befreiung drängender Strom tose in mir und wolle aus mir entspringen, und ich müsse eine Fahrinne finden, in die sich seine Flutgewalt ergiessen könne, ja,

unbedingt müsse ich sie finden, denn sonst würde ich von der von mir selbst gezeugten Flut zerstört werden. Ich bin sicher, jeder Künstler auf Erden hat dieses selbe Erlebnis gehabt.

Derweil aber war ich zum Opfer einer Fehlvorstellung geworden, einer fixen Idee, deren Unmöglichkeit ich damals nicht ganz begriff. Ich war nämlich noch überzeugt, mein ganzes riesenhaftes Planen müsse sich innerhalb der Grenzen eines einzigen Buches, das «Das Oktoberfest» heissen sollte, wahrmachen lassen. Es verstrich wieder ein Jahr, bis ich einsah, dass ich an einem Stoff arbeitete, der beinahe hundertfünfzig Jahre amerikanischer Geschichte einbezog, der notwendig mehr als zweitausend Gestalten einführte, so, dass in der endgültigen Fassung beinah jeder Rassentypus und beinah jede Gesellschaftsklasse des amerikanischen Lebens geschildert werden würde, und bis ich mir somit klar darüber ward, dass selbst ein sehr umfangreiches Buch, ein Roman von zweihunderttausend Wörtern, völlig unzulänglich für diesen Zweck wäre.

Wie ich schliesslich zu dieser Einsicht kam? Ich glaube, es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte, ich

hätte mich in diese Einsicht hineingeschrieben. Während dieses Jahres schrieb ich wie ein von Furien Getriebener, ich empfand nun den ganzen Druck der unwiederbringlichen Zeit, verspürte nun die drängende Notwendigkeit, etwas fertigzustellen. Ich schrieb wie ein Verrückter; eine Schilderung nach der andern, ein Kapitel nach dem andern wurde fertig. Die Gestalten nahmen allmählich Leben an, sie wuchsen, es wurden ihrer so viele, dass sie schon nach Hunderten zählten, aber der Umfang meines Unternehmens war, wie ich nun verzweifelt erkannte, so ungeheuer, dass die vollendeten Kapitel mir vorkamen wie Lichter in einer Lichterkette, wie man sie zuweilen durch die Fenster fahrender Nachtschnellzüge in dunkler und einsamer Landschaft laufen sieht.

Tag für Tag arbeitete ich wie ein von Furien Getriebener, bis endlich meine schöpferischen Kräfte völlig erschöpft waren, und obschon ich dann manchmal in einer solchen Schaffensspanne zweihunderttausend Wörter geschrieben hatte, also Zeug genug für ein sehr dickes Buch, so musste ich doch mit einem Gefühl der grauenhaften Verzweiflung erkennen, dass das vollen-

dete Stück nur ein kleiner Abschnitt aus einem grossen Werke war.

Während dieser Zeit geriet ich in jenen Zustand nackter Not und äusserster Vereinsamung, den jeder Künstler, wenn er überhaupt durchkommen will, an sich erfahren und überwinden muss. Zuvor hatte mich der köstliche Wahn des Erfolges getragen, der uns alle trägt, wenn wir lediglich träumen, wir schrieben Bücher, anstatt sie tatsächlich zu schreiben. Nun sah ich, wie die Dinge gegen mich standen, und plötzlich ward mir klar, dass ich mich mit meinem Leben und meiner Gesinnung so ganz unwiderruflich auf diesen Kampf eingelassen hatte, dass ich nun siegen oder untergehen müsse. Ich stand allein mit meinem Werk, und ich wusste nun auch, dass ich mit ihm allein stehen müsse, dass mir niemand dabei helfen könne, ganz gleich, wie sehr er auch mir zu helfen begehre. Nun erkannte ich zum erstenmal eine andere nackte Tatsache, wie sie jeder Künstler kennen muss, und diese ist, dass im Werk, das einem Menschen zu leisten gegeben ist, nicht nur der Same des Lebens enthalten ist, sondern auch der Same des Todes, und dass dieselbe Schöpferkraft, die

uns erhält, uns auch wie ein Aussatz zerfressen wird, wenn wir sie wie ein Totgeborenes in unsren Eingeweiden verwesen lassen. Irgendwie musste ich es aus mir herausschaffen. Das sah ich nun ein. Und nun stahl sich mir zum erstenmal ein fürchterlicher Zweifel ins Gemüt, nämlich, dass ich womöglich nicht lange genug leben würde, um es aus mir herauszuschaffen, dass ich mir da eine so grosse und so unmögliche Arbeit angeschafft hätte, dass die Kräfte von zwölf Lebzeiten nicht genügen würden, sie darzuleisten.

Unschätzbare Schicksalsgunst war es, dass mir in dieser Zeit ein Beistand ward, der mich aufrecht erhielt. Ich hatte zum Freund einen Menschen von unermesslicher und geduldiger Weisheit und einer lebenswürdigen, aber unnachgiebigen Festigkeit. Wenn es damals nicht so weit kam, dass mich das Gefühl der Hoffnungslosigkeit vernichtete, das jene Riesenplackerei in mir auslöste, dann, glaube ich, war es grösstenteils dem Mut und der Geduld dieses Mannes zuzuschreiben. Ich gab nicht nach, weil er nicht zuliess, dass ich nachgab. Mir scheint zu stimmen, dass er damals in der Lage des kundigen Beobachters auf dem

Feldherrnhügel war; ich selber aber war in die Schlacht gezogen, war von Staub und Schweiss bedeckt und vom Kampfe erschöpft, und so begriff ich bei weitem weniger als mein Freund davon, wie die Schlacht stand und worum der Kampf ging, in den ich mich eingelassen hatte. Vom Beobachten abgesehen, blieb für diesen Mann damals wenig zu tun; er konnte nur auf diese oder jene Weise dafür sorgen, dass ich bei meiner Sache bliebe, und auf vielerlei wunderbare Weise ist ihm das gelungen.

Ich war nun mit meinem Werk an diesem Punkte angelangt, wo es sich schlechthin um die Hervorbringung handelt, und selbst der grösste Herausgeber kann wenig für einen Schriftsteller tun, solange dieser nicht aus dem Geheimdunkel seines Geistes das ihm vorschwebende lichte Gebilde dinglich fertig ans gewöhnliche Tageslicht gebracht hat. Mein Freund, der Herausgeber, hat sein eignes Tun in jener schmerzreichen Zeit mit dem Unterfangen eines Mannes verglichen, der versucht, sich an der Flosse eines sich tummelnden Walfisches festzuhalten – aber festgehalten

hat er sich, dieser Freund, und seiner zähen Ausdauer verdanke ich mein endgültiges Befreitsein.

Unterdes arbeiteten meine schöpferischen Kräfte auf höchsten Touren. Manchmal schrieb ich, ohne zu glauben, je damit zu Ende zu kommen. In mir war schwärzeste Verzweiflung, und doch schrieb ich und schrieb und konnte nicht aufhören zu schreiben. Und mir schien es, als triebe mich die Verzweiflung selbst zum Schreiben, auch wenn ich nicht daran zu glauben vermochte, je zu Ende zu kommen. Mein Leben in Brooklyn schien mir, obwohl ich nur zweieinhalb Jahre hier wohnte, in die Jahrhunderte zurückzureichen, in ozeanische Tiefen schwarzer, bodenloser Erfahrung, ohne dass das gewöhnliche Stundenmass sie jemals auszuloten vermochte. Manchmal haben mich die Leute gefragt, was eigentlich in diesen Jahren mit mir geschehen sei. Sie haben mich gefragt, wie ich denn überhaupt noch Zeit gefunden hätte, mich darüber zu orientieren, was in der Welt um mich vorging, da doch mein Leben so völlig in der Welt des Geschriebenen aufging. Es mag als banal erscheinen, aber die Wahrheit ist es, dass ich nie in meinem ganzen Leben so voll

und reich gelebt habe, nie in so reichem Masse am menschlichen Leben teilhatte als eben in diesen Jahren, während ich mit dem gigantischen Problem meines Werkes kämpfte.

Eins steht fest, meine sinnlichen und schöpferischen Anlagen, die Kräfte des Gefühls und des Verstandes, selbst der Gehörsinn und vor allem mein Erinnerungsvermögen hatten den höchsten Grad an Schärfe erreicht, den ich je kannte. Am Ende eines stürmischen Arbeitstages brannte mein Gehirn noch vor Anstrengung. Ich war unfähig, es durch Lektüre, Musik, Gedichte, Alkohol oder irgendeine andere Vergnügung zu beruhigen. Ich war unfähig zu schlafen, unfähig, den Tumult dieser schöpferischen Energien in mir zu beschwichtigen. Das Resultat dieser Verfassung war, dass ich drei Jahre lang durch die Strassen schlich, das wimmelnde Netz der millionenfüssigen Stadt durchforschte und es kennen lernte wie nie zuvor. Es war eine dunkle Zeit in der Geschichte meines Landes, eine dunkle Zeit in meinem eigenen Leben, und vermutlich ist es nur natürlich, dass meine eigene Erinnerung daran jetzt eine ziemlich bittere und schmerzliche ist.

Überall um mich herum sah ich während dieser Jahre Zeugen eines unabsehbaren Ruins und Leidens. Meine eigene Familie war ruiniert, hatte in der sogenannten «Depression» alle Substanz ihres in einem langen Leben erworbenen Vermögens verloren. Und die allgemeine Krise hatte fast ins Leben eines jeden eingegriffen, den ich kannte. Darüber hinaus sah, erlebte, fühlte und erfuhr ich bei dieser endlosen nächtlichen Wanderfahrt und Suche im grossen Netz und Dickicht der Stadt das volle Gewicht dieser fürchterlichen menschlichen Krise.

Ich sah einen Mann, dessen Leben zu einer Masse formloser und schmutziger Lumpen zusammengesunken war, von Gift verzehrt, von Ungeziefer zerfressen; menschliche Wracks, die sich gegenseitig ein bisschen Wärme zu geben suchten, hockten in der eisigen Kälte auf den stinkenden Schwellen der Bedürfnisanstalten, im Schatten der kalten Bauten eines byzantinischen, märchenhaften Reichtums. Ich sah abscheuliche Taten der Brutalität und Grausamkeit, die Drohung gemeiner Privilegien, die grausame und korrupte Autorität, die rücksichtslos das Leben der Armen, der Schwachen,

der Bedauernswerten und Schutzlosen dieser Erde unter ihren Füßen zertrat.

Und der überwältigende Eindruck dieser dunklen Bilder menschlicher Unmenschlichkeit dem Mitmenschen gegenüber, die unaufhörliche Wiederholung dieser Szenen des Leidens, der Gewalt, der Unterdrückung, des Hungers, der Kälte, des Schmutzes und der Armut, die ungehindert in einer Welt vor sich gingen, in der die Reichen in ihrem Reichtum verkamen, hinterliessen eine Narbe in meinem Leben, eine Überzeugung in meiner Seele, die ich nie verlieren werde.

Aus all dem gewann ich schliesslich den Schatz eines brennenden Gedächtnisses, einer Gewissheit von der Stärke des Menschen, von seiner Fähigkeit, zu leiden und irgendwie zu überleben. Und das ist auch der Grund, weshalb ich diese dunkle Periode mit einer Art Freude im Gedächtnis behalte, die ich zu jener Zeit nicht für möglich gehalten hätte, denn gerade damals lebte ich mein Leben auf eine erste Vollendung hin, und durch das Leiden und die Last meines eigenen Lebens gelangte ich dazu, die Qualitäten in den Menschen, die überall um mich herum lebten, zu begreifen.

Und das ist wieder etwas, wozu mir das Schreiben an meinem Buch verholpen hat. Es hat meinem Leben jene Tiefe gegeben, die die Verwirklichung eines jeden Werkes dem Leben des Künstlers verleiht, und, soweit ich es an mir erfahren habe, hat es mein Wesen bereichert.

Der Vorwinter 1933 rückte an und mit ihm, wie mir schien, das endgültige Verhängnis eines abgrundtiefen Versagens. Ich schrieb noch und schrieb, aber blindlings, hoffnungslos, wie ein alter Gaul, der unaufhörlich in der Treitmühle geht und keinen andern Daseinszweck, kein anderes Daseinsziel kennt als dieses gestränzte Gehen in der alten Kreisbahn. Wenn ich nachts Schlaf fand, war es ein Nachtmahrschlaf mit grellen Schaubildern, die über mein fiebriges, rastloses Bewusstsein hinfegten. Und wenn ich aufwachte, war es nur ein Aufwachen in Erschöpftheit, und dann wusste ich weiter nichts zu tun als zu arbeiten; ich trieb mich an wie mit der Geißel zu der hoffnungslosen Plackerei und schaffte wie ein von Furien Getriebener den ganzen Tag über, und dann kam die Nacht wieder, das verrückte Herumstreunen auf den tausend Strassen, und dann das Zubettgehen und wiederum der

schlaflose Schlaf, der Zug der Nachtmahrträume, vor denen mein Bewusstsein als Zuschauer angekettet lag.

Ich träumte da eine Art Träume, die ich zusammenfassend nicht anders denn als Träume von Schuld und Zeit bezeichnen kann. Chamäleonhaft, in aller verdammniswürdigen und nie endenden Zeugefähigkeit, waren sie es, die mir die ganze hehre Welt, die ich gekannt hatte, wiederherstellten, die Billionen Angesichter und die Millionen Zungen, und zwar erstellten sie mir diese Welt wieder mit der triumphierenden Böswilligkeit eines passiven und ungewollten Behagens. Der Gewinn aus meiner tagtäglichen Fehde mit Menge und Zahl, die tolle Ausbeute meiner jahrelangen Kämpfe mit den Formen des Lebens, meiner rücksichtslosen, unaufhörlichen Bemühungen, mit dem Gedächtnis jeden Bauziegel und jeden Pflasterstein auf jeder je von mir begangenen Strasse festzuhalten, jedes Gesicht aus jedem Menschengedräng in jeder Stadt und jedem Land, wo auch immer mein Geist den wüsten, mit ungleichen Waffen geführten Kampf um die Überlegenheit aufgenommen hatte – das alles kam nun zurück –: jeder Stein, jede Strasse, jede Stadt, jedes Land – ja, sogar je-

des Buch in der Universitätsbibliothek, durch die ich mich als Student vergebens ganz hindurchzulesen versucht hatte – alles das kam nun zurück auf den Schwingen dieser mächtigen, trauervollen und irgendwie lautlos irrsinnigen Träume – ich sah, hörte und erkannte alles das sofort, war augenblicklich schmerzlos und angstlos und, mit dem ruhigen Bewusstsein Gottes, Herr über dieses ganze Lebensuniversum, gegen dessen Elemente ich so viele Jahre lang um Allwissenheit gestritten hatte. Und dieser ungeheure Triumph machte mich traurig, und die ruhevolle, augenblicklich-inständige Passivität dieser unmenschlich-irrsinnigen Unsterblichkeit war mir irgendwie bitterer als die gallenbittere Niederlage in meinem Kampf mit der Daseinsvielfalt.

Denn -: auf dieses Lebensuniversum herab schien immerdar ein stilles, stummes, wandelloses Zeitlicht. Und aus dem Gedräng dieser schiebenden Mengen von Menschen, deren gesamtes und geteiltes Wesen nun im Nu und ohne Willensanstrengung mein *eigen* war, erhob sich immerdar das trauervolle, nie endende Geräusch dieses leiblichen Lebens, erhoben sich immerdar

die riesigen, zurückweichenden Schwundbilder des Schattens, den der Tod des Menschen wirft, der Tod, der immerdar mit Seufzerhauch und Klagegetön an die hohen Gestade der Welt hinhallt.

Und *jenseits, jenseits* – der riesigen und stillen Bewusstheit meines Geistes, *über* ihm, *rings um* ihn und *hinter* ihm, der nur die Erde und alle ihre Elemente mit dem Gigantengriff spielerischer Unterwerfung umschloss, werte auf immer das bittere Wissen meiner eigenen, unentrinnbaren Schuld.

Ich wusste nicht, was ich getan hatte – ich wusste nur, dass ich aufs gefährlichste die Zeit ausser acht gelassen und so meine Menschenbrüder verraten hatte. Ich war zwar lange von daheim fort – warum, ahnte ich nicht – aber von den betäubenden Gerüchen einer grünen Fremde und ihrer Magie behext, innerlich angefüllt von dunkler Trauer, vermochte ich mich nicht mehr daran zu erinnern. Und plötzlich war ich wieder daheim – ging wieder in jenem ruhigen, stillen und unwandelbaren braunen Licht, durchschritt die Strassen, erklomm die Hänge der Hügel, lief die Landstrassen der Heimat entlang – manchmal ihre *genauen* und *tat-*

sächlichen Lineaturen, die der Kindheit und der Heimatstadt, so dass ich nicht nur all das, was ich je gesehen und woran ich mich erinnert hatte, vor mir sah – jede bekannte Strasse, jedes Gesicht, jedes Haus und jeden Pflasterstein des Bürgersteigs – sondern auch zahllose Dinge, von denen ich nicht mehr wusste, ob ich sie je gesehen oder ob ich sie vergessen hatte: einen rostigen Riegel an der Kellertür, die Art, wie eine Stiege knarrte, eine alte Brandblase im Farbanstrich der Holztäfelung des Kamins, eine Eiche droben auf dem Hügel, die auf der einen Seite ganz ausgehöhlt war, das blitzende Glasmuster an der Haustür, den Schalthebel eines Strassenbahntriebwagens, dessen Messing auf der einen Seite vom harten Zugriff des Führers schon ganz silbrig geworden war und über dem ein alter Tabaksbeutel hing – solche Dinge und Millionen andere kamen mir wieder ins Gedächtnis und quälten meinen Schlaf. Und viel, viel vertrauter als diese Szenen der Erinnerung und der Herkunft waren jene Landschaften, die irgendwie aus ihnen hervorgingen – die Strassen, die Städte, die Häuser und Gesichter, die ich sah, aber nicht so nah, wie sie *waren*, son-

dern wie sie sein *mussten*, in jener unergründlichen, seltsamen und unvermuteten Logik menschlichen Verstandes und Gefühls – sie waren viel wirklicher als die Wirklichkeit, um vieles wahrhaftiger als die Heimat.

Ich war lange von daheim fort. – Ich war gealtert an einem schlimmen und verzauberten Ort, ich hatte meinem Leben gestattet, sich zu verschwenden, dahinzufaulen in der sumpfigen und entwürdigenden Oberflächlichkeit der Circe Zeit. Und jetzt war mein Leben verloren, meine Arbeit nicht geleistet, ich hatte meine Heimat, meine Freunde, meine Familie, die ernsten und unverletzlichen Pflichten, ihr Vertrauen verraten, und plötzlich war ich wieder daheim, und meine Antwort war *Schweigen!*

Sie sahen nicht mit Bitterkeit und Hass auf mich, sie schlugen mich nicht mit der beissenden Schande des Zorns, sie verfluchten mich nicht mit Drohungen der Rache und der Vergeltung – oh, hätten sie es doch getan, welchen Balsam der Angst und Gerechtigkeit hätten selbst Flüche gehabt! – statt dessen schwieg ihr Blick, und ihre Zunge war stumm. Und wieder, wieder schritt ich die Strassen der heimatlichen Stadt entlang,

nach Jahren der Abwesenheit sah ich wieder die Linien der gewohnten Gesichter und hörte heimatliche Worte, den Ton heimatlicher Stimmen, und mit einer stillen und tiefen Verwunderung sah ich Spiel und Widerspiel ihres Handelns, den grauen Mittag, den Verkehr auf den Strassen, und alles war so, wie es immer gewesen war, ich hatte nichts davon vergessen: bis ich vorüber gegangen war, herrschte Todesschweigen.

Ich ging unter ihnen, und ihre Bewegungen hörten auf, ich ging unter ihnen, und ihre Zungen verstummten, ich ging unter ihnen, und keiner von ihnen bewegte sich oder sprach, bis ich vorüber gegangen war, und wenn sie mich ansahen, so war in ihren Augen nur schweigende Leere, keine Erinnerung war in ihnen; es gab keine Vorwürfe, keinen Kummer und keine Verachtung, keine Bitterkeit und keinen Zorn – wenn ich gestorben wäre. Wäre wenigstens das Gespenst einer Erinnerung dagewesen, aber so war es, als sei ich nie geboren worden. Und wie ich so an ihnen vorüberging, wo ich auch hinschritt, überall senkte sich der Tod nieder. Wo ich auch vorbeiging, immer konnte ich hinter mir hören, wie die Stimmen, die Geräusche der Strasse

und der ganze Verkehr eines hellen Tages wieder erwachten – aber erst, wenn ich an ihnen vorbeigegangen war!

Und so umfloss mich die ganze Stadt, war sie um mich herum, und einmal, ohne eine Brücke, ohne Übergang der Verwandlung, schritt ich auf einem kargen Weg dahin über das riesige Gefilde einer baumlosen Wüste und öden Leere, und das stille, trauervolle und tragische Licht schien aus dem Schrecken einer planetarischen Leere auf mich nieder, aus dem lidlosen und vorwurfsvollen Auge des gelassenen Himmels, der sich mit der dauernden Ätze verschwiegener Scham in meinen nackten Geist frass.

Eine andere und beständigere Variante dieser Träume von Schuld und Zeit pflegte diese Form anzunehmen: Es schien, als sei ich ins Ausland gereist, lebe dort und sei mir doch bewusst, dass ich immer noch Lehrer an der Universität wäre. Fern aller Gewalttätigkeit, fern allem Aufruhr, fern der harten Alltagswirklichkeit des amerikanischen Lebens, fern auch dem akzentuierten Jargon der Universität, fern ihrer mit fetten Gesichtern bevölkerten Korridore, erfüllt von kräftigen Stimmen,

fern all dem Gedränge und der Hast und dem Durcheinander dieses fiebrigen Lebens, fern seiner unharmonischen Spannungen und seiner überspannten Nerven, lebte ich mein Leben in einem fremden, golden-grünen Luxus, träumte mein Leben in alten, gotischen Städten oder im lieblichen Zauber eines Burgenlandes, mein Geist schlüpfte von Land zu Land, von einer Verzauberung in die andere, mein Leben verstrich in einer Folge betäubender Magien – und doch war ich für immer verhext von einem Zeit- und Schuldbewusstsein, vom heimlichen Nagen verratenen Vertrauens. Und plötzlich schien mein volles Bewusstsein zurückzukehren: Ich war ein Jahr von daheim fort gewesen – meine Klassen an der Universität hatten auf mich gewartet – und plötzlich war ich wieder da, durcheilte die wimmelnden Korridore, eilte wild von einem Klassenraum zum anderen, versuchte verzweifelt, die Klassen zu finden, die ich so im Stich gelassen hatte. In diesen Träumen lag ein grotesker und erschreckender Humor, den ich aber nicht zu schätzen vermochte: Ich war irgendwie davon überzeugt, dass meine vergessenen Klassen mich ein Jahr lang gesucht hatten, ich sah sie in dem

Korridorlabyrinth, im Myriadengewimmel ihrer 30 000 Mitstudenten nach mir suchen, sah sie in geduldiger Verzweiflung ihre angesetzten Stunden in Klassenräumen absitzen, die ihr abwesender Lehrer nie betrat. Und schliesslich – und das war das Fürchterlichste – sah ich vor mir Stösse von Arbeitsheften sich stapeln – diese verfluchten Themen, die Woche um Woche mehr wurden – die sich gebirgsartig und hoffnungslos vor mir anhäuften – ihre weissen, ekelhaft unschuldigen Rücken verrieten nichts von dem Gekritzel, mit dem ich einmal – geplagt von der zwiefachen Qual der Langeweile und des Bewusstseins – jedes Fleckchen ihrer papierenen Oberfläche bedeckte. Und nun war es zu spät! Ein Monat, zwei Wochen, eine Woche – irgendein Wunder der Zeit und wilder Arbeit hätte mich vielleicht davon erlösen können – aber jetzt war der letzte Tag des Semesters, war die letzte Stunde abgelaufen, der letzte unaufhaltsame Augenblick, die letzte Chance der Befreiung verronnen. Ich sah mich plötzlich im Zimmer der Englischen Fakultät stehen, taub vor Schrecken angesichts des grossen weissen Bergs dieser Hefte. Ich wandte mich ab, ein schweigender Kreis

von Studenten umringte mich, sie starrten mich nicht an, sie waren nicht zornig oder ärgerlich auf mich und drängten nicht auf mich zu, aber sie sahen mich mit dem stillen Blick der Verdammung an. Meine kleinen Juden standen am nächsten, hatten ihre schwarzen Augen auf mich gerichtet mit einem verzweifelten, aber unablässigen Vorwurf, und hinter ihnen stand, wie im Gerichtshof, der Kreis der anderen Lehrer.

Alle waren sie versammelt – Schüler, Lehrer, Freunde, Feinde und die riesige Verdammnis der Hefte – es wurde kein Wort gesprochen, nur der schweigende Blick unbewegter und erbarmungsloser Anklage traf mich. Dieser Traum kehrte hundertmal in meinem Schlaf wieder und quälte mich: Jedesmal erwachte ich im kalten Angstschweiss und voller Schrecken, und so stark war der Eindruck dieses Traums, so wirklich und fürchterlich sein überzeugender Bann, dass ich manchmal aus dem Traum erwachte und minutenlang in kaltem Schrecken dalag, während mein Gehirn mit den Phantomen des Schlafes rang, um mich wieder in die Wirklichkeit zurückzurufen.

Dabei waren diese Träume von Schuld und Zeit nicht die einzigen: im Schlaf brannten mein Denken und mein Erinnern mit einem Feuerfluss unaufhörlicher strömender Bilder: die riesigen Behälter meiner Erinnerung brachen auf und gossen in die Sturzflut dieses feurigen Stromes Millionen Dinge, die ich einmal gesehen und wieder vergessen hatte, sie waren wieder da und brannten vor mir in diesem Lichtstrom – und Millionen nie gesehener Dinge, Gesichter, Städte, Strassen und Landschaften, die ich nie gesehen, aber mir seit langem vorgestellt hatte – diese unbekanntes Gesichter waren wirklicher als die, die ich gekannt hatte, diese nie gehörten Stimmen, vertrauter als die, die ich kannte, diese nie gesehenen Formen, Massen, Gestalten und Landschaften waren in ihrer Essenz viel wirklicher und gegenwärtiger als substanzielle Dinge, die ich gekannt hatte – alles strömte in meiner Vision durch mein fieberndes, ruheloses Denken dahin, eine Flut unendlicher Folgen – und plötzlich wusste ich, dass das nie aufhören würde.

Der Schlaf war für immer tot, die gnädige, dunkle und süsse Auflösung des Kindheitsschlafes. Der Wurm

hatte sich mir ins Herz gefressen, der Wurm ringelte sich darin und frass an meinem Gehirn, meinem Geist und meinem Gedächtnis. Ich wusste, dass ich schließlich im eigenen Feuer gefangen war, verzehrt war vom eigenen Hunger, festgefangen am Haken des fürchterlichen, unersättlichen Verlangens, das seit Jahren mein Leben verzehrte. Ich wusste, kurz gesagt, dass für immer eine helle Zelle meines Gehirns, meines Herzens oder Gedächtnisses brennen würde – Tag und Nacht, wachend oder schlafend, jeden Augenblick meines Lebens würde der Wurm nagen, und das Licht brennen – es gab keine Betäubung durch Nahrung, Freundschaft, Reise, Sport, Frauen, die es jemals zu löschen vermochte, es gab keine Flucht davor, bis mein Tod völlige Dunkelheit in mir ausbreitete. Ich wusste, ich war nur ein Schriftsteller geworden: Ich wusste nun, was einem Menschen geschieht, der das Leben eines Schriftstellers zu dem seinen macht.

So stand es mit mir im Frühwinter des Jahres 1933, und gerade in diesem Augenblick war, obwohl ich es noch nicht ahnen konnte, das Ende meiner ungeheuren Arbeit in Sicht.

Mein Freund, der Verlagsleiter und Herausgeber, von dem ich schon mehrere Male gesprochen habe, hatte durch diese ganze Quälzeit hindurch mich in aller Ruhe beobachtet, und nun, im Dezember dieses Jahres, lud er mich in seine Wohnung ein und sagte mir seelenruhig, mein Buch wäre fertig. Ich konnte weiter nichts tun, als ihn bass erstaunt angucken und schliesslich, als ich Worte fand, ihm aus der Tiefe meiner Hoffnungslosigkeit versichern, er irre sich, das Buch sei nicht fertig, ich könne nie damit zu Rande kommen, ich könne nicht mehr schreiben. Im Ton derselben ruhigen Schlüssigkeit entgegnete er, ob ich's nun wisse oder nicht, das Buch sei fertig, und dann hiess er mich auf meine Bude gehen und die nächste Woche damit verbringen, die Manuskriptstücke, die sich in den letzten zwei Jahren angesammelt hatten, der Reihe nach zu ordnen.

Noch ohne Hoffnung und ohne Glauben folgte ich seinem Geheiss. Ich arbeitete sechs Tage; ich sass mitten im Zimmer auf dem Fussboden, allseitig von hohen Stapeln und Stössen getippten Manuskripts umgeben. Nach einer Woche hatte ich den ersten Teil des Gan-

zen zusammen, und genau zwei Tage vor Weihnachten 1933 brachte ich meinem Freund das Manuskript «Das Oktoberfest» und wieder ein paar Tage später das Manuskript «Die Hügel jenseits Pentland». Das Manuskript «Das Oktoberfest» war damals etwas mehr als eine Million Wörter lang. Während der drei vorangegangenen Jahre hatte mein Freund das meiste schon in unverbundenen Bruchstücken zu sehen gekriegt; nun sah er das Ganze in geordneter Reihenfolge, und wieder einmal hatte er mit seiner Intuition recht gehabt; er hatte die Wahrheit gesprochen, als er mir sagte, ich hätte das Buch fertig.

Freilich war es keineswegs in dem Sinne fertig, dass es veröffentlicht und den Lesern vorgelegt werden konnte. Es war wirklich nicht so sehr ein Buch als das Skelett eines Buches, aber zum erstenmal nach vier Jahren war das ganze Skelett da. Was nun zu tun blieb war eine ganz ungeheure Arbeit, nämlich Durchsehen, Zusammenweben, Zurechtformen und vor allem Kürzen – aber das Buch hatte ich nun so, dass nichts auf der Welt, nicht einmal meine eigne Verzweiflung es

mir entreissen konnte. Mein Freund sagte mir das, und plötzlich sah ich ein, dass er recht hatte.

Ich war wie ein Ertrinkender, der auf einmal, gerade im Augenblick, wenn ihm der Atem ausgeht, die rettende Hand spürt. Mein Geist wurde emporgerissen vom grössten Triumphgefühl, das ich je empfunden hatte, und obschon mein Verstand müde, mein Körper erschöpft war, von dieser Stunde an fühlte ich mich allem auf Erden gewachsen.

Es war ersichtlich, dass viele schwierige Aufgaben vor uns lagen, aber die Sache selbst hatten wir nun; und wir hiessen in glücklichem Vertrauen die Arbeit willkommen. In erster Linie sollte uns die riesenhafte Länge des Buches zu schaffen machen. Selbst in dieser Skelettform war das Manuskript «Das Oktoberfest» zwölfmal so lang wie ein durchschnittlicher Roman, doppelt so lang wie «Krieg und Frieden». Zweifelsohne war es daher nicht nur vollkommen ausgeschlossen, das Buch in einem einzigen Band zu veröffentlichen, sondern auch unratsam, das Buch in mehreren Bänden herauszubringen, denn die ungeheure Länge würde auf

jeden Fall die Aussicht, dass das Buch ein Lesepublikum fände, schier zunichte machen.

Dieser Schwierigkeit standen wir nun gegenüber, und mein Freund, der Herausgeber, liess sich sofort mit ihr ein. Im Verlauf einer eingehenden Prüfung des Manuskripts fand er heraus, dass in dem Buch «Das Oktoberfest» zwei in sich geschlossene, getrennte Umläufe geschildert waren. Im ersten Umlauf bewegte sich das Geschehen um die Wanderschaft und den Hunger eines Menschen in der Jugend. Im zweiten Umlauf war eine Lebensspanne grösserer Daseinssicherheit beschrieben, und die Einheit einer einzigen Leidenschaft war es, die tonangebend die Erzählung zusammenhielt. Offensichtlich also lag in diesen zwei Bewegungszyklen wirklich der abgehandelte Stoff von zwei vollkommen verschiedenen Chroniken vor, und obschon der zweite Zyklus bei weitem der vollendetere war, war es natürlich der erste Zyklus, der logischerweise zuerst fertiggemacht und veröffentlicht werden musste, und wir entschieden uns für diesen Kurs.

Wir nahmen den ersten Teil zuerst vor. Ich machte sofort eine gründlich genaue Zusammenstellung, in der

nicht nur der Geschehnisverlauf von Anfang zu Ende aufgezeichnet stand, sondern auch innerhalb des Anlageplans die bereits vollständig fertigen Kapitel, die teilweise fertigen Kapitel und die überhaupt noch ungeschriebenen Kapitel analysiert wurden. Als die Zusammenstellung fertig war, machten wir uns daran, das Buch druckfertig zu machen. Diese Arbeit beschäftigte mich das ganze Jahr 1934 hindurch. Anfang 1935 war das Buch fertig; es erschien dann im März unter dem Titel «Von Zeit und Strom».

Von allem Anfang an war es so, dass das Buch, selbst in der unvollendeten Fassung, aufs radikalste gekürzt werden musste. Sowohl wegen der Art, in der das Buch geschrieben worden war, als auch wegen der Müdigkeit, die ich nun verspürte, war ich nicht dazu bereit, mich allein der Aufgabe, die nun bevorstand, zu unterziehen.

Das Kürzen und Zusammenstreichen ist für mich immer das Schwierigste und Widerlichste an der ganzen Schriftstellerei gewesen; meine Neigung ist stets, hinzuschreiben anstatt wegzustreichen. Ausserdem, was ich auch an kritischen Fähigkeiten besitzen mag,

soweit sie mein Werk betrafen waren sie – damals wenigstens – ernstlich mitgenommen von der irrsinnigen Arbeit, die ich in den vier, beinahe fünf voraufgegangenen Jahren geleistet hatte. Wenn ein Mensch über eine so lange Spanne hin sein Werk aus sich hervorgestossen hat, nicht anders wie brennende Lava aus einem Vulkan, wenn er in der Weissglut seiner Schöpferkraft allem, so überflüssig das Einzelne sein mag, Feuer und Leidenschaft mitteilte, dann ist es sehr schwer für ihn, nun plötzlich chirurgenhaft kalt seinem Werk gegenüberzutreten und rücksichtslos den Abstand zu wahren.

Ich will an ein paar sachlichen Beispielen die Schwierigkeiten verdeutlichen, denen wir uns gegenübersehen. Zu Eingang des Buches wird eine Eisenbahnfahrt durch den Staat Virginia beschrieben. Was dieser Abschnitt innerhalb des Buchganzen bewerkstelligen soll, ist einfach dies: ein paar von den Hauptgestalten sollen eingeführt, eine zentrale Situation soll angezeigt und der Hintergrund, vor dem die Erzählung spielt, soll erstellt werden; darüber hinaus soll vielleicht motivisch mit der Schilderung des fahrenden

Zuges über die stille Erde ein bestimmter Rhythmensschlag vermittelt, eine bestimmte, der Natur des Buches innewohnende Gemütsbewegtheit heraufbeschworen werden. Dem Abschnitt fällt also zweifellos eine wichtige Aufgabe zu, aber im Verhältnis zum Sinn des Ganzen ist diese Aufgabe sekundär. Folglich hiess es, diesen Abschnitt nach Mass und Masse ins richtige Verhältnis zum ganzen Buch bringen.

Nun war in der Urfassung jenes Stück Manuskript, in dem die nächtliche Zugfahrt durch Virginia beschrieben wird, beträchtlich länger als ein durchschnittlicher Roman. Ich hatte über einhunderttausend Wörter geschrieben, und was not war, war eben bloss ein Eingangskapitel, und dieselbe Schwierigkeit, diese selbe Proportionslosigkeit war offensichtlich auch in andern Stücken meines Manuskripts gegeben.

Was ich über den grossen Zug geschrieben hatte, war wirklich gut. Aber was ich nun erkennen musste, diese sehr bittere Lehre, die jeder Schreibende lernen muss, war, dass eine Sache an sich das bestgeschriebene Stück Prosa sein kann, das man je geschrieben hat, und trotzdem in dem Buch, das man veröffentlichen

will, durchaus keinen Platz hat. Das fällt einem schwer, aber man muss sich damit abfinden, und wir fanden uns damit ab.

Mir schauderte im Geist vor dieser blutigen Hinrichtung, meine Seele schrak zurück vor der Abmetzelung so vieler schöner Dinge, an denen ich mit ganzem Herzen hing. Aber es war notwendig, und wir taten das Notwendige.

Das erste Kapitel der Originalfassung wurde rücksichtslos ausgestossen, und dabei war es, wie mein Freund, der Herausgeber, selber zugab, so gut geschrieben, wie ich nur je etwas geschrieben hatte, aber es war eben kein Anfangskapitel, sondern nur ein Kapitel, das auf den wahren Anfang hinleitete, und so musste es wegfallen. Und so verfuhr wir auf der ganze Linie. Kapitel von fünfzigtausend Wörtern wurden auf eine Länge von zehn- bis fünfzehntausend Wörtern zurückgestutzt, und nachdem ich nun einmal die unvermeidliche Notwendigkeit dieses Verfahrens vor Augen sah, griff ich selber mit einer gewissermassen neuerworbenen Rücksichtslosigkeit zu und strich ein-

oder zweimal sogar mehr weg, als mein Herausgeber zuzulassen willens war.

Ein anderer Fehler – etwas, das mir beim Schreiben immer Scherereien macht – war, dass ich so oft unternahm, einen Vorfall aus dem Leben in seiner Gänze, in seinem vollen Fluss und seiner ganzen hergangsmässigen Beschaffenheit nachzubilden. So wurden an anderer Stelle meines Buches einmal vier Leute geschildert, die stundenlang ohne Pause und Unterbrechung miteinander reden. Diese vier Leute hatten alle ein gutes Mundwerk, und oft redeten sie alle auf einmal oder versuchten doch, alle auf einmal zu reden. Und was sie redeten, das war wundervolle und lebendige Rede, denn ich hatte an der lebendigen Quelle das Leben, den Charakter und den Wortschatz dieser Leute gekannt und vergessen hatte ich nichts. An Handlung aber ging in diesem Stück weiter nichts vor, als dass eine junge Frau aus dem Auto ihres Gatten ausstieg, ins Haus ihrer Mutter eintrat und nun dem ungeduldigen Mann draussen jedesmal, wenn er mit der Hupe tutete, zurief: «Schon recht! Schon recht! Ich komm' in fünf Minuten». Aus den fünf Minuten wurden dann vier Stun-

den, der ungeduldige Gatte draussen tutete mit der Hupe, und die beiden Frauen und die beiden jungen Brüder der jüngeren Frau drinnen im Haus ergingen sich in wahren Sturzbächen der Rede und unterhielten sich eingängig über das Leben und die Vorgeschichte fast aller ihrer Kleinstadtbürger, kramten die Vergangenheit aus den Gedächtnissen heraus, gedachten gegenwärtiger Unternehmungen und erwähnten zukünftige Aussichten. In meiner Urfassung hatte ich das alles hingeschrieben, ganz so, wie ich solche Vorkommnisse tausendmal mit angesehen, beobachtet und miterlebt hatte. Und wenn ich's auch selbst sage, so ist es doch wahr, dass alle diese Reden, dass die pralle Lebenskraft und Charakterfülle der Sprache, die äusserste Natürlichkeit der stromfluthaften Redegewalt mir ganz wunderbar geglückt waren. Aber – ich hatte da vier Leute insgesamt achtzigtausend Wörter reden lassen –, und das wären zweihundert engbedruckte Seiten in kleinem Schriftsatz gewesen für einen kleinen Vorfall in einem enormen Buch, und freilich, so gut das Stück auch war, es war ganz verkehrt, es musste wegfallen.

Dieser Art also waren einige von den Hauptschwierigkeiten, die wir mit dem Manuskript hatten, das uns vorlag, und obschon seit dem Erscheinen des Buchs vielerseits erklärt worden ist, es wäre eine Wohltat, wenn das Werk aufs stärkste gekürzt würde, so haben wir tatsächlich damals schon bei weitem drastischer gekürzt, als ich es im Traum für möglich gehalten hätte.

Zu gleicher Zeit war ich mit aller Geschwindigkeit dabei, das Werk dem Anlageplan entsprechend zu vollenden, die unfertigen Stücke fertigzustellen und die wesentlichen Übergänge einzufügen.

Das war an sich schon eine ungeheuerliche Arbeit, und ich hatte ein ganzes Jahr lang Tag für Tag so tüchtig, wie ich nur konnte, zu tun. Auch hier stellte sich wiederum heraus, wo mein Hauptfehler lag. Ich schrieb wieder zuviel. Ich schrieb nicht nur das wenige, das wesentlich war, sondern ich liess mich immer wieder von meiner Begeisterung für einen guterzählbaren Vorgang hinreissen. Tat sich mir da so eine bezaubernde Aussicht auf, wie sie sich dem Wanderer auf dem Weg, dem Schaffenden im vollen Zug der schöpferi-

schen Arbeit aufzutun pflegen, dann liess ich mich verleiten, und dann schrieb ich tausend Worte über einen Vorgang, der nicht von Lebenswichtigkeit beitrug zu einem Buch, dessen grösste Not ohnehin schon war, dass es rücksichtslos verdichtet werden musste.

Im Laufe dieses Jahres habe ich wohl ein Zusatzmanuskript von einer halben Million Wörtern geschrieben, und freilich wurden schliesslich nur ganz kleine Stücke davon verwandt.

Die mir natureigene Art des Verfahrens, der Wunsch, den Stoff, der mir vorliegt, voll und ganz zu erforschen, – das hatte mich zu einem andern Irrtum verleitet. Das ganze Ergebnis jener fünf Arbeitsjahre, in denen ich unaufhörlich geschrieben hatte, war, dass ich nun nicht nur das Gefühl hatte, alles und jedes müsse verwandt und benutzt werden, sondern dass ich auch glaubte, ich müsse alles und jedes aussagen, nichts dürfe verschwiegen werden und gleichsam «zwischen den Kapiteln» bleiben. So lagen mir am Schluss noch einige Zusatzkapitel – ein gutes Dutzend war es – vor, und ich hatte das Gefühl, diese Kapitel müssten vollendet werden, damit das Buch vollen Wert und Gültigkeit

habe. Diese Sache habe ich tausendmal mit meinem Herausgeber verzweifelt erörtert. Ich sagte ihm, diese Kapitel müssten ins Buch hinein, weil es ohne sie unvollständig wäre, und er versuchte mit allen Argumenten, die ihm zu Gebote standen, mir zu beweisen, dass das verkehrt wäre. Ich sehe nunmehr ein, dass er im grossen ganzen recht hatte, aber damals war ich noch so unlösbar in mein Werk verstrickt, dass ich nicht den zur richtigen Einschätzung notwendigen Abstand gewinnen konnte.

Das Ende kam plötzlich, das Ende dieser fünf Jahre der Qual und unausgesetzten Hervorbringens. Im Oktober fuhr ich auf vierzehn Tage nach Chicago; seit über einem Jahr waren diese Tage die ersten Ferien, die ich mir verstattet hatte. Bei meiner Rückkehr fand ich, dass mein Freund, der Verlagsleiter, das Manuskript stillschweigend entschlossen in die Druckerei geschickt hatte. Die Setzer waren bereits an der Arbeit, die ersten Korrekturfahnen lagen schon vor. Das hatte ich nicht vorausgesehen. Ich war verzweifelt, war vollkommen bestürzt.

«Das darfst du nicht», sagte ich zu ihm, «das Buch ist doch noch gar nicht fertig. Ich brauche noch sechs Monate dazu.»

Er antwortete darauf, dass das Buch nicht nur fertig sei, sondern dass, wenn ich noch sechs Monate länger daran arbeiten würde, ich dann wieder sechs Monate fordern würde, und darüber hinaus wieder sechs Monate, dass ich schliesslich so besessen von dem Werk sein würde, dass es nie zur Veröffentlichung käme. Er sagte weiter, und ich glaube mit vollem Recht, dass das verhängnisvoll für mich wäre. Ich sei, so sagte er, kein Flaubert. Ich sei kein Perfektionist. Ich hätte zwanzig, dreissig, ja, jede Anzahl von Büchern in mir, und das Wichtigste sei, sie hervorzubringen und nicht den Rest meines Lebens darauf zu verwenden, aus ihnen ein einziges, vollkommenes Buch zu machen. Er gab zu, dass mein Buch nach weiteren sechs Monaten der Arbeit daran eine bestimmte Vervollkommnung erhalten würde, aber er glaube nicht, dass das so viel ausmache, wie ich dächte, und seiner tiefsten Überzeugung nach müsse das Buch sofort und ohne weitere Verzögerung veröffentlicht werden, ich müsse es loswerden, verges-

sen und mein Leben wieder der Vollendung des Buches zuwenden, das bereits in Angriff genommen war und auf mich wartete. Er sagte mir auch voraus, wie die Kritik ausfallen würde, die Kritik an seinen Längen, seinen Adjektiven, seiner Überfülle, aber er sagte auch, dass ich keinen Grund hätte zu verzweifeln.

Schliesslich sagte er mir, dass ich mich entwickeln, besser schreiben, dass ich lernen würde, ohne so viel Umstände, Verschwendung und nutzlose Quälerei zu arbeiten, dass meine künftigen Bücher mehr und mehr die Geschlossenheit, Sicherheit und Endgültigkeit besitzen würden, die jeder Künstler seinem Werk wünscht, aber dass ich es eben auf diese Art lernen müsse, auf die ich es jetzt lernte: tastend, kämpfend, mir selbst den Weg bahrend, dass man es anders nicht lernen könne.

Im Januar 1935 las ich die letzten Korrekturen, die ersten Exemplare kamen im Februar aus der Druckerei, und endgültig veröffentlicht wurde das Buch Anfang März. Ich war nicht in New York, als es herauskam. Ich hatte die Woche zuvor einen Dampfer nach Europa genommen, und als das Schiff sich weiter und weiter von

der amerikanischen Küste entfernte, sank mir der Mut tiefer und tiefer, und bald befand ich mich im Zustand der hoffnungslos tiefsten Bedrücktheit, die ich, glaube ich, je durchgemacht habe. Grösstenteils scheint mir das einfach eine körperliche Reaktion gewesen zu sein, die unvermeidliche Wirkung des Ausspannens auf den Organismus eines Menschen, der sich fünf Jahre lang bis zur äussersten Grenze seiner Leistungsfähigkeit angestrengt hatte. Ich kam mir vor wie eine riesige Spiralfeder, die, jahrelang straffgespannt, sich nun langsam in den Windungen aus der Spannung löste. Das aussergewöhnlichste Gefühl der Verlassenheit befiel mich, einer Verlassenheit, wie ich sie nie im Leben gekannt hatte, sobald ich an mein Buch dachte. Es war mir bisher niemals klargeworden, wie nah mir das Buch gegangen, wie sehr es ein Teil meiner selbst geworden war, und nun, nachdem es von mir weggenommen worden war, kam ich mir hohl wie eine Hülse vor und so, als lebte ich vergeblich. Und nun war das Buch ja weg, und nun gab es ja nichts mehr, was ich für das Buch tun konnte, und nun hatte ich das abgründig tiefste Gefühl, versagt zu haben. Ich habe irgendwie im-

mer ein bisschen Angst vor dem Gedrucktwerden gehabt, obschon ich mich doch so sehr um das Gedrucktwerden bemüht habe. Es ist wahrhaftig jedesmal, wenn ich etwas geschrieben hatte, so gewesen, dass ich, wenn die Stunde näher kam, da es in nackten Lettern gedruckt dastehn würde, von einer gewissen Verzweiflung überfallen wurde. Jedesmal habe ich dann meinen Verleger angefleht, das Buch erst zur nächsten Saison erscheinen zu lassen, jedesmal habe ich dann die Schriftleiter gebeten, meinen Beitrag noch einen Monat oder zwei liegen zu lassen, denn jedesmal wollte ich die Gelegenheit haben, meine Arbeit nochmals zu überarbeiten, irgendetwas noch daran zu tun, obschon ich nicht immer genau wusste, was.

Nun überwältigte mich ein Gefühl der Scham, und ich schämte mich mehr, als ich mich je geschämt habe. Mir war, ich hätte mich selber verderberisch blossgestellt als ein bedauernswürdiger Narr, der kein Talent habe, ich hätte nun ein- für allemal die Wahrsagungen der Kritiker wahrgemacht, die behauptet hatten, mein Erstlingsbuch sei weiter nichts als ein Abblitzer gewesen. In dieser Gemütsverfassung traf ich am 8. März in

Paris ein, und der 8. März war gerade der Tag, an dem das Buch in Amerika ausgeliefert werden würde. Ich war abgereist, um das Buch zu vergessen, und dennoch dachte ich die ganze Zeit an das Buch. Ich lief auf den Strassen herum von früh bis spät, vom Abend bis zum Morgen, mindestens zwölfmal in vierzehn Tagen hörte ich die Frühmesse in Sacré Cœur und ging dann zu Fuss heim in mein Hotel und legte mich um zehn Uhr vormittags aufs Bett, und schlafen konnte ich dann immer noch nicht.

Nachdem das einige Tage so gegangen war, fasste ich einen eisernen Entschluss und betrat gestählten Mutes das Büro der Reiseagentur, wo möglicherweise eine Nachricht für mich eingelaufen sein konnte. Eine Kabelnachricht lag für mich da. Sie war von meinem Verleger, und da stand in schlichten Worten: «Grossartige Besprechungen, etwas kritisch in vorausgewusster Weise, höchsten Lobes voll.» Als ich diese Worte zum erstenmal las, las ich sie mit dem Gefühl einer fast unerträglichen Freude, aber als ich sie dann wiederlas, nochmals las und abermals las, fing der alte, schwarze Zweifel an, mir wieder ins Gemüt zu krauchen, und als

es dann Abend geworden war, war ich bereits fest überzeugt, diese wundervolle Kabelnachricht sei der Urteilsspruch meines Verhängnisses, und mein Freund, der Herausgeber und Verlagsleiter, habe aus der unendlichen Fülle seines Erbarmens gerade diesen Weg gewählt, um mir schonend beizubringen, dass mein Buch ein kolossaler Fehlschlag sei.

Es vergingen drei Tage, ich strich wie ein wahnsinnig gewordenes Tier auf den Pariser Strassen herum, und später konnte ich mich fast an nichts mehr erinnern, was in diesen drei Tagen mit mir und um mich geschah. Am vierten Tag schickte ich dem Verlagsleiter ein irrsinniges Kabel, in dem ich ihm sagte, ich könne alles andre eher ertragen als diesen verdammten Zustand der Ungewissheit, und ihn bat, mir die ungeschminkte Wahrheit zurückzukabeln, ganz gleich, wie bitter sie sei. Seine Antwort auf dieses Kabel lautete so, dass ich nicht länger zweifeln konnte an ihm oder an der Aufnahme, die dem Buch zu Haus in Amerika geworden.

Dies beschliesst, soweit mir erinnerlich ist, die Geschichte von der Arbeit an einem Buche und von dem,

was dem Mann widerfuhr, der das Buch schrieb. Ich weiss, es ist eine zu lange Geschichte; ich weiss auch, es ist allem Dafürhalten nach eine Geschichte, die ganz angefüllt ist mit dem Bericht von Patzerei und lächerlichen Irrtümern, aber gerade aus dem Grund, eben weil es so eine Geschichte ist, hoffe ich, dass sie ein wenig von Wert sein mag. Es ist eine Geschichte vom Künstler als Menschen und als Arbeiter. Es ist eine Geschichte vom Künstler als einem Menschen, der aus der grossen, gewöhnlichen Menschenfamilie der Erde stammt und der alles an Herzensnot, Irrtum und Verleitung kennt, was ein lebendiger Mensch kennen kann.

In der gesamten Menschheitsgeschichte ist das Leben eines Künstlers nie leicht gewesen. Und hier in Amerika, schien es mir oft, mag es wohl das härteste sein, das Menschen je kannten. Ich spreche nicht von der Stagnation unseres Lebens, von einer gewissen geistigen Öde, einem sauren Philistertum, die sich gegen das Leben des Künstlers wenden und seine Entfaltung hindern. Ich spreche nicht von diesen Dingen, weil ich nicht mehr in dem Masse an diese Bedrohung

glaube wie früher. Ich spreche, wie überall hier, von konkreten Dingen, von tatsächlichen Erfahrungen des Künstlers, über die von ihm zu leistende physische Arbeit. Das scheint mir eine Arbeit zu sein, deren Ausmass hier grösser und schwieriger ist als in irgendeinem anderen Land der Erde. Nicht nur darum, weil der amerikanische Künstler in den Kulturen Europas und des Orients keinen Stoff, keinen Bauplan, keinen Traditionskörper findet, der seinem Werk die Beständigkeit und Wahrheit verleihen könnte, die es haben muss. Er muss sich nicht nur eine neue Tradition selbst bilden aus seinem eigenen Leben und der enormen Weite und Kraft amerikanischen Lebens formen, aus der Struktur seines eigenen Wesens heraus; er steht nicht nur diesem Problem gegenüber; mehr als all das ist es seine Aufgabe, nach einer vollständigen und vollkommenen Ausdrucksmöglichkeit zu suchen, ein ganzes Universum und eine vollkommene Sprache zu entdecken.

Diesem Kampf müssen wir in Zukunft unser Leben widmen. Aus Billionen Formen Amerikas, aus der wilden Gewalttätigkeit und der dichten Komplexität seines schwärmenden Lebens; aus der einmaligen und

einzigartigen Substanz dieses Landes und unseres Lebens darin müssen wir selbst Kraft und Energie holen, die Artikulierung unserer Sprache, die Substanz unserer Kunst nehmen.

Denn dort, so scheint es mir, werden wir auf so harte und ehrliche Art die Zunge finden, die Sprache und das Bewusstsein, die wir als Menschen und als Künstler besitzen müssen. Dort müssen wir, die wir nicht mehr haben als das, was wir besitzen, die wir nicht mehr kennen, als wir kennen, die wir nicht mehr sind, als was wir sind, unser Amerika finden. Hier, in dieser Stunde und in diesem Augenblick meines Lebens, suche ich mein Amerika.

Vom Tod zum Morgen – Erzählungen

»From Death to Morning«
Deutsch: Hans Schiebelhuth

Wache seltsam hielt ich auf
dem Gefild einer Nacht

Dem Andenken an
Benjamin Harrison Wolfe
den Bruder
und an die stolze

und bitter Kürze seiner
Tage

27. Oktober 1892 - 20. Oktober 1918

Auf dem Berg droben, im Tal drunten,
tief, tief unterm Hügel, Ben, kalt, kalt, kalt

Keine Tür

Es ist wunderbar, mit welcher Begeisterung und Wärme wohlgehegte Leute, die nie im Leben allein gewesen sind, Dich zu den Freuden der Einsamkeit beglückwünschen können. Ich weiß, wovon ich rede; ich habe sehr viel allein gelebt, mehr als irgend jemand, den ich kenne, und eine Zeitlang war ich auch mit ein paar Wohlgehegten bekannt. Und die leidenschaftliche Sehnsucht dieser Leute nach dem einsamen Leben ist erstaunlich. Abends lassen sie sich heimfahren; sie fahren hinaus auf ihre feinen Landhäuser, wo Frauen und Kinder begierig auf sie warten; oder sie fahren heim in ihre Stockwerkwohnungen in der Stadt, wo mit duftendem, gesalbtem, verführerischem Körper, mit dem Lächeln der Zärtlichkeit und der Umarmung der Liebe eine schöne Gattin oder eine reizende Freundin sie erwartet. Und all das gilt nicht mehr als eine Handvoll kalten Staubs, Asche und ein wenig Schlacke.

Manchmal lädt Dich einer von diesen Leuten zum Nachtessen ein. Dein Gastgeber ist ein Gentleman von gefälligem Äußeren; er ist sechsundvierzig, sein Haupthaar lichtet sich schon ein bißchen, er macht den Eindruck von gesunder Ründe und Wohlgenährtheit, aber es ist nichts Plumpes oder Grobsinnliches an ihm. In der Tat, er ist ein sehr ästhetisch aussehender Millionär. Zwar ist sein Gesicht groß und voll, aber die feinfühligke Verstandigkeit wohnt in den Zügen. Die Manieren dieses Mannes sind liebenswürdig und voll leiser Zurückhaltung. Sein Lächeln ist ein wenig traurig, aber ein ironisch-launiger Humor spielt matt hinein, und es ist ganz so, als hättest Du da jemanden vor Dir, der die Herzensnöte, die Hoffnungen und die qualhafte Lebenswut der Jugend durchlitten hat und nun weiß, was man vom Leben erwarten soll, einen Menschen, dessen »Lider etwas gemüdet« sind, der sich geduldig ins Schicksal ergeben hat und dabei nicht allzu bitter empfindet.

Trotzdem, so arg unsanft ist das Leben mit unserm Gastgeber gar nicht umgegangen. Ruhevoll ringsum stehen die sichtbaren, kostspieligen Beweise seines

ungeldlichen Interesses für köstliche Dinge. Der Mann wohnt im Dachgartenstockwerk eines Hochhauses in der Nähe des East River; seine Wohnung ist mit letzter Kennerschaft in einem ruhigen, erlesnen Geschmack eingerichtet; er besitzt mehrere Plastiken von Jacob Epstein, und darunter ist eine Bildnisbüste, die der Bildhauer vor zwei Jahren von Deinem Gastgeber gemacht hat, als dieser, wie er Dir sagt, »mal drüben in England« war. Außerdem hat er eine herrliche Bibliothek, seltne Drucke und Erstausgaben, und nachdem Du diese Schätze liebhaberisch bewundert hast, tretet Ihr zusammen hinaus aufs Dach, um die Aussicht zu genießen, besonders den Blick, den man von dort auf den Strom hat.

Es wird schnell Abend, die hohen, beschlagenen Gläser in Euren Händen machen ein leises, angenehmes Tinketinke, und die große Stadt grellt da vor Euerm Blick: – furchtbar ragen die Schauseiten der sternwärts emporgerißnen Türme, und nun sind sie wie ein Vorhang mit den Diamantpollen von einer Million Lichter übersät, und hinter den Türmen ist die Sonne untergegangen, und die Abendröte liegt auf dem Strom, und

dort siehst Du Boote und Schlepper und Barken fahren, siehst Du frohlockend die flügelhaft beschwingten Brücken, und die Nacht ist da, und dort sind Schiffe, – dort sind Schiffe, – und in Dir ist ein wildes unerträgliches Verlangen, das Du nicht aussagen kannst.

Wenn Ihr dann wieder ins Zimmer eintretet, kommt es Dir vor, als wärest Du sehr weit weg von Brooklyn, wo Du wohnst. Dir ist zumut, als wäre all das, was Du als Kind (damals, als Du New York noch nicht gesehen hattest und kanntest) von der Weltstadt geträumt hast, nicht nur möglich, sondern gerade am Wahrwerden.

In allen seinen Zauberfarben brennt Dir das Wahrbild der Stadt im Herzen, und es ist ganz wie jenes, das Du als Zwölfjähriger geschaut hast. Nun, meinst Du, könne es jede Minute Dein werden, jenes glanzvolle, ruhmreiche, herrlich-sieghafte Los, das Du Dir damals erträumt hast. Nun, meinst Du, wird es geschehn, daß Du Deinen Platz einnehmen kannst unter den großen Männern und den liebenswerten Frauen in einem Dasein, das schicksälig schöner und glücklicher ist als irgendein Dir bekanntes. Nun, spürst Du, ist alles irgendwie da und wartet auf Dich; es ist bloß drei Zenti-

meter weit weg, wenn Du danach greifst, bloß ein Wörtchen weit weg, wenn Du das Wörtchen sprichst, bloß eine Wand, eine Tür, einen Schritt weit weg, falls Du den Zugang weißt.

Und irgendwie erwacht die alte, wilde, wortlose Hoffnung wieder, daß Du den Zugang findest, jene Tür, durch die Du eintreten kannst. Du denkst, dieser Mann, Dein Gastgeber, wird Dir Bescheid sagen. Die Luft, die Ihr atmet, ist ja geladen mit der drohenden Erregung des unmöglich guten Geschehns. Es drängt Dich also, diesen Mann nach dem Geheimzauber zu fragen, der seinem Leben soviel Macht, Überlegenheit und Behagen verliehen hat, der ihm die ganze Roheit des Daseinskampfes, den Schmerz und das Häßliche, die Wut, den Hunger und die Wanderschaft fernzuhalten scheint. Du meinst, der Mann könne es Dir sagen, könne Dir den Geheimzauber kundtun, – aber er sagt Dir nichts.

Und dann kehrt auf einen Augenblick das alte, unerforschliche Geheimnis von der Zeit und der Stadt zurück und überrennt Dein Bewußtsein mit dem gräßlichen Gefühl des Besiegtseins und des Ertrinkens. Du

siehst Deinen Gastgeber, seine Geliebte und all Deine andern Großstadtbekannten als Gestalten von todloser Helle, aber Leben und Zeit dieser Gestalten sind Dir fremder als ein Traum, und Du kommst Dir vor, als wärst Du dazu verdammt, unter ihnen zu wandeln wie ein Schatten, der nie imstand sein wird, ihr Leben zu fassen, sich ihre Zeit anzueignen. Dir erscheint ein Leben, das Du nie begreifen, dem Du nie näherkommen, auf das Du Dich nie einstellen kannst. Dir erscheint eine Welt von Geschöpfen, die ohne Seelenqual und Verdrüsse zu leben lernten, Dir erscheint eine Rasse von Großstädtern, die nie in den Dimensionen Deiner Zeit gelebt haben, – nie in den nach Minuten, Stunden, Tagen und Jahren meßbaren Spannen, sondern in den Ausdehnungen einer unergründlichen und undenklichen Sensation, so, daß dieser Leute nur gedacht werden kann in einem Augenblick ihres Lebens, der neuntausend Begeisterungen zurückreicht, der vor zwanzigtausend Rauschnächten war, der achthundert Abendgesellschaften, vier Millionen Grausamkeiten, neuntausend Treubrüche oder Ehrbarkeiten, zweihundert Liebschaften her ist, – Dir erscheinen also

Menschen, deren Dasein ein fabulöses, grauenhaftes Sensationsalter annimmt, eine Wesenheit, die keinerlei Jugend kennt, die sich keiner Unschuld entsinnt, die Dich so bedrängt, daß Du in einer See aus Entsetzen, einem Meer aus blinder, unberechenbarer, unausdenklicher Zeit zu ertrinken glaubst. Da gibt's keine Tür.

Mittlerweile, leicht-bitter und ironisch lächelnd, hat sich Dein Gastgeber abermals einen guten, tüchtigen Schuß ehrlichen Roggenwhiskys auf die Eissplitter in seinem hohen, dünnwandigen Glas gegossen, und nun bringt er das Glas grüblerisch-genüßlich an die Lippen, und nach zwei oder drei andächtigen Schlucken fängt er an und spricht ein wenig kummervoll von dem Los, das ihm das harte Schicksal zuerkannt hat.

Während seine Geliebte, die so hübsch am Rand des prallgepolsterten Lehnstuhls sitzt, ihm mit ihren kühlen, feinen Fingern leis über die heruntergerunzelte Stirn fährt, während nebenan sein guter Kammerdiener Ponsonby oder Kato ihm ruhig alles zurechtlegt, so daß er ›sich schnell für den Abend umziehen‹ kann, starrt Dein Gastgeber düster vor sich hin, und schließlich, bitter lächelnd, beglückwünscht er Dich zu dem

huldreichen Geschick, das Dir verstattet hat, allein im Armenierviertel von South-Brooklyn zu leben.

Nun, allein in South-Brooklyn leben, sagst Du, hat seine Schattenseiten. Das Zimmer, in dem Du wohnst, hat genau das Format eines Pullmanwagens, bloß ist es nicht ganz so lang und hat nur zwei Fenster, an jeder Schmalseite eins. Das Fenster nach der Straße ist vergittert; die Frau, die Dir das Zimmer vermietet, hat das Gitter dort anbringen lassen, um die Gauner in jener süßen Nachbarschaft vom Einbrechen abzuhalten. Im Winter ist das Gelaß kalt und dunkel, und die Wände schwitzen eine klamme Feuchte aus; im Sommer dagegen bist Du es, der schwitzt, und zwar besorgst Du das gründlich, vollauf genug für jedermann, denn die Bude wird höllisch heiß.

Außerdem – (und hier fängst Du an, Dich für die darstellerische Aufgabe zu erwärmen) – morgens, wenn Du aufstehst, dringt Dir das süße Arom des alten Gowanus-Kanals in die Nase, in den Mund, in die Lungen und in all Deine Gedanken, Tätigkeiten und Worte. Es handelt sich da (wie Du Dich ausdrückst) um einen erhabnen, gigantischen Gestank, eine Ruch-Sympho-

nie, ein betäubendes Orgelgebräus von einem Duft, in dem arglistig-wohlabgestimmt siebenundachtzig Fauligkeiten zusammengetrieben, -gedrückt und -gedrängt sind. Und mit üppiger, ständig wachsender Begeisterung beginnst Du, diese Beitragsdüfte nacheinander aufzuzählen: – die Gerüche von gekochtem Fischleim und verbranntem Gummi, die Nasenwohltat von im Wasser verwesenden Katzen, die Fäulnisparfüme von Kohl, Tomaten und prähistorischen Eiern, die Brenzlichkeit schwelender Lumpen und von Müll, den sanften Sinnenkitzel von einer verreckten Schindmähre und einem toten Skunk und die pestilenzialische Dunstlast von einer verstopften Kloake, und nicht zu verschweigen auch, sagst Du, wäre – –

Aber in diesem Augenblick wirft Dein Gastgeber den Kopf zurück; einen Ausdruck der Verzücktheit auf den Mienen, zieht er lang und tief und begeisternd atmend Luft ein, ganz so, als hätte er bei Deinem Großaufgebot von Düften tatsächlich den Atem des Lebens selber gefunden, und er ruft aus:

»Wundervoll! Wundervoll! Einfach toll! Hinreißend!«

Er wirft den Kopf wieder zurück und lacht ein frohlockendes Lachen.

»Aber John!« bemerkt nun seine Lady. Ein Ausdruck von Besorgnis erscheint auf dem lieblichen Gesicht. »Ich glaube nicht, daß Du so einem Leben in Wirklichkeit etwas abgewinnen könntest. Es klingt doch einfach fürchterlich! Schrecklich, daß man Leute in so einem Viertel wohnen läßt! Ich will lieber nichts davon hören«, erklärt sie und läßt sich von einem leichten Schauer des Angewidertseins überlaufen.

»Ah!« sagt er. »Wunderbar ist es! So ein Leben hat doch noch Kraft und Fülle und Schönheit!« ruft er aus.

Wunderbar, pflichtest Du bei, ist es schon. Und an Kraft und Fülle fehlt es beileibe nicht. Bloß was die Schönheit anlangt, nun, das ist 'ne andre Sache und bei weitem nicht so sicher. Aber während Du diesen Zweifel vorbringst, fallen Dir ein paar Dinge ein. Dir fällt ein großes Pferd ein, ein Mordsgaul, ein grauer Apfelschimmel mit kurzen, haarbehangnen Hufen, der an einem knallheißen Augusttag neben dem Rinnstein stand. Der Fuhrmann hatte das Tier ausgespannt, und

da stand es und ließ in unendlicher, stummer Trübsal den großen, geduldigen Kopf hängen, und ein kleiner Junge mit schwarzen Augen und einem dunklen Gesicht stand dabei und gab dem Gaul ein paar Stücke Zucker zu fressen, und der Fuhrmann, der ein zähes, versorgtes Städtergesicht hatte, kam mit einem Eimer Wasser und schüttete das Wasser gegen die Flanken des Tiers. Und die großen Flanken erschauerten dankbar bei dem Guß und begannen zu dampfen, und der Fuhrmann trat dann auf den Bürgersteig zurück und betrachtete das Tier mit einem prüfend bedächtigen Blick, und der kleine Junge stand dabei und rieb das Pferdemaul sacht mit der Hand und sprach die ganze Zeit leis zu dem Tier.

Dann erinnerst Du Dich daran, wie ein Baum, der in die enge, kleine Kehrlichtgasse vor Deinem Hause überhängt, in diesem Frühjahr auslaubte, und wie Du ihn Tag für Tag betrachtet hast, als er in der kurzfristigen Glorie von jungem, zaubrischem Grün stand. Und Du erinnerst Dich an eine rauhe, rostige Uferstraße mit ihrem Baugewirr von Elendskasernen, Schuppen und Baracken und ihren großen schmutzigen Pieren;

Du kannst das nackte, rohe Straßenleben sehn, kannst die Straße in ihrer unsäglichen Häßlichkeit und Schönheit sehen, und dann fällt Dir ein, daß Du einmal bei Sonnenuntergang diese Straße entlang kamst und all die Farben der Sonne und des Hafens blitzen und glitzern sahst von flüchtig wandelbaren Lichtfetzen, in einem schillerbunten Geweb von Strahlen, die sich auf einen Augenblick prall an der grellen Breitseite eines stolzen, weißen Dampfers brachen.

Und Du fängst an, Deinem Gastgeber zu erzählen, wie das alles war, wie dieser Abend schmeckte, was man da verspüren konnte, und wie erregend ein großer, verlassener Ladepier roch, wie das Licht auf den alten, rostroten, baufälligen Backsteinmauern lag, wie das schwärmende, schillerbunte Geweb von Strahlen sich auf dem Schiffsbug brach. Aber sobald Du zu erzählen anfängst, merkst Du, daß Du nicht, daß Du nie das Gefühl von Zauber, Geheimnis, Frohlocken und wildem Weh wieder einfangen kannst, das Du damals empfandest.

Ja, Schönheit hat es da genug gegeben, zum Herzbrechen genug, zum Verrücktwerden genug und genug

auch, um die Sehnenbänder zu zerreißen, die Dein Lebensgehäuse zusammenhalten. Aber was bleibt da zu sagen? Du erinnerst Dich an all diese Dinge und dann noch an zehntausend andre, aber sobald Du diesem Mann davon zu erzählen anfängst, kannst Du es nicht.

Und so erzählst Du eben vom Leben in Deiner Wohnung, sagst ihm, wie dunkel und heiß Deine Bude im Sommer und wie naßkalt sie im Winter ist, und wie schwer es hält, etwas Gutes zu essen zu kriegen. Du erzählst von jener guten, offenherzigen Frau, die Dir das Zimmer vermietet, von der ›hartgesottnen‹ Ex-reporterin Miß Maude Whittaker, erzählst, was für ein echter und rechter Kerl sie ist, lebensvoll und energisch, eine Frau, die gern trinkt und mit Männern, die gern trinken, glänzend auskommt, ein Mensch, der des Lebens ruppige und finstre Seiten kennt, wie das eben bei Reportern der Fall ist.

Du erzählst davon, wie sie Mörder kurz vor der Hinrichtung interviewt hat, wie sie dazu die Mütter der Mörder ausfragte, wie sie, immer auf der Jagd nach dem aufregenden Bericht, unerwartet auf ankommenden und abfahrenden Dampfern erschien, sich unein-

geladen bei Totenfeiern und Begräbnissen einstellte, wie sie rücksichtslos-zudringlich jede peinliche, ehrliche, schmerzvolle Regung der Menschheit mit Füßen trat, immer auf der Jagd nach dem Zeitungsbericht, – und wie sie bei all dem anständig blieb, diese ungeheuer gute, großmütige und lebensfrohe Person, die überdies eine alte Jungfer, puritanisch bis in die Wurzeln des Wesens, ist.

Du erzählst, daß sie vor ein paar Jahren wahnsinnig wurde und zwei Jahre in einer Heilanstalt zubrachte, daß der Wahnsinn sie gelegentlich noch auf Augenblicke überkommt, Du erzählst, wie Du sie einmal – vor ein paar Monaten nachts beim Heimkommen – auf Deinem Bett fandest: – als Du eintratest, erhob sie sich und begrüßte Dich als ihren großen Traumgeliebten, den Doktor Eustach McNamee, eine nach Namen und Art frei erfundene Gestalt, um die sie sich ein Liebeserlebnis gewoben hatte. Und dann erzählst Du von ihrer phantastischen Familie, ihren drei Schwestern und ihrem Vater, die alle einen Stich vom selben Wahnsinn haben, denen jedoch die Willenskraft, die Lebenstüchtigkeit und die außerordentlichen Fähigkeiten Miß

Maudes fehlen, und Du erzählst, wie sie von ihrem achtzehnten Jahr ab für die ganze Gesellschaft gesorgt hat.

Du erzählst von dem Alten, der Erfinder ist und nichts Rechtes erfindet, erzählst, wie er einen Pfropfenzieher mit Korkanzug erfand, mit dem man keine Flasche entstöpseln kann, ein Sicherheitsschloß, das nicht wieder aufzubringen ist, ein unzerbrechliches Spiegelglas, in dem man sich nicht sieht. Du erzählst, daß er im Vorjahre einhundertzwanzigtausend Dollar erbe; es war das erstemal, daß er Geld in die Hand bekam, und prompt ging er in die Wallstreet und spekulierte an der Börse, und ebenso prompt wurde er um die ganze Summe erleichtert; seine Frau und seine Tochter hatte er damals in den Luxuskabinen eines herrlichen Dampfers nach Europa geschickt, und als sie zurückkommen wollten, kabelte er kühn: »Vorwärts nach Rom, Kinder! Vorwärts! Papa macht Millionen.«

Ja, alles dies und noch tausend andre Sachen dazu könnte ich meinem Gastgeber erzählen von dieser unglaublichen, verrückten, phantastischen Familie, bei der ich in einer kleinen Gasse in Brooklyn wohne, und

außerdem zehntausend Sachen von den Armeniern, Spaniern und Iren in der Nachbarschaft, – Leuten, die wochentags heimkommen und das Radio anstellen, so, daß es ringsum von hundert Dissonanzen schrillt, Leuten, die sich Samstags besaufen und ihre Weiber verprügeln, und aus hundert offenen Fenstern werden dann mit Gelächter und Radau, mit Gekreisch und Flüchen alle intimen Tatbestände des Privatlebens dem Ohr der Öffentlichkeit vernehmlich gemacht.

Ich könnte also erzählen, wie diese Leute raufen, saufen, rauben, morden, huren, stehlen, erpressen, Totschlag begehn und Straßenüberfälle tätigen, – könnte erzählen, wie das alles für sie zum wohlgeordnet regelrechten und anständigen Tageslauf gehört, – und dann erzählen, wie diese selben Leute vor empörtem Schicklichkeitsgefühl aufheulten, sich bei der Polizei beschwerten und uns eine Abordnung ins Haus schickten, als einmal der junge Neffe von Miß Maude, lediglich mit einer Badehose bekleidet, sich auf dem Rasenplätzchen hinterm Haus sonnte.

»Sie hamm 'en nackigen Mann da drauß't!« erklärten die Abgeordneten im Ton des anklägerischen Entsetzens.

Ja, wir, guter Herr, die wir die Ironie so sehr lieben, – wir, der alte Erfinder Whittaker, die »verrückte Maudex«, seine älteste Tochter, meine Hauswirtin also, – (sie brummt, wenn Du 'ne Untertasse zerbrichst und füttert Dich dann mächtig mit einem Mordsfrühstück; dies Jahr hat sie die zwanzig Quadratfuß Rasen vom April bis zum August nachgesät, gehegt und gesprengt, bis das Gras ganz herrlich stand, und dann ließ sie zwanzig magere, schwärzliche, halbnackte Rinnsteinrangen herein, die das Rasenplätzchen zu Sumpfboden stampften, während sie mit dem Schlauch die dreckigen, verschwitzten Kerlchen abspritzte) – wir also, der Alte, seine Töchter und sein Enkelsohn, drei Bankangestellte, ein Karikaturenzeichner, zwei junge Hearst-Journalisten und ich, – wir, guter Herr, die wir 'mal ein Mädchen mit auf die Bude nehmen, uns gelegentlich besaufen, unser sündenvolles und unwürdiges Leben einzugestehen pflegen, die wir Shakespeare, Milton, Whitman, die Bibel und freilich auch den Sportteil der

Tageszeitungen lesen, – wir, jung, töricht, alt, verrückt, bestürzt, so, wie wir sind, – wir, die nie gemordet, geraubt oder einer Frau die Zähne eingeschlagen haben, – wir, die wir mit den Maßstäben der Welt gemessen ziemlich rechtschaffne, gütige und freimütige Leute sind, – wir sind die Parias vom Balcony Square, der wohl so heißt, weil er kein Platz ist, sondern eine enge, kurze Fahrgasse zwischen Häusern, von denen keins einen Balkon hat.

Ja, wir sind die Verdächtigen, die Feinde der Ordnung und der öffentlichen Moral, wir haben unschamloserweise einer offenen, unzulässigen Infamie mitschuldig gemacht, und so kommt es, daß uns leichttadelnde Blicke treffen aus den mißtrauischen Augen unsrer Nachbarn, die als liebende Gatten ihre Weiber prügeln, die mit dem Stolz der Wohlbeleumdeten andern Menschen die Gurgel abschneiden, die sich wacker des ehrsamten Gewerbes von Mord und Straßenraub befleißigen als die sich selbst hochachtenden Staatsbürger, die sie sind.

In meiner Gasse, drei Türen weiter, wurde in jenen Tagen ein Mann ermordet; er lag mit eingeschlagenem

Schädel auf der Stufe vorm Hauseingang; und eines Nachts um zwei Uhr stieg eine betrunke Frau aus einem Auto und schrie ihren Begleiter mit Verwünschungen an, daß es die ganze Nachbarschaft hörte. »Zahl mich, Du Schuft!« gellte es. »Du zahlst mir die drei Dollar, oder ich hol' meinen Mann, daß er sie aus Dir 'rausdrischt!« – »Aber benehmen Se sich doch wie 'ne Lady!« mahnte der Mann in leiserem Ton. »Wenn Se sich nich' wie 'ne Lady benehmen, zahl' ich nicht! Sie müssen sich wie 'ne Lady benehmen!« Mit rührender Ergebenheit bestand er auf guten Umgangsformen. So ging's eine Zeitlang weiter, bis der Mann den Motor anlaufen ließ und wütend davonfuhr. Die Frau blieb auf der Gasse zurück und tobte. Sie kreischte, seufzte, verfluchte aufs gemeinste den Mann, der sie so geprellt hatte, rief die Rächerhand ihres Gatten auf jenen herab. Das tat sie stundenlang, unentwegt, bis schließlich drei ehrgeizige junge Gauner die Gelegenheit wahrnahmen, sie zu überfallen und auszuplündern. Die Burschen liefen vor meinem Fenster vorbei; einer kriegte es mit der Angst zu tun, er wollte sich drücken und erklärte: »Herrje! Ist mir schlecht! Ach so schlecht! Ich

bin nicht aufm Damm! Wartet 'ne Minute! Geht und macht's allein! Ich brauch' 'ne Tasse Kaffee!« Und die andern fauchten ihn wild an: »Hopp! Mitgemacht! Feiger Hund! Vorwärts, oder ich mach' Dich kalt!« Und dann liefen die Drei weiter. Ich hörte den Laut ihrer schnellen, flinken Füße im Dunkel, und vom andern Ende der Gasse kam matt das Geheul der Frau, und dann verstummte es.

Dein Gastgeber ist ganz hungerissen von diesem wüsten Bericht. Er schlägt sich begeistert auf die Stirn und ruft aus: »Groß! Ganz groß! Sie haben Dusel! An Ihrer Stelle wär' ich der glücklichste Mensch von der Welt!«

Du siehst Dich um und sagst nichts.

»Frei sein! Herumgehn und diese Dinge erleben!« fährt er fort. »Unter wirklichen Menschen wohnen! Das Leben sehn, wie es ist, – im Rohzustand! Die wirkliche Sache! Nicht so wie hier ...«, sagt er mit einem gemüdeten Blick auf die ganze schöne, scheinbar unwirkliche Einrichtung, die ihn umgibt. »Und vor allem: – Alleinsein!« ruft er aus.

Du fragst ihn, ob er je allein gewesen ist, ob er weiß, wie die Einsamkeit tut. Du versuchst, ihm davon zu erzählen, aber auch hier kennt er sich aus. Mit einem ironisch-leisen Lächeln Dich und Deine Einwände beiseite schiebend, mit jener blasierten Duldsamkeit, die der Weise für die Jugend hat, seufzt er: »Ich weiß! Ich weiß! Aber wir sind ja alle allein, mein Junge, und schließlich sitzt die wirkliche Einsamkeit doch wohl hier ...« Er tippt sich mit dem Zeigefinger aufs Vorhemd, ein wenig links vom dritten Knöpfchen, auf jene Stelle, wo aller Annahme nach sein Herz sitzt. »Aber Sie! Frei, jung, ungebunden! Die ganze Welt steht Ihnen offen! Sie haben ein feines Leben! Was in Gottes Namen könnte ein Mann außerdem begehren?«

Nun, was bleibt da zu sagen? Auf eine kleine Weile pocht Dir der Puls heftig in den Schläfen; eine hitzige Antwort, scharf und bitter, liegt Dir auf der Zunge; Du wirst gewahr, daß Du Deinem Gastgeber allerhand erwidern könntest. Du könntest ihm ohne Ziererei und Zimperlichkeit erklären, daß es einen höllischen Haufen Sachen gibt, die ein Mensch außerdem begehrt –: gutes Essen und herrliche Gefährten, ein behagliches

Heim und Daseinssicherheit und leichte Tage, eine lebenswerte Frau wie diese, die da jetzt neben Deinem Gastgeber sitzt, und ein Ende der Einsamkeit. Aber was bleibt da zu sagen?

Du bist, der Du bist; Du weißt, was Du weißt; und es gibt keine Worte für die Einsamkeit, die schwarze, bittere, schmerzliche Einsamkeit, die nachts an den Wurzeln der Stille nagt.

Also: was bleibt da zu sagen? Es hat genug Leben gegeben, genug Kraft und Größe und Freude, und es hat auch genug Schönheit gegeben, und, Gott weiß es, genug Trübes und Schmutz und Elend und Irrsinn und Verzweiflung, genug Mörderisches und Grausames und Haß ... und Einsamkeit genug, daß es Dir die Eingeweide mit dem Stoff des grauen Entsetzens füllte und Dir der harte, herbe Geschmack der Verlassenheit wie eine Kruste um die Lippen zog.

Und oh! Es hat genug Zeit gegeben, selbst in Brooklyn gibt es genug Zeit, genug fremde Zeit, dunkle geheime Zeit, genug dunkle, millionengesichtige Zeit, die immer an Dir vorbeifließt wie ein Strom, ja, selbst in

den Kellertiefen in Brooklyn gibt's genug Zeit, aber wenn Du versuchst, dem Mann davon zu erzählen, kannst Du es nicht, denn: – was bleibt da zu sagen?

Plötzlich fällt Dir ein, wie das tragische Abendlicht auf die große, rostige Erdenschungel fällt, die Brooklyn heißt, und auf all die Menschengesichter mit toten Augen und talggrauem Fleisch, und wie selbst in Brooklyn die Leute an der Schwelle des Abends lehnen in diesem traurig-gedämpften Licht. Und Dir fällt ein Zwiesgespräch ein. Eines Abends lagst Du auf der Kautsch in Deiner kühlen Kellertiefe in Brooklyn und lauschtest hinaus, den Abendlauten und dem ersterbenden Vogelsang in Deinem Baum; und da wurden zwei Fenster aufgestoßen, und Du hörtest zwei Stimmen, einen Mann und eine Frau, die in diesem sanften, tragischen Licht miteinander sprachen. Und heimsucherisch wie der Kehrreim eines alten Lieds kommen Dir die Worte ins Gedächtnis zurück, so, wie sie damals in Brooklyn zu hören waren und verlorengingen.

»Sie müssen weggewesen sein«, sagte die eine Stimme in jenem traurigen Licht.

»Ja, weggewesen. Bin grad zurückgekommen«, sagte die andre.

»Ja? Hab mir's schon gedacht, Sie müssen wegge-
wesen sein«, sagte die erste Stimme wieder.

»Ja, weg auf Urlaub. Grad zurückgekommen.«

»O ja? Genau das hab' ich mir gedacht. Erst vorgestern dacht ich, daß ich Sie seit einiger Zeit nicht gesehen hab'. ›Sie wird wohl wegsein‹, hab' ich mir gesagt.«

Und dann wurde es auf Sekunden still, – still bis auf den ersterbenden Vogelsang, Stimmen auf der Straße, matte Laute und Rufe und zerschelltes Geschrei und ein abendlich gedämpftes, fernes und ungeheures Rausen in der Luft.

»Nun, und was gibt's Neues, seit ich weggewesen bin?« erkundigte sich ruhig die eine Stimme im sanften, sanften, tragischen Licht. »Ist was losgewesen, derweil ich weg war?«

»Nöh, 's ist nichts losgewesen«, erwiderte die andre Stimme. »Ungefähr so wie immer, Sie wissen ja ...«

Schwerfällig wird die Vorstellungsfähigkeit in den Raum eingeladen, den die Sprachunbeholfenheit so schmerzlich freilässt.

»Ja, ich weiß«, erklärte ruhig-resigniert die andre Stimme. Und dann ward es still in Brooklyn.

»Pater Grogan ist gestorben; da müssen Sie wohl weggewesen sein.«

»O ja?« erwidert ruhig teilnahmsvoll die andre Stimme.

»Ja.«

Und auf einen Augenblick ward es abwartend still.

»Sagen Sie, das ist aber schlimm, nicht wahr?« sagt die ruhige Stimme mit trostlosem Bedauern.

»Ja. Er starb am Sonnabend. Freitag nacht noch ist er ganz gesund heimgegangen.«

»O ja?«

»Ja.«

Und auf einen Augenblick schwang das Gespräch ein in eine starke Stille.

»Herrje, das war arg, nich' wahr?«

»Ja. Er ist am folgenden Tag um zehn Uhr gefunden worden. Sie sind in seine Wohnung eingedrungen, um nachzusehn, und da lag er der Länge nach auf 'm Fußboden im Badezimmer.«

»O ja?«

»Ja. So ham se ihn gefunden.«

Und auf einen Augenblick schwangen die Stimmen ein in eine in der Schwebel gehaltne Stille.

»Herrje, das is' aber arg schlimm ... Da muß ich wohl weggewesen sein, als das geschah.«

»Ja. Sie müssen weggewesen sein.«

»Ja. So war's wohl, ich muß weggewesen sein. Sonst hätt' ich's sicher gehört. Ich war weg.«

»Also, Wiedersehn, Kleine! ... Wiedersehn!«

»Also, Wiedersehn.«

Ein Fenster wurde zugemacht, und dann war es still. Abend war es, und es waren ferne Laute und zerschelltes Geschrei in Brooklyn, in Brooklyn, in der

formlosen, rostigen, unermesslichen Wildnis des Lebens.

Und nun welkt das Abendrot auf den alten, rostigen Rotbacksteinhäusern, und Stimmen wehn in der Luft, und irgendwoher kommt Musik, und wir liegen in unsern Kellertiefen und sind blinde Kleinstteilchen, graue Einzelteilchen ohne Stimme in der menschenbeschwärmten Ödnis der Erde, und unser Ruhm ist verloren, unsre Namen sind vergessen, und unsre Kraft ist von uns genommen worden wie Erz aus den Bergwerken der Erde, und wir liegen da, und es ist Abend, und der Strom zieht dahin ... und die dunkle Zeit zehrt wie ein Geier an unsren Eingeweiden, und wir wissen, daß wir verloren sind, und wir können uns nicht regen ... und dort sind Schiffe! Dort sind Schiffe! ... Und Herrgott! – Wir alle sterben in der Dunkelheit! ... Und ›Sie müssen weggewesen sein‹ ... ›Sie müssen weggewesen sein‹ ...

Und das ist ein Augenblick der dunklen Zeit; das ist eins von den dunklen Gesichtern der fremden, millionengesichtigen Zeit.

Tod, der stolze Bruder

Das Antlitz der Nacht, das Herz der Dunkelheit, das Zünglein der Flamme – alles, was unterm Schicksalsgesetz der Nacht west, wirkt und sich regt, hatte ich kennengelernt. Ich war der Nacht Kind, einer von ihren zahlreichen Söhnen, und ich wußte um alles, was die Herzen derer bewegt, die die Nacht lieben. Solchen Leuten war ich an tausend Orten begegnet, und nichts, was sie je taten oder sagten, war mir fremd, und schon als Junge, als ich Zeitungsausträger an einem Morgenblatt war, hatte ich sie auf Kleinstadtstraßen erlebt, diese sonderbare und einsame Gesellschaft der nächtlichen Streuner. Manchmal waren sie allein, manchmal zu zweit oder zu dritt, und immer gingen sie in den Mittwachen der Nacht auf dem leeren Pflaster öder Straußen, hielten sie inne vor den gräßlich wächsernen Schaufenster-Puppen der Kleiderläden, blieben sie im harten, grellen Licht der zwiebelbündligen Laternen

stehn, strichen sie an hundert verdunkelten Läden vorbei, traten sie schließlich in irgendein kleines Lokal, um Schnute, Lipp' und fahle Wang' in die fleckige Tiefe eines Kaffeekumpens zu stecken und in aller Ruhe zu quasseln und zu klöhnen, oder aber die graue Asche der Zeit stumpfsinnig-schweigsam verrinnen zu lassen.

Traumhaft fremd kamen mir diese Leute, kamen mir ihre Gesichter, kam mir ihr rastloses Streunen, das mir damals selbstverständlich vorgekommen war und keine Fragen ausgelöst hatte, nun ins Gedächtnis zurück. Was hatten sie wohl gewollt, was zu finden gehofft, als sie an tausend Türen und Toren in jenen öden, kleinen, winterlichen Städtchen vorüberstrichen?

Ihr Hoffen, ihr wilder Glaube, das dunkle Lied, das die Nacht in ihnen sang, jenes Etwas, das im Dunkel lebte und webte, während die Menschen schliefen, das heimlich, frohlockend und sieghaft überall im ganzen Lande geschah, – das alles stand mir im Herzen geschrieben. Nicht in der Reinheit und Süße des ersten Morgenglanzes und all seiner kühnen und eindringlichen Offenbarungsglorie, nicht im tätig-tüchtigen,

schlichten Licht des Vormittags, nicht im Mittag der Maisfelder, wenn die Halmschäfte stumm stehen, noch auch um drei Uhr nachmittags im schläfernden Gessum und Grillengestichel auf den Fluren oder im sonderbar zaubrischen Gold und Grün des lyrisch wilden Waldlands, selbst nicht auf Fluren, die stumm des Tages letzte Hitze und Heftigkeit ausatmend in die unergründliche Tiefe und brütende Stille der Dämmerung sanken, – so tapfer und herrlich diese Stunden und Stimmungen auch gewesen waren, sie waren es nicht, in denen ich das Mysterium, die Größe und die unsterbliche Schönheit Amerikas erfühlt und gefunden hatte.

Ich hatte das dunkle Land im Herzen der Nacht, der dunklen, stolzen, geheimnisvollen Nacht gefunden; das unermessliche und einsame Land lebte für mich im Gehirn der Nacht. Dann sah ich es vor mir hingebreitet mit seinen Ebenen, Strömen und Gebirgen, in seiner ganzen dunklen und unsterblichen Schönheit, seiner ganzen Weite und ungeheuren Entfaltungsfreudigkeit, seiner ganzen Einsamkeit, Wüstheit und Schreckhaftigkeit, seiner maßlosen und erlesnen Fruchtbarkeit,

und mein Herz ward eins mit den Herzen aller, die die fremde, wilde Musik dieser Ebenen, Ströme und Gebirge vernahmen, und erfüllt von unbekanntem Harmonien und tausend wilden und geheimen Zungen, die frohlockend und furchtbar von der wilden Erde, von Triumph und Entdeckung, die fremd und bitter wahr-sagend von Liebe und Tod redeten und sangen.

Denn da lebte etwas im nächtigen Lande, da wogte etwas Dunkles flutend durch die Herzen der Menschen. Wild, seltsam, mit seinem Jubel über die unermessliche, schlafende Erde hinschwellend, hatte es in tausend Nachtwachen zu mir gesprochen, und alles, was seine dunklen und geheimen Zungen gesagt hatten, stand mir im Herzen geschrieben. Mit der rhythmischen Gehaltenheit mächtiger Fittiche war es über mir aufgerauscht, im rasenden Geheul des Winterwinds war es mit dämonisch-ekstatischem Geschrei über mich hinweggesaust wie Kugeln, aus den dumpf-weichen Himmeln der Schneeluft war es mit leiser Benommenheit in dunkel andrängenden, wildfreudigen Vorahnungen über mich gekommen, und dunkel, wild und heimlich hatte es überm stillen Lande gebrütet

und überm erschütternden, dynamischen Schweigen der Weltstadt gehangen, verstummt zwar in den Millionen Schlafzellen, aber immerdar nächtig bebend im fernen, mächtigen Murmellaut der Zeit.

Durch mein Wissen und Leben gehörte ich mit unzweifelhafter Gewißheit zur großen Gesellschaft derer, die bei Nacht leben, um das Mysterium der Nacht wissen und die Nacht lieben. Alles, was diese Leute freut, plagt und erregt, freute, plagte und erregte auch mich. Mit allem, was nachts auf Erden geschieht, hatte ich Bekanntschaft gemacht, und schließlich auch nachts jene drei Gefährten kennengelernt, mit denen ich meines Lebens besten Teil zubrachte, – den stolzen Tod und dessen Geschwister, die strenge Einsamkeit und den großen Schlaf. Nachts in aller Schlafstille der Erde hatte ich als ihr Freund mit der Einsamkeit gelebt, gearbeitet und geschafft, und tausendmal hatte ich in Schlafgesichter geblickt und die dunklen Schlafrosse anrücken hören. Und in dunklen Mittwachen der Nacht hatte ich meinen Bruder und meinen Vater sterben sehen und die Gestalt des stolzen Todes beim Eintreten erkannt und geliebt.

Dreimal bereits hatte ich das Antlitz des Todes in der Weltstadt gesehen, und nun in jenem Frühling sollte ich es noch einmal sehen. Eines Nachts – es war eine kaleidoskopische Nacht von Wahnsinn, Trunkenheit und Wut, wie ich sie damals oft durchlebte, eine Nacht, in der ich auf der großen Straße der Dunkelheit von Licht zu Licht, von Mitternacht bis zum Morgen, herumlief, – sah ich einen Mann in der New-Yorker Untergrundbahn sterben.

Der Mann starb so ruhig, daß wir Zuschauer es zunächst gar nicht wahrhaben wollten, daß er tot war, so ruhig, daß sein Tod nur ein augenblickliches und stilles Aufhören der Lebensbewegung war und so friedlich und natürlich eintrat, daß wir alle mit faszinierten, ungläubigen Augen hinstarrten und das Antlitz des Todes zwar gleich mit jenem furchtbaren Erkenntnisschauder erkannten, der uns sagte, wir hätten den Tod schon von jeher gekannt, aber doch in unsrer Bestürztheit und Verängstigung nicht zugeben wollten, daß es der Tod war, den wir da miterlebten. Und obschon ich den Großstadttod schon dreimal furchtbar und gewalthaft hatte kommen sehen, war es gerade dieser stille Tod,

der sich mir endgültig ins Gedächtnis prägte mit einem Schrecken, einer Majestät und einer Größe, die die drei andern Todesfälle nicht gehabt hatten.

Der erste dieser Todesfälle, der nun bereits vier Jahre zurücklag, hatte sich im April meines ersten New-Yorker Jahres ereignet, und zwar an einer Straßenecke im schmierig-trüben, überschwärmten Upper-East-Side-District, und in der Art, wie er sich zutrug, war etwas Erbarmungsloses, Zufälliges und Gleichgültiges, etwas, das bei weitem furchtbarer war, als es berechnete und absichtliche Grausamkeit je sein kann, etwas, das jäh und gräßlich durch die glänzende Luft, durch all die Freudigkeit und den Zauber der Jahreszeit hindurch und in die Menschen hineinfuhr und allen Frohsinn, alle Hoffnung in den Herzen derer, die den Tod miterlebten, auslöschte.

Ich kam eine dieser trüben Querstraßen im oberen East-Side-District entlang, – eine Straße, in der noch allenthalben mit ihren unschönen, kantigen Schauseiten jene alten Braunsandsteinhäuser stehn, die einst zweifellos Heime wohlhabiger Leute waren, nun aber vom Rost, Ruß und Schmutz vieler Jahre geschwärzt

sind. Im ganzen Viertel brodelte und trubelte es von heftigem, unordentlichem Leben, dem Auf- und Abschwall eines Stroms von dunkelhäutigen, dunkeläugigen Menschen fremder Zunge, eines Stroms von Zahl- und Namenlosen, deren Gehaben jene verflüssigte, flutgezeitenartige, schwarmhafte Gelöstheit hatte, die den Völkern dunklen Bluts und dunkler Rasse eignet, so, daß das hager-genaue, einzelgängerische und strenge Gebahren, wie es Menschen nordischer Art auszeichnet, wie etwas Einsames, Kleines, kläglich und doch großartig auf sich selbst Gestelltes beim Anprall dieser dunklen Gezeitenwoge augenblicklich zerschellt, denn augenblicklich offenbart er sich, der zahl- und alterslose Menschenschwarm der Erde, in seinem ganzen, bodenlosen Grauen, und er sucht einen später im Traum heim, selbst wenn man nur ein halbes Dutzend dieser dunklen Gesichter auf einer Straße gesehen hat.

Dort, wo die beschwärmte Querstraße auf eine jener großen, schmutzigen Hauptverkehrsadern trifft, die New York der Länge nach durchziehen, vom Hochbahnstrang verdunkelt und stets vom heftig-wüsten

Hochbahnverkehr belärmt, so, daß nicht nur das durch das rostige Gerüst aus Eisenfeilern und -streben fallende Licht, sondern auch aller Verkehr auf den Bürgersteigen und dem Fahrdamm einem harsch und gehetzt, bedrückt und gewaltsam, bestürzt und verworren vorkommt, – dort, an so einer Ecke kam der Mensch ums Leben. Er war Italiener, ein Mann in mittleren Jahren, und besaß so einen windigen Restaurationskarren, für den er dort am Rinnstein einen Standplatz hatte. Was er feilbot, eine schäbige Auswahl, waren allerlei Zigaretten, Zuckerzeug und in Flaschen abgefüllte, alkoholfreie Getränke; ferner Orangeade, aus einer großen, fettig aussehenden, in einen verdällerten Zapfbehälter aus weißem Emaille gestürzten Flasche; schließlich verschiedene Gerichte, vor allem Würstchen und Spaghetti, die in ein paar Töpfen auf einem kleinen Petroleumherd ständig warm gehalten wurden.

Gerade als ich die diesem Verkaufsstand gegenüberliegende Straßenecke erreichte, ereignete sich der Unfall. Nach Norden und Süden, unter der Hochbahnanlage hin, brüllte der Fahrverkehr. Im gleichen Augenblick kam ein ungeheurer gedeckter Lastkraftwagen –

eins von diesen mächtigen und schwerfälligen Fahrzeugen, die an große Lokomotiven erinnern, die die kleineren Maschinen auf dem Fahrdamm geradezu zu verschlingen und die Straßenbreite vollständig einzunehmen scheinen, so, daß man sich immer wieder über die Genauigkeit und Gewandtheit der Chauffeure wundert, die sie fahren können – unter der Hochbahnanlage herangedonnert. Um einen bedeutend kleineren Lastwagen zu überholen, bog das riesige Fahrzeug aus und fuhr vor, im Vorbeifahren streifte es an und versetzte dem kleinen Lastwagen einen Stoß von so furchtbarer Wucht, daß dieser krachend zur Seite – über den Rinnstein auf den Bürgersteig, auf den Restaurationskarren zu – geschleudert wurde. Der Karren wurde vollständig zertrümmert, der Lastwagen überschlug sich über ihn hin und blieb, ein eingedrücktes Wrack aus zerschmettertem Glas und verbognem Stahl, ein Stück weiter weg liegen.

Durch ein Wunder des Zufalls kam der Lastkraftfahrer heil davon, aber der kleine italienische Händler wurde so schwer verletzt, daß er überhaupt nicht mehr zu erkennen war. Als der Lastwagen auf ihn her-

einkrachte, schoß ihm jäh eine hellrote Blutfontäne aus dem Kopf, – unglaublich, daß so ein kleiner Mann solche Springbrunnen Blutes im Körper haben konnte, – und binnen weniger Minuten, ehe noch der Ambulanzwagen eintraf, starb der Mann dort auf dem Bürgersteig.

Lärmende Menschen mit dunklen Gesichtern, eine ganze Menge, scharten sich sofort um den Sterbenden, und Polizisten, eine erstaunliche Anzahl, waren sofort zur Stelle. Sie drängten die aufgeregten Leute ab, schoben und schubsten sie zurück, fluchten und wurden handgreiflich, drohten mit dem Knüttel und befahlen barsch:

»Weitergehn, da! Keinen Auflauf machen! Weitergehn soll'n Se! Hab'n Se verstanden?!« ... »Wo woll'n Sie denn hin?!« fauchte einer plötzlich, packte einen Mann an den Rockaufschlägen, hob ihn hoch und schnickte ihn in die Menge zurück, als wäre er ein Stück Kot ... »Weitergehn, da! Weitergehn! Keinen Auflauf machen! Schauen Se, daß Se weiterkommen, verstanden?!«

Andre Polizisten hatten derweil den Sterbenden vom Fahrdamm auf den Bürgersteig gehoben, sie bildeten einen Kreis um ihn, um den andrängenden Pöbel zurückzuhalten. Und dann traf der Ambulanzwagen ein. Der Mann aber war schon tot. Die Leiche wurde mitgenommen. Mit Stößen, Püffen, Drohungen, ganz so, als hätten sie eine Herde dumpfen, störrischen Viehs vor sich, trieben die Polizisten die Menge zurück, bis schließlich die ganze Unfallstelle von Neugierigen frei war.

Damit der Fahrdamm wieder für den unaufhörlich anbrausenden Verkehr freigegeben werden konnte, machten sich zwei Polizisten ans Reinemachen. Sie schleiften den zertrümmerten Restaurationskarren zum Rinnstein, lasen das Zubehör auf – Küsten und Kästchen, zerbrochnes Geschirr und zerscherbte Gläser, billige Eßbestecke und schließlich auch die blechernen Spaghettitöpfe – und warfen es auf den Trümmerhaufen. Spaghetti, Schädel splitter und das Hirn des Toten lagen zu einem gräßlichen Blutfladen vermengt auf dem Asphalt. Einer von den Polizisten guckte sich den Fladen einen Augenblick an. Vorsichtig setzte er

die Zehenspitze seines dicken Stiefels gegen die weiche Masse, so, als wolle er sie beiseite schieben, dann aber wandte er sich ab, sein rohes, rotes Gesicht verzog sich zu einer Fratze. »Jesus!« sagte er.

In diesem Augenblick kam aus einer düstern kleinen Schneiderwerkstatt ein kleiner Mann mit einem Eimer Wasser; ein Jude war es mit grauem Gesicht, großer Nase und fettigem, rückwärtswüchsigem Ringelhaar über einer zerquälten, fliehenden Stirn, und er lief schnell, vor Aufregung keuchend, mit komischen, o-beinigen Bewegungen über den Bürgersteig auf den Fahrdamm, goß das Wasser auf den blutigen Fladen und rannte dann ebenso schnell wieder in die Werkstatt zurück. Und dann kam aus einem andern Laden ein Mann mit einem Kübel Sägemehl, das er auf die blutbesudelte Straße streute, bis alle Lachen bedeckt waren. Schließlich war nichts mehr zu sehen außer dem Wrack des Lastwagens und dem Trümmerhaufen des Restaurationskarrens, zwei Polizisten, die, Notizbuch in der Hand, den Unfall besprachen, ein paar Leuten, die mit dumpfen, gebannten Augen ein paar Blut-spritzer auf dem Bürgersteig anstierten, und kleinen

Gruppen von Menschen, die an der Straßenecke standen und in leisen und erregten Tönen Unterhaltungen führten, die etwa so begannen: –

»Aber sicher hab ich's gesehn! Ich sag Ihnen doch, daß ich's gesehn hab! Zwei Minuten zuvor hab ich noch mit ihm gesprochen. Ich hab das Ganze mit angesehen, ich stand ja keine fünf Schritt weiter weg, als er getroffen wurde!« – worauf dann der blutige Augenblick lebhaft wieder heraufbeschworen und mit einem uner sättlichen, zehrenden Hunger bis ins Kleinste erörtert wurde.

So war es, so erlebte ich zum erstenmal den Tod in der Großstadt. Später, als der Anblick von Blut und Hirn und des gräßlich zugerichteten Menschen meinem Gedächtnis fast entfallen war, erinnerte ich mich mit aller Lebhaftigkeit noch an die verdällerten, blutbesudelten Blechtöpfe, – ich sah sie deutlich auf dem Asphalt liegen, sah, wie der Polizist sie aufhob und auf den Trümmerhaufen warf, – und mich dünkte dann, diese trübseligen, leblosen Töpfe wären imstand, mit hohem Pathos die ganze Geschichte eines Lebens in mir aufzurufen, die Wärme und Güte und lächelnde

Freundlichkeit jenes Mannes, den ich so oft an seinem Karrenstand gesehn hatte, und dazu auch das kläglich kleine Geschäftsunternehmen, in dem er kümmerlich dürftig, aber ständig hoffnungsvoll und redlich beflissen sein Bestes getan hatte, um hier, unterm Himmel der Fremde, im Herzen der ungeheuren, gleichgültigen Weltstadt, für all seine bittere Müh und geduldige Stetigkeit einen kleinen Lohn zu erringen, – bescheidnes, leuchtendes Ziel, – die Zuflucht, die ihm jene Sicherheit, Freiheit und Ruhe verhieß, um die sich alle Menschen auf Erden leidlich plagten.

Und der ungeheure Gleichmut, mit der die riesenhafte, furchtbare Weltstadt dieses kleine Dasein ausgelöscht und die leuchtende Luft und die Herrlichkeit des Tags mit Blut getränkt hatte, dazu die ungeheure und beiläufige Ironie des Zuschlags, – das große gedeckte Lastfahrzeug nämlich, das den kleineren Wagen aus der Bahn geschleudert und so den Italiener getötet hatte, war weitergedonnert und verschwunden, vielleicht ohne daß der Fahrer überhaupt gewahr geworden war, was sich zugetragen hatte, – das alles wurde in seiner Betrüblichkeit, seinem Pathos und seiner

maßlosen Gleichgültigkeit in mir aufgerufen durch die Erinnerung an ein paar verdällerte Kochtöpfe. Und dies also war meine erste Begegnung mit dem Großstadttod.

Bei meiner zweiten Begegnung mit ihm war es Nacht und Winter, und er war ganz anders gekommen.

Etwa um die Mitte einer still- und bitterkalten Februarnacht, als der Mond kalt und grell im weißlichen Blauglast des Frosthimmels stand, hatte sich auf dem Bürgersteig einer jener verwirrenden, kantigen Straßen, die in der Nähe des Sheridan Square auf die Seventh Avenue stoßen, eine Gruppe fröstelnder Leute zusammengeschart. Die Leute standen vor einem unvollendeten Neubau, dessen Schauseite roh und leer im harschen, braunfahlen Licht ein paar Schritte hinter ihnen auffragte. Der Wachmann, der nachts auf den Neubau aufzupassen hatte, hatte sich in der Gosse in einem rostigen Ascheneimer ein Feuer angemacht, und dieses Feuer peitschte und loderte mit knatternden Flammen in der Frostluft, und von Zeit zu Zeit traten Leute aus der Gruppe nahe an es heran, um sich die Hände zu wärmen.

Auf dem eisigen Asphalt vor dem Neubau lag ein Mann. Der Mann lag ausgestreckt auf dem Rücken, und neben ihm kniete ein Assistenzarzt vom Hospital, der die Tuben eines Stethoskops in den Ohren stecken hatte, und ging mit dem Instrument von einer Stelle zur andern über die mächtige, entblößte Brust des Liegenden. Ein Ambulanzwagen, dessen Motor leise und schwach, – ein wenig unheimlich – pochte, war am Rinnstein vorgefahren. Der Mann auf dem Asphalt war ungefähr vierzig; er hatte die schwerfällig wuchtige Gestalt und das rohzügige, kräftige Gesicht des berufsmäßigen Landstreichers. Es war, als hätte die ganze wüste Gewalttätigkeit von Wetter, Armut und körperlicher Entbehrung mit ehernem Stempel in langen Jahren der Wanderschaft diesem narbigen, knorrigem Gesicht ihre Wahrzeichen aufgeprägt, denn nun hatten die Züge dieses Manns eine gewissermaßen epische Brutalität, und was da geschrieben stand und deutlich zu lesen war, war eine Legende von einsam-machenden und furchtbaren Entfernungen, von stampfenden Rädern auf gleißenden Schienen, von Rost und Stahl

und blutiger Rauferei, eine Legende von der wilden und wüsten Erde Amerikas.

Der Mann lag auf dem Rücken, still und fest wie ein Fels lag er da; die Augen hatte er geschlossen; das grobzügige, kräftige Gesicht war in der starr-stumpfen Gehaltenheit des Todes gen Himmel gerichtet. Er lebte noch, aber auf der einen Seite des Gesichts hatte er eine furchtbare, klaffende Wunde. Betrunknen und beinahe blind von jenem billigen Alkohol, der ›Smoke‹ heißt, war er in den Neubau geraten, war über einen Stapel Eisenbalken gestürzt und hatte sich beim Sturz die Schläfe eingeschlagen. Das schwarze Gesicker aus der Wunde war ihm über die eine Gesichtshälfte gelaufen und hatte eine kleine Lache auf dem Asphalt gemacht; aber der Mann blutete nun kaum noch, denn in der Frostluft gerann das Blut schnell.

Der Schmutzfetzen von einem Hemd, das der Mann anhatte, war aufgerissen worden, und der mächtige Brustkasten schien mit der gleichen stumpf-starren Unbeweglichkeit herausgewölbt. Von einem Atemgang war nichts zu merken; der Mann lag da wie aus Fels gehauen, aber eine dumpfe, hitzige, ungesund wirkende

Röte brannte noch auf dem breiten, schweren Gesicht, und noch zu Fäusten geballt lagen die Hände an den Seiten. Der alte Hut war ihm vom Kopf gefallen, man sah die große Glatze, und diese Glatze mit dem dünnen, fransigen Haarkranz war es, die abschließend endgültig und auf eine irgendwie furchtbare Art dem starken, rohen Gesicht dieses Menschen das Gepräge von Macht und Würde verlieh; es war etwas wie jener Ausdruck von Stärke, Anstand und Strenge auf den Gesichtern der Männer, die im Zirkus am Trapez die Schwerarbeit leisten, denn diese Männer haben ja gewöhnlich auch Glatzen.

Von den Leuten, die um den Mann herumstanden, zeigte niemand irgendeine Gemütsbewegung. Sie standen einfach da und sahen den Mann mit gespannter und dennoch gleichgültiger Neugier an, ganz so, als ob der Tod dieses Vagabunden für sie etwas Beiläufiges, Vorausgesagtes darstelle, das ihnen nun so natürlich vorkäme, daß sie weder Überraschung, noch Mitleid, noch Bedauern empfinden könnten. Ein Mann wandte sich an einen andern, der neben ihm stand, und versicherte diesem ruhig, aber bestimmt und leise grinsend:

»Na also, das ist immer das End vom Lied mit diesen Stromern. Über kurz oder lang kommen se alle auf so 'ne Weise um. Ist mir noch nie zu Ohren gekommen, daß es mal anders gewesen war.«

Derweilen ging der junge Arzt ruhig und bedacht-sam, aber gleichgültig mit dem Stethoskop von einer Stelle zur andern über die Brust des Liegenden und horchte. Ein Polizist mit einem dunklen, schweren Gesicht, das blatternarbig, versorgt und brutal war, stand hinter dem Arzt. Der Polizist sah dem Auftritt ruhig zu, ließ leise seinen Knüttel schwingen und schob gemächlich ein Kaugummiknöllchen im Mund herum. Mehrere Männer, darunter der Nachtwachmann und der Zeitungsverkäufer von der nächsten Straßenecke, standen stumm da und starrten. Und schließlich waren da auch ein junger Mann und ein Mädchen. Die beiden waren gut angezogen, und etwas Unverschämtes, Nacktes, Häßliches in Rede und Gehaben zeichnete sie, nach Stand, Wohlstand und Bildungsgrad gesehn, vor den übrigen Zuschauern aus und besagte, daß sie etwas Besseres wären, also junge Leute, die auf ein Col-lege gegangen waren, oder Müßiggänger aus angesehen-

nen New Yorker Familien oder etwa Maler, Schriftsteller oder Theaterkünstler aus dem Greenwich-Village-Viertel, – kurz, ›moderne Jugend der Nachkriegsgeneration.<

Auch diese beiden sahen auf den Mann auf dem Asphalt herunter, sie betrachteten ihn mit jener Neugier, mit der man ein sterbendes Tier betrachtet, aber mit weniger Mitleid; sie lachten, schwatzten, witzelten miteinander mit einer so widerlichen und verächtlichen Hartherzigkeit, daß ich ihnen am liebsten in die Fresse gehauen hätte. Die beiden hatten zwar getrunken, aber betrunken waren sie nicht, und etwas Hartes und Häßliches brannte nackt in ihnen, und doch, – es war dies kein gezwungnes und beabsichtigtes, sondern einfach ein hartblickendes, in der Arroganz geschultes Wesen, eine trockne, falsche, eingebildete Art der Gebärdung, die da wie ein Lebensstil vorgetragen wurde. Die beiden hatten eine erstaunlich literaturmäßige Wirklichkeit, ganz so, als wären sie fix und fertig aus den Seiten eines Buchs herausgetreten, ganz so, als gehörten sie tatsächlich einer schnöden, auf Erden zuvor unbekanntem Jugend an, einer neuen Rasse, einem har-

ten, brachen, heillosen Geschlecht greller, dürrer Geschöpfe, die sich die für sie vollkommen unzeitgemäßen Organe verkehrter Gefühligkeit, die uralten Eingeweide, in denen sich von je des Menschen Mitleid, Kummer und wilder Freudenüberschwang regen, hätten herausnehmen lassen, Geschöpfe, die es störrisch vorzögen, eine mit Bitternis und Gehässigkeit geladene Luft zu atmen und sich fatalistisch spröde, anmaßend und stolz an die eigne Daseinsverlassenheit zu klammern.

Die Unterhaltung der beiden hatte etwas Heimliches, Süßtuerisches, Geziertes; sie stak voll von schnellen Anspielungen, wendigem Geschnackel und versteckten Feinheiten, deren Sinn einzig von diesen beiden Eingeweihten verstanden werden konnte, und außerdem war sie gespickt mit den Handelsmarkenwörtern des rauh-schlichten Umgangstons, der damals bei Leuten dieser Art in Gunst stand, Bezeichnungen wie »toll«, »ganz groß«, »ei fein«, »schlichthin wunderbar.«

»Wo können wir noch hin?« fragte das Mädchen den jungen Mann. »Bei Louie wird zu sein. Er schließt, glaub ich, um zehn.«

Das Mädchen war hübsch, hatte eine gute Figur, aber Gesicht und Körper hatten weder Kurve noch Fülle. Körper, Herz und Seele, es war keine Reife an diesem Mädchen, es war ein Wesen mager an Brust, hart, unfruchtbar, selbstsüchtig.

»Wenn schon«, sagte der junge Mann. »Gehn wir eben nebenan zu Steve. Hat die ganze Nacht auf.« Sein Gesicht war dunkel und unverschämt, die Augen waren flüssig, der Mund war weich, schwach, verwöhnt, anmaßend und verderbt. Beim Lachen kamen Kullerbläschen in die Stimme, und das Lachen klang lose, höhnisch, auf üble Art selbstsicher.

»Ei fein!« sagte das Mädchen mit seiner nackten Stimme. »Würde mir Spaß machen, hinzugehn. Laß uns noch ein paar Leute aufreiben! Wer, meinst Du, war mit von der Partie? Ob Bob und Mary zu erreichen sind?«

»Bob vielleicht, Mary kaum«, sagte der junge Mann, sich geschickt unschuldig stellend.

»Nei-in! Was Du nicht sagst!« rief das Mädchen aus, gewandt das Nichtglaubenkönnen mimend. »Sie wird doch nicht etwa? Meinst Du? ...« Und hier wurden die Stimmen leise, begierig, schlau, die beiden lachten, und schließlich war der junge Mann wieder zu vernehmen, der, weiche Kullerbläschen in der Stimme, sagte:

»Oh, weiß nicht. Wieder so 'ne Sache. Soll in den besten Familien vorkommen, weißt Du.«

»Nein«, rief das Mädchen mit einem kleinen Quietschlachen des Nichtglaubenkönnens. »Weißt Du, das dann doch nicht! Dazu nach all dem, was sie über ihn gesagt hat! ... Ei, das ist ja schlichthin – unbezahlbar!« Und dann, ganz langsam, vor sich hingesagt: »Oh, das ist aber einfach ganz groß!« Und dann schnell ausgerufen: »Ich würde alles drum geben, wenn ich Bobs Gesicht sehn könnte, wenn er dahinter kommt!« Dann lachten und tuschelten die beiden verständnisinnig miteinander, und dann, nach einem kleinen, herausge-

stoßnen, ungläubigen Lachlaut, rief das Mädchen wieder aus:

»Zu schön, um wahr zu sein! Oh, weißt Du, das ist ja ganz wunderbar!« Und dann kam, ganz schnell, ungeduldig hinzugesetzt die Frage:

»Also wen können wir noch auftreiben? Wen sonst?«

»Weiß nicht«, sagte der junge Mann. »Schon ziemlich spät geworden. Weiß nicht, wen wir noch auf tun könnten, es sei denn –« Der weiche, dunkle Mund begann zu lächeln, die Lachbläschen kullerten in der Kehle, als der junge Mann mit einem Nicken auf den Mann auf dem Asphalt deutete. »– es sei denn, Du fragst unsern Freund hier, ob er gern mitmachen möchte.«

»Oh, das war nun ganz groß!« rief das Mädchen mit einem beglückten kleinen Lachen und starrte einen Augenblick die stumme Gestalt auf dem Asphalt ernsthaft an. »Wär mir ungeheuer lieb!« versicherte das Mädchen. »Wär's nicht toll, wenn wir so jemand mit-schleifen könnten?«

»Nun ja –« meinte der junge Mann unentschieden. Dann, als er auf den Mann auf dem Asphalt heruntersah, wallte das weich- und feuchtflüssige Lachen wieder auf, und der junge Mann sagte sanft und schlau zu dem Mädchen: »Ich hasse es, Dich zu enttäuschen, aber mir scheint nicht, daß wir unsern Freund hier mitnehmen können. Sieht aus, als hätte er morgen früh ein großes Weh im Kopf.« Und wieder lächelte der dunkle Mund, wieder wallte das weiche Lachen aus der Kehle.

»Hör auf!« rief das Mädchen ein wenig kreischend aus. »Bist Du aber gemein!« mimte es vorwurfsvoll. »Ich finde ihn süß! Ich finde, es war schlichthin wunderbar, wenn man so jemand mal zu einer Partie mitnehmen könnte! Der Mann sieht doch toll aus«, fuhr das Mädchen fort und blickte neugierig herunter auf den Mann auf dem Asphalt. »Wirklich, toll, weißt Du.«

»Je nun, Du weißt ja, wie es ist«, sagte der junge Mann. »Er war ein großartiger Kerl, als er das Leben noch hatte.« Üppig wallte das Lachen aus der sanften Kehle. »Na, komm schon!« sagte der junge Mann. »Schaun wir, daß wir weiterkommen. Hab Dich 'n biß-

chen im Verdacht, Du möchtest mit ihm anbandeln.« Und lachend und miteinander redend, Nacktheit und Hoffart in den jungen Stimmen, gingen die beiden ihres Wegs.

Es dauerte nicht lang, da stand der Assistenzarzt auf, nahm die Stethoskopstöpsel aus den Ohren und sprach leise und ganz sachlich ein paar Worte mit dem Polizisten, der daraufhin etwas in sein Notizbuch kritzelte. Der Arzt ging die paar Schritte zum Rinnstein und stieg hinten in den Ambulanzwagen ein. Er setzte sich auf den einen Sitz, legte die Beine auf den andern, und sagte zu dem Fahrer: »Fertig, Mike, fahren wir!« Der Wagen fuhr glatt ab, glitt mit einem leisen Klingen der Warnschellen um die Ecke, war weg.

Der Polizist klappte nun sein Notizbuch zu und schob es in die Tasche. Er wandte sich plötzlich an uns, die wir herumstanden. Ein verdrossener Ausdruck lag auf seinem schweren, dunklen, übernächtigen Gesicht. Er spreitete die Arme aus, drängte uns ganz sachte zurück und sagte mit einer geduldig und müde klingenden Stimme: »Schon recht jetzt, Ihr Leute! Schaut, daß Ihr fortkommt! Also weitergehn! Der Fall ist erledigt.«

Und seinem müden und duldsamen Befehl Folge leistend, machten wir uns auf den Weg und gingen davon. Und auf dem Pflaster lag, auf dem Rücken ausgestreckt, der tote Mann, und das große, rohe Gesicht der Gewalt und Stärke war starr nach oben gerichtet, kahl, mit einer fürchterlichen Stille, einer bangemachenden Würde dem Antlitz des kalten und grellen Monds entgegengereckt.

Das war das zweitemal, daß ich den Tod in der Weltstadt miterlebte.

Das drittemal, als ich den Tod in der Weltstadt miterlebte, kam es so: –

An einem Maimorgen im vorigen Jahr ging ich die Fifth Avenue hinauf nach der oberen Stadt. Der Tag war herrlich und strahlte und funkelte, und das ungeheure und zarte Licht im weiten, blau-spröden Himmel war fest und beinah tastbar. Es schien zu atmen, sich zu wandeln, in einem schwärmenden Gewebe aus schillernder und kristallner Magie hin und her zu gehn, es spielte und blitzte auf den Spitzen der großen Turmhäuser, auf den grellen, aufschießenden Fronten

der ungeheuren Bauten, auf der großen Menschenmenge, die unaufhörlich durcheinanderwebend auf der großen Straße dahinströmte, es spielte und blitzte mit lebhaften, tausendfältigen Glitzerspitzen aus Strahlen und Farben, ganz so, als schiene die Sonne auf einen See von Saphiren.

So weit das Auge reichte, die große Straße hinauf und hinab, wälzte sich die Menge dahin mit den trägen und doch sehnigen Windebewegungen eines ungeheuren, glänzend bunten Reptils. Sie schien zu rutschen, voranzukommen, im Volumen anzuschwellen, sich hier zu winden und dort reglos zu bleiben in einem riesenhaften, wogenden Rhythmus der zwar unendlich verworren und kaum zu fassen war, aber doch von irgendeiner zentralen Kraft in unverrückbaren Maßen gehalten die Bewegung des Ganzen voranzutragen schien. So sah der große Schwall dieses Menschenschwarms von weitem aus, aber wenn man nahe daran vorüberging, dann löste sich das Ganze auf in tausendmaltausend füllige, glänzende und lebhaft Bildchen und kleine Daseinsgeschichten, und diese Daseinsgeschichten schienen mir nun alle so natürlich und vertraut, daß

mir war, als kenne ich alle diese Leute, als hielte ich den warmen und fühlbaren Gehalt ihres Wesens in meinen Händen und verstünde und besäße die Straße so, als hätte ich sie selber erschaffen.

Ein stattliches Auto, von einem Chauffeur in Livree gesteuert, glitt schnell an den Bürgersteig heran und hielt; der Türsteher von einem teuren Geschäft, gleichfalls in Livree, eilte dienstfertig-hastig herbei und riß den Schlag auf für irgendeine schöne Frau aus der reichen Oberschicht; die Frau stieg schnell aus, mit hurtig scharfen Bewegungen; sie hatte schlanke Fesseln, ihre kleinen Füße staken in feinen Schuhen; sie sprach mit schnittiger Stimme ein paar kurze Befehls Worte zu dem aufmerksamen Chauffeur, ging dann über den Bürgersteig auf den Laden zu; ein kalter, ungeduldiger Ausdruck lag auf dem lieblichen, aber harten Gesichtchen, und sie ging, den Oberkörper steif haltend, mit schüssigen Bewegungen aus den wohlbeschaffnen, aber gleichsam vom Schneider geformten Hüften. Für sie war diese große Angelegenheit von Verführung, Reiz und Beschmückung, für die sie lebte, – diese unaufhörliche Beschäftigung damit, wie sie ihre schönen

Beine am vorteilhaftesten mit Schuhen und Strümpfen versähe, ihre gediegen wohlgeformten Hinterbäckchen aufs anziehendste zur Geltung brächte, wie sie sich den Teint malen, die Augenbrauen zupfen, die Löckchen brennen, sich parfümieren und maniküren ließe, so, daß sie wie eine exotische Blume und wie ein seltenes und kostbares Schmuckstück aussähe, – in der Tat eine so strenge Lebensaufgabe wie das Geldverdienen für ihren Gemahl, und so ein wichtiges Geschäft konnte sie freilich nicht einen Augenblick lang leicht nehmen oder gar lächelnd erledigen.

Und dann wieder kam ein Mädchen vorbei, ebenfalls lieblich, aber zärtlicher, schlichter, gutherziger, und dieses Mädchen kam geschlenkert, es war fröhlich anzusehen, irgend etwas Farbigen leuchtete an ihm, – ein roter oder blauer Schal oder ein keck-buntes Hütchen –, und das Haar war feingesponnen, und ein paar Strähnen wehten in der leichten Brise, und die Augen waren unergründlich und glühten von katzenhafter Kraft und Gesundheit, und die zarten Hüften wogten bei dem lang- und vollschrittigen Gang, und die festen Brüste waren im Rhythmus mit jedem Schritt, den das

Mädchen machte, und ein ungewisses und zärtliches Lächeln spielte ihm um den Mund, als es vorbeiging.

Und überall strömten Männer und Frauen vorbei, Menschen mit dunklen Augen, dunklen Gesichtern, grauen Mienen, Menschen, die getrieben, hager, verhetzt und fiebrig aussahen, aber es war, als hätte das strahlende Licht, als hätte dieser holdverwandelnde Tag sie alle mit seinem Zauber berührt, so, als wären sie alle nun voll Hoffnung, Heiterkeit und Frohlaune, so, als tranken sie alle wie an einem inneren Quell begeisternder Lebenskraft den herrlichen Rauschtrank dieses Tags.

Auf dem Fahrdamm derweil sausten die glitzernden Maschinen unglaublich schnell vorbei, sie bohrten sich voran wie Wurfgeschosse, wie Kugelkäfer im Flug, und die mächtigen Polizisten mit ihren roten Gesichtern standen wie Türme mitten auf der Straße, und mit herrscherischen Gebärden ihrer wie Signalmaste geredeten Hände hießen sie die Wagen stoppen und starten, geboten sie Eile oder Halt.

Schließlich schienen sogar die warmen Gerüche der heißen Maschinerie wundervoll, der Geruch nach Öl, Benzin und abgenutztem Gummi, der vom bläulich-blanken Spiegel der wütig bewegten Straße aufstieg und sich vermischte mit dem warmen, erdigen und köstlichen Duft von Bäumen, Gras und Blumen aus dem nahegelegenen Park. Mir war zumute, als berste die ganze Straße unmittelbar ins Leben, ganz so, wie es an einem solchen Tag wohl jedem jungen Mann auf der Welt gegangen wäre. Anstatt mich hinzuschmettern und niederzudrücken mit ihrer grausamen und anmaßenden Grelle von Macht, Wohlstand und Zahl, bis ich wie ein namenloses Kleinstteilchen in ihr ertränke, schien die Straße mir nun ein herrlicher Fest- und Karnevalszug tastbaren Lebens zu sein, der große und lärmende Schaumarkt aller Welt, auf dem ich selber selbstsicher als eine der geehrtesten und sieghaftesten Gestalten einherginge.

In diesem Augenblick, als der Park ins Blickfeld rückte, als ich die Bäume in ihrem jungen, zaubrischen Grün sah und auf dem dem Park vorgelagerten Platz das ganze Spielen und Blitzen aus Bewegung, Farbe

und Maschinerie überblicken konnte, blieb ich stehen und begann, mir mit besonderem Interesse die Arbeiter zu betrachten, die gerade gegenüber, auf der andern Seite der Straße, an einem Neubau, der dort errichtet ward, zu tun hatten. Was da entstand, war kein sehr großer, sehr hoher oder sehr breiter Bau; es war ein zehnstöckiges Haus, dessen stählernes Gebälk sich in der kristallinen Luft abhob mit einer so anmutigen und beinah spröden Feinheit, als haften am Rohgerippe bereits leserlich die Eleganz und Geschmacksicherheit des vollendeten Bauwerks.

Ich wußte nämlich, dieses Haus würde für die Firma Stein & Rosen gebaut, und nun ging es mir wie dem Mann, der einst die Hand John L. Sullivans gedrückt hatte, – ich verspürte eine Regung aus Freude, Stolz und Vertrautheit, als ich den Neubau betrachtete. Die Schwester der Frau, die ich liebte, war Direktrice in diesem mächtigen Handelshaus, nach Befugnis zwar nur zweite, nach Talent und Kenntnis aber erste Leiterin des Unternehmens, und von den lustigen Lippen meiner Geliebten hatte ich gar oft vernommen, wie es täglich bei Stein & Rosen zugeht. Sie erzählte von glit-

zernden Wallfahrten reicher Weiber, die ihren Staat bei dieser Firma erstanden, von Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Millionärsgattinnen, Filmstars und all den berühmten Kurtisanen, die kamen und bar bezahlten und das Lösegeld für einen König in Tausenddollarnoten für einen Chinchillapelzmantel auf den Tisch legten, und außerdem erzählte sie mir von den erstaunlichen Sachen, die diese legendären Geschöpfe dann sagten.

Durch die Portale dieses Tempels also würden bei Tag die reichsten Frauen und die größten Huren des Landes eintreten, und eine verbannte Prinzessin würde ihnen Unterkleider und eine verarmte Herzogin Parfüme verkaufen, und Mr. Rosen in Person würde die Ehre haben, sie zu begrüßen. Er würde die Kundinnen mit einer tiefen Verbeugung bewillkommen, würde ihnen die große feste Hand zum Gruße reichen, würde mit seinen großen, perlschimmernden Zähnen lächeln und lächeln, während seine Augen wachsam über den ganzen Geschäftsraum hin und her gingen. Er würde gestreifte Hosen tragen und auf den schweren, dicken Teppichen auf und ab schreiten, und glänzend würde

er sein und machtvoll wie ein wohlgenährter Bulle, und irgendwie auch wie jenes großartige Roß im Buche Hiob, das da im Tale stampfet und zum Laut der Trompeten »Ha! Ha!« saget.

Und den ganzen Tag lang würde man aus allen Abteilungen des Luxusladens nach der Schwester meiner Geliebten rufen, der Schwester, die selten sprach und kaum jemals lächelte. Ohne sie war einfach nicht auszukommen, sie wurde überall verlangt, die reichen Gattinnen fragten nach ihr, und die berühmten Kurtisanen pflegten zu sagen, sie müßten sie unbedingt sprechen. Und wenn die Schwester meiner Geliebten dann zu den berühmten Kurtisanen käme, dann sagten diese etwa: »Ich wünschte mit Ihnen zu sprechen, die andern wissen ja nichts. Sie sind die einzige, die mich versteht, die einzige, mit der ich reden kann«, und dann stellte es sich dennoch heraus, daß die berühmten Kurtisanen nicht *mit* der Schwester meiner Geliebten sprechen könnten, denn diese sprach ja nie. Aber jene wollten sie eben in der Nähe haben, wollten ihr etwas eingestehen, wollten ihre Worte in das Schweigen der anderen ergießen, denn es war so: – wenn die

großen, stillen Augen der Schwester meiner Geliebten die Kundinnen bloß anblickten, da drängte es diese zu reden. Und die ›Rosen‹ lächelten derweil.

Und so, während der ungezählte Menschen-schwarm der Erde an mir vorüberströmte, stand ich da und dachte an diese Dinge und an diese Leute. Ich dachte an den Mr. Rosen und an meine Geliebte und an deren Schwester und an tausend fremde und geheime Augenblicke aus unserem Leben. Ich dachte daran, wie des großen Cäsar Staub in den Mörtel eingehn könne, damit man eine Mauer bewirft, und daran, wie unsre Leben an jegliches andre Leben rühren, das je gelebt ward, und daran, wie in der Luft um uns jeder dunkle Augenblick, jedes verschollne Leben, jede verklungne Stimme und jeder verhallte Tritt einmal auf dem Pflaster geklungen hatte. – »Zu seltsam wär's betrachtet, also zu betrachten.« »Nein, meiner Treu, in keinem Punkt!« – Der Schritt, der da hallte, weckte den Widerhall aus dem Staub Italiens auf, und die ›Rosen‹ lächelten immer noch.

Und mir war, als wäre all das massenhafte und vielfältige Leben dieser großen Erde wie ein Jahrmarkt.

Hier waren die Messehäuser, die Läden, Buden, Schenken und Luststätten, hier war der Ort, wo Menschen kauften, verkauften, Handel trieben, wo Menschen aßen, tranken, haßten, liebten und starben, hier waren die Millionen Moden zu sehn, die die Menschen für ewig hielten, hier war der uralte, immerdar-dauernde Jahrmarkt, und heut abend wird er menschenleer sein, öde und verlassen, und morgen wird er wieder beschwärmt sein, überlaufen von neuen Menschenmengen, und auf den tausendmaltausend Wandelgängen und Budengassen werden sie gehn mit ihren Gesichtern, die Leute, die geboren werden, altern, schlapp machen und sterben.

Sie hören nie den dunklen Flügelschlag aus den oberen Lüften, sie glauben, ihr Augenblick dauere auf immerdar, sie sind so gespannt, daß sie sich selber kaum wanken und altwerden sehn. Sie heben nie die Augen auf zu den todlosen Sternen über dem todlosen Jahrmarkt, sie hören nie die unverstummbare Stimme, die über ihnen in den Lüften raunt, die Stimme, die nie aufhört, gleichviel, was für Menschen leben oder sterben. Fern und entrückt ist die Stimme der Zeit, und

doch sind alle die millionentönigen Stimmen des Lebens in dieses Raunen eingegangen, es zehrt vom Leben und lebt doch oberhalb des Lebens und von ihm getrennt, es zieht brütend um das Leben herum, so, wie ein Strom, der rings um den Jahrmarktsplatz flutet.

Und darum dünkte mich nun alles gut und wundervoll, als ich an diesem strahlenden Tag auf das karge, strängige Baugerüst blickte und wußte, diese Schienen aus straffem Stahl und jene flachen Platten aus modischem Limestone, mit denen bereits die Grundmauer des Gebäudes auf der Schauseite verschalt war und die in ihrer schlanken Eleganz irgendwie wie die Hüften der Frauen waren, die in diesem Gebäude geschmückt werden würden, wären wunderbarerweise aus dem sommerfädenfeinen Stoff von Pariser Kleidern gesponnen, aus den teuersten Parfümen der Welt destilliert, mit allen Listen des Manneshirns ersonnen und aus allem Zauber der Frauenhände geschaffen.

Denn darüber, jenseits und durch das Stahlgestäng hindurch und über dem Puls und Schwall des Lebens in der großen Straße, über dem funkelnden Auf und Ab, dem Hin- und Hergeschiebe des großen Jahrmarkts, da

sah ich plötzlich als grelles Wahrbild das lustige, zarte, rosige, edelschöne Antlitz meiner Geliebten. Und das Wahrbild dieses einzigen Antlitzes schien der Freude eine Zunge, der ganzen Kraft und Glückseligkeit, die ich verspürte, Gewißheit zu verleihen, und das Antlitz war so, als stünde um sein kleines Rund wie Blütenblättchen an einer Blume all die Herrlichkeit und der Glanz und die Vielfalt des Lebens auf der Straße, und ein solches Gefühl der Sieghaftigkeit und des Glaubens wallte in mir auf, daß ich dachte, ich könne die Weltstadt essen und trinken und die Erde besitzen.

Als ich so dastand und den Arbeitern zusah, die am Neubau beschäftigt waren, die kleinen Gestalten beobachtete, die korkleicht mit Weberschiffchenbewegungen auf den Tragbalken hochoben in der kristallinen Luft hin- und herliefen, da, ganz plötzlich und mit jener mörderischen Gleichgültigkeit, mit der das Entsetzliche in Träumen eintritt, geschah es. Neun Stockwerke über dem Erdboden fing eine kleine Gestalt gewandt in einem Kübel die rotglühenden Stahlmieten auf, die eine andre Gestalt mit einer Zange aus der Esse griff und ihr zuwarf. Dieser Arbeiter, der Zuwer-

fer, hatte auf einen Augenblick eine Pause gemacht, um Atem zu schöpfen; er hatte sich, die Zunge in der Hand, abgewandt und einem dritten Arbeiter, der ein Stockwerk tiefer auf dem Tragbalken stand, etwas zugerufen. Derweil hatte der erste Arbeiter, der Fänger, seinen Kübel abgestellt; dankbar für die Unterbrechung stand er aufrecht, eine Zigarette zwischen den Lippen; das kleine Zündholzflämmchen zuckte auf im Becher seiner braunen, hohlgehaltenen Hände. Der Zuwerfer dann, die Kehle noch laut vom Lachen, das irgendein unzüchtiger Satz fetzen, der gewiß nichts mit Stahl zu tun hatte, in ihm auslöste, wandte sich wieder an seine Esse, griff mit der Zunge eine glühende Niete, und während ihm die Kehle noch vom Lachen schlabberte, warf er geschickt im gewohnten Bogen, geistesabwesend, beiläufig, den Feuernagel. Und sofort, in den Widerhall seines Gelächters hinein, brach sein Schrei und überbrachte dem saugenden Geschiebe fehlloser und genauer Maschinerie drunten auf der Straße die furchtbare Botschaft seines menschlichen Irrtums.

Sein Schrei war »Christus!«, und bei diesem Wort, das so selten um der Liebe oder des Mitleids willen

ausgerufen wird, schnellten die entsetzten Augen des andern Arbeiters von dem Zündholz auf das Todesgeschloß, das auf ihn zusauste. Selbst in der Sechsfußspanne Leben, die dem Manne noch blieb, hatte sein Körper Zeit für mehrere Bewegungen. Er wandte sich halbseitwärts, ging in die Kniebeuge, so, als wolle er ins Leere springen, er zog die Schultern hoch, und die großen braunen Hände tappten in einer vergeblichen, unvollendeten Gebärde nach dem Kübel. Dann, halbgeduckt und starr, die Handflächen grotesk, furchtbar, gewissermaßen flehentlich nach außen gekehrt, mit einem Fuß grauenhaft in die dünne Luft tappend, stellte sich der Mann seinem Tod entgegen, bot er ihm die Stirn. Nachdem ihn die Niete getroffen hatte, hielt er noch einen Augenblick stand, starr und in gekauerter Stellung, eine groteske Figur, die mit einem plumpen Fuß vergeblich und gräßlich in der Luft herumfuchtelte, und der ein Strähn herben Rauchs schlängelnd aus dem Gürtel aufstieg. Dann fingen die schäbigen Arbeitskleider jäh Feuer, der Mann taumelte blindlings in die gräßliche Leere und stürzte ab, eine grelle, von einem einzigen Schrei entzündete Fackel.

So stürzte dieser üppige Schrei grellend durch die strahlende und lebendige Luft. Mir schien, der Schrei hätte das Leben prallgemacht, – ich hatte auf einen Augenblick das Gefühl, alles Leben ringsum wäre vollkommen still und reglos geworden bis auf diesen einzigen Schrei. Und vielleicht war es wirklich so. Bestimmt hatte alles Leben am Neubau aufgehört: – wo zuvor das Schlag- und Rattergetöse der Nietmaschinen gewesen war, das Gerassel der Winden und das Gehämmer der Zimmerleute, herrschte nun die Stille einer kataleptischen Trance.

Über der Straße, zart und schnittig in der Blauwetterhelle, schwangen zwei Tragbalken leis in der Umklammerung der Kette, aber alle Maschinerie war abgestoppt. Kauernd und starrend lehnte sich der Mann am Signal nach vorn, die Hand noch immer erhoben in einer Warnung, die dem Arbeitskameraden galt. Der Zwerfer saß rittlings auf einem Tragbalken, er krallte sich mit gekrümmten Händen fest, sein Gesicht war nach vorn gereckt, sein Blick ging in die vollkommene Selbstvergessenheit des Entsetztseins. Der Körper des Getroffenen war wie ein grell-flammender, ölgetränk-

ter Bausch Putzwolle auf die Holzeinfassung gefallen, die das Erdgeschoß des Neubaus vom Bürgersteig trennte, und nach dem Aufprall auf die Straße hinausgeschleudert worden.

Dann brach die Illusion erfrorner Stille, die scheinbar alles Leben in Bann gehalten hatte, jäh ab. Jene Menschenmenge, die sich in der Großstadt auf der Stelle selbst zu erschaffen scheint und wie eine Gorgonensaat jäh aus dem Boden schießt, drängte sich bereits dicht um den Platz, wo der Abgestürzte lag, und mehrere Polizisten waren dort, die fluchend und mit drohend erhobnen Fäusten den immer dichter werdenden Ring der Neugierigen zurückschoben, und diese Neugierigen erinnerten einen furchtbar an Schmeißfliegen, die über ein Aas oder etwas Süßes herfallen. Und all die blitzende Maschinerie auf dem Fahrdamm, – die gerade nun durch die Lichtsignale an der Straßenkreuzung angehalten worden war, – kam wieder in Bewegung.

Einen Augenblick drohte ein längerer Halt, eine Unterbrechung im unvermeidlichen Fluß der Fahrt, weil mehrere menschliche Einheiten in den vorderen Ge-

schwadern, – Einheiten, die zu Augenzeugen des Unfalls geworden waren, – nun unter der heftigen Betäubung des Entsetzens nicht so regelrecht im Klick-klack arbeiten wollten, wie es gute Maschinerie tun sollte, – aber diese menschlichen Einheiten wurden gleichsam mit der Peitsche wieder in Tätigkeit gebracht, und zwar durch einen gewichtigen Verkehrspolizisten, der mitten auf dem Fahrdamm stand, seinen mächtigen Arm wie einen Flegel hin- und hersausen ließ und üppige Flüche in die Luft säte in einem Akzent, der verdickt klang, weil der Mann eine lange, affenartige Oberlippe hatte. Die Fahrtsignale also leuchteten wieder grün, der Lärm der Straße erwachte wieder, die Geschwader heißer Maschinerie krabbelten wieder voran und fuhren davon, ein Heer von Riesenkäfern, das ein Affe antrieb. Und von neuem begann das Getös der Nietmaschinen; hoch droben über der Straße in der blauen Luft drehte sich der lange Hals eines Hebekrans und ließ die ausgewichtete Stahllast an der Klammerkette ein- und niederschwingen.

Die Leiche war bereits in den Neubau hineingetragen worden, die Polizisten gingen wie Bullen auf die

störrische Menge los und zerstreuten sie. In einem geschlossenen Auto saß eine junge Frau, hell vom harten Emaille weltstädtischer Eleganz, und starrte durch das Fenster, eine kleine behandschuhte Hand an die Scheibe geklammert, das Gesicht ganz erfüllt von manikürter Besorgnis. Und während sie hinausblickte, sagte sie in einem fort, halblaut und eintönig: »Schnell! Schnell! Schnell weg von hier!« Der Chauffeur vor ihr auf dem Führersitz war unentwegt bei der Sache. Er war aufgeregt, durfte es aber nicht zeigen. Vielleicht dachte er: »Ich muß sie schnellstens von dieser Stelle wegbringen. Jesus! Was wird der Herr sagen, wenn sie's ihm erzählt!? Kann mir keinen Vorwurf machen. Ich bin doch nicht dran schuld, wenn dem Mann da was passierte. Da muß der sich selber vorsehn. Man kann eben nie wissen, was passiert. Und dabei soll ich gleichzeitig an alles denken.«

Er wagte es und nahm eine Gelegenheit wahr. Glatt und schnell glitt er außen um drei andre Wagen herum und schlüpfte an den fluchenden Chauffeuren vorbei in die erste Reihe gerade im Augenblick, als die Signallichter wechselten. Die Lady lehnte sich, einen Aus-

druck der Erleichterung auf dem Gesicht, ins Polster zurück. Dem Himmel sei Dank! Das war überstanden. George war so smart. Stets brachte er's fertig, die andern zu überflügeln, und man konnte wahrhaftig nie sagen, wie er es fertigbrachte. Diesmal war es ihm wieder wundervoll geglückt.

Ich lehnte mich gegen ein Gebäude. Ich verspürte eine Leere in mir, mir war schwindlig. Mir war, als hätte ich plötzlich nur noch zwei Dimensionen, – als gleiche alles auf der Welt irgendwelchen aus Pappendeckel ausgeschnittenen Dingen ohne Dicke.

»Helle fällt durch die Luft.« Ja; Helle war jählings durch die Luft gefallen, und dazu der ganze markige Gehalt des Lebens. Das Lebendige war aus dem Leben, der Luft, den Leuten gegangen. Was mir blieb, war nur ein Gemälde aus Wärme und Farbe, das meine schauernden Augen mit Verdruß und Unglauben wahrnahmen. Alles auf der Straße ging auf und ab. Mir schien plötzlich, alles wäre dünn, zweidimensional, ohne Körperlichkeit und Fülle. Die Straße, die Leute, die hohen, dünnen Gebäude, – das alles bestand nur noch aus Flächen, Linien und Winkeln. Die Straße hatte keine Kur-

ven mehr; – das einzige Ding, das Kurve hatte, war jener eine, üppige Schrei gewesen.

Und gerade so, wie das mittägliche Licht aus dem Tage gewichen war, so mußte nun, vom zufälligen Entsetzen dieses Todesfalls getroffen, das Wahrbild vom Antlitz meiner Geliebten samt all dem ihr bekannten Leben, das es für mich heraufbeschworen hatte, eine Verwandlung ins Kummervolle und Unbeständige erfahren.

Dort nämlich, wo mir im Augenblick zuvor dieses strahlende, gute und liebe Antlitz erschienen war und mir magische Daseinssicherheit und die Wesenseinheit frohlockender Weltfreude bedeutet hatte, war nun die ganze Zauberwelt von Gesundheit und Leben durch diesen namenlosen Todesfall zerschmettert und im Strom des namenlosen Bluts dieses Verunglückten ertränkt worden, und ich vermochte es nun nicht mehr, das geliebte Antlitz so zu schauen, wie es im Mittag ausgesehn hatte.

Vielmehr war es so, daß das Blut und der Tod das ganze finstere Verderben in meinem Herzen aufgeru-

fen hatten, und die grauenhafte Welt des Tods-im-Leben hatte sich augenblicklich-inständig in mir wieder erhoben mit all ihren tausend Phantomschatten von Irrsinn und Verzweiflung, und unerträglicherweise und auf eine Art, der ich nicht zu begegnen wußte, wie ein unergründliches Mysterium von Liebe und Tod, stand nun das bittere Rätsel dieses Antlitzes aus strahlendem Leben fest inmitten jener Todesschatten, um mich mit seinem unerforschlichen Mysterium in den Wahnsinn zu treiben.

Im Wahrbild von diesem Antlitz nämlich war all das Mitleid und all die wilde Reue der Liebe enthalten, die sterben muß und doch unsterblich ist, der Schönheit, die altern, vergehn und zu einer Handvoll trocknen Staubs zerfallen muß und dennoch höher steht als ein Stern und zeitlos ist wie ein Strom, – Schönheit, die nicht herabgemindert und verwinzigt werden konnte unter der ganzen blinden Entsetzlichkeit des Weltalls und höher war als die höchsten Türme, die der Mensch bauen kann, und dauerhafter als Stahl und Stein.

Und dann erwachten die Todesschemen und wogten um das Antlitz herum, und ich konnte meine Ge-

liebte nun nur in der Sicherheit und Stete und Verfestigung einer ruchlosen und angemäßigten Macht sehen, – einer Macht, gegen die kein Mann aufbegehren, die kein Mann niederzwingen und der gegenüber ich wie ein zur Raserei gebrachtes Tier nichts tun könne als anrennen und dann wie jener Verunglückte mit zerschmettertem Leib und verspritztem Hirn auf dem Pflaster liegen, oder aber grauenhaft rasend mich einem wütigen Tod entgegenwerfen unter den andern namenlosen, gesichtslosen Menschenschwarmatomen der Erde.

Ich sah meine Geliebte unantastbar sicher in einem unermeßlichen, verworrenen und verderbten Weltstadtleben, – einem vergifteten, verkehrten und brachen Leben, das sich in Glätte abspielte in den großen Gemächern der Nacht, das von der unheilvollen Sanftmut und der Eitelkeit des Hasses glänzte, in dem das Wort immer schön und höflich klang und der Blick stets alt und schlimm war vom Jubel einer schmutzigen Zustimmung. Es war dies eine Welt von verrückten Toten, eine in Verderbnissen eingeschlossene, hinter den Wällen unanständigen Reichtums mächtig verschanzte

Welt, eine in den Tod verliebte und auf Untreue lüsterne Welt, eine Welt, so unverschämt in ihrer abgestandenen Satttheit und mit ihrem schreckhaften Gewicht von Zahl und Menge, daß sie an tausend Stellen zuschlagen konnte und ein kleines Menschenleben achtlos zerschmetterte, daß sie alles Lebendige, das ihr zur Zehr gereichte, tötete und verstümmelte, – nicht nur das Herz und den Geist der Jugend mitsamt all der Hoffnung, dem Stolz und der Drangsal im Herzen und im Geist der Jugend, sondern auch Leib und Seele irgendeines obskuren Arbeiters, dessen Namen sie nicht kannte, dessen Tod ihr in ihrer entrückten Unantastbarkeit nie zu Gehör kam, sie nichts anging.

Ich versuchte die Hand meines Hasses an die unermessliche und sich ständig verschiebende Welt von Schatten und Schemen zu legen, aber ich vermochte es nicht. Ich war außerstand, irgend etwas auf einen tastbaren Ursprung zurückzuführen, in seiner schicksaligen Bestimmtheit zu fassen. Worte, Gewisper, Gelächter, selbst eine Unze verräterischen Fleisches, das ganze unermessliche und bewegliche Weben dieser grausamen, phantomischen Welt, – das alles war untastbar,

außer Reichweite und huschte todlos und unbesiegbar hoch über mich hin, – und verständlich war mir nur, daß das alles mich höhnte und mir überlegen war.

Dann, während ich noch dort auf der Straße stand, wick das blinde Entsetzen von mir mit jener zaubrischen Augenblicklichkeit, mit der es stets kam und ging; überall um mich herum schienen die Leute zu leben und sich zu bewegen, und es war Mittag, und ich konnte das Antlitz meiner Geliebten wieder so sehen, wie es war, und ich dachte, es wäre das beste Antlitz von der Welt, und wußte, es gäbe kein Antlitz, das ihm vergleichbar wäre.

Aus der sich verlaufenden Menschenmenge kamen zwei Männer über die Straße herüber, von denen einer in leisem, ernstem Ton zu dem anderen sagte:

»Jesses! Dat Frollein! Haste 's gesehn? Er isser beinah uff'n Kopp gefallen! Awwah sicher, wenn ich Dir's doch sag'! Sie is' in Ohnmacht gefall'n. Sie ha'm se nebenan in 'n Laden geschleppt ... Jesses!« sagte der Mann, und einen Augenblick später dann setzte er im ruhigen Ton vertraulicher Mitteilung hinzu: »Sagmal, –

dat war nu' schon der vierte an diesem Neubau, – dat haste woll noch nich' gewußt, wat?«

Dann sah ich einen Menschen neben mir, einen Mann mit einem stolzen, abweisenden, sensitiven Gesicht, das festgehalten war in der unsehend-blinden Starrheit eines Blicks, der gleichsam durch die Menschen hindurchging und auf etwas Unsichtbares gerichtet blieb. Als ich diesen Mann ansah, bewegte er den Kopf ein wenig, ganz langsam, und sagte mit der dumpfen Stimme von Schwerbetäubten: »Was? – Der Vierte? Der Vierte?«, obschon ihn gar niemand angere-det hatte. Dann hob er die schmale Hand und strich sich langsam, fast mit der Gebärde eines in tiefes Nachdenken Versunkenen über Stirn und Auge, er seufzte sehr müde und langsam, wie jemand seufzt, der aus einer Trance oder einem Opiumrausch erwacht, und ging dann unsichren Schritts weiter.

Dies war das drittemal, daß ich dem Tod in der Weltstadt begegnete.

Was mir später, – nach meiner vierten Begegnung mit dem Großstadttod und im Gegensatz zu diesem –

an den drei ersten Todesfällen, die ich in New York miterlebt hatte, auffiel, ist dieses: – Die drei ersten Male war der Tod gewaltsam eingetreten, und beinahe jeder Umstand von Entsetzen, jähem Schauder, Ekel und Schreck war gegeben, wie er die Herzen derer, die den Tod mitansahen, hätte verkrampfen, ja, Haut und Fleisch dieser Weltstädter mit der Lauge des Grauens hätte überlaufen und verletzen können. Die Leute aber hatten, nachdem die erste Überraschung vorüber war, sich jedesmal augenblicklich mit dem Tod abgefunden, sie hatten ihn mit seiner Gewalttätigkeit, der blutigen Verstümmelung und seinem Entsetzen ruhig hingenommen, ganz so, als ob ein solcher Tod zu den natürlichen Folgeerscheinungen des betriebigen Alltags gehöre. Das viertemal jedoch, als ich den Tod in New York miterlebte, waren die Leute auf eine Art und in einem Maße betreten, bange gemacht, bestürzt und erschrocken, wie sie es zuvor nicht gewesen waren, und dennoch war es so, daß diesmal der Tod so still und leis und natürlich eintrat, daß man hätte meinen mögen, selbst ein Kind könne es ohne Schreck, ohne Überraschung ansehen.

Es trug sich auf folgende Weise zu:

Im Herz und Kern eines wütigen Strudelpunktes mitten im New-Yorker Leben – unterhalb des Broadway am Times Square – stieg ich eines Nachts gegen ein Uhr die Treppe hinunter in den Untergrundbahnhof. Ich kam aus dem Gedräng der großen Straße, ich war ziellos und verwirrt, das alte Chaos, die alte Unrast war in mir, und ich wußte um keinen Ort, zu dem es mich hinzog, wo ich hinzugehen wünschte, und der Flutzeitenschwarm der Menschenatome drängelte und drückte voran mit einer so heftigen Hast, als hätten die Leute es nun ebenso eilig, in ihre Wohnzellen zurückgeschleudert zu werden, wie sie es am Abend eilig gehabt hatten, auf die Straßen hinauszukommen.

So strömten wir aus der offenen Nacht hinunter, wieder hinunter in die schale, brutwarme Stinkluft des Tunnels, wir schwärmten und sputeten uns auf den grauen Zementböden, wir drängten und schoben so wütig unsres Wegs, als gälte es, mit der Zeit um die Wette zu laufen, als winke uns eine große Belohnung, wenn wir's fertig brächten, zwei Minuten einzusparen, oder aber als hasteten wir so schnell wie möglich ei-

nem glorreichen Treffen entgegen, einem glückhaften und schicksalsschönen Ereignis, auf irgendein Ziel zu, das Schönheit, Wohlstand oder Liebe verhieß, und auf dessen leuchtendes Wahrzeichen unsre Augen unentwegt gerichtet wären.

Dann, als ich mein Geldstück in den Schlitz steckte und durch das hölzerne Drehkreuz auf dem Sperrpfosten ging, erblickte ich den Mann, der gerade am Sterben war. Der Schauplatz war ein kleiner, verbreiteter Treppenabsatz, eine Stufenflucht über dem Bahnsteig gelegen, und der Mann saß auf einer Holzbank, die dort stand, linker Hand, wenn man in den Tunnel hinunterstieg.

Der Mann saß da ganz ruhig auf dem einen Ende der Bank, er saß ein wenig nach rechts gelehnt, und sein Ellenbogen ruhte auf der Armlehne der Bank; den Hut hatte er etwas ins Gesicht geschoben, und das Gesicht war halb nach unten gerichtet. In diesem Augenblick war eine langsame, ruhige, kaum wahrnehmbare Bewegung des Atems an ihm zu beobachten, – ein Flatterhauch, ein leises Geseufze –, und der Mann war tot. Gleich darauf ging ein Schutzmann, der den Mann bei-

läufig im Auge behalten hatte, hinüber zu der Bank, beugte sich herab, sprach den Mann an, legte ihm die Hand auf die Schulter und rüttelte ihn. Der Körper des Toten schlotterte ein bißchen, der Arm fiel über die Seitenlehne und blieb so, die Hand hing herab, der schäbige Hut rutschte tiefer in die Stirn, saß nun schief auf dem Kopf, der Mantel war jetzt aufgeschlagen, das kurze rechte Bein steif angezogen. Und gerade während der Polizist ihn gerüttelt hatte, war der Mann grau im Gesicht geworden. Mittlerweile waren ein paar Menschen aus der ständig aus- und einströmenden Menge stehengeblieben, um zu gucken. Sie starrten unbehaglich und neugierig, schickten sich an, weiterzugehen und hielten dann wieder inne. Bald darauf standen ein paar Leute da, sie guckten einfach, sie sagten nichts, von Zeit zu Zeit sahen sie einander mit unbehaglich und verstört fragenden Augen an.

Und doch glaube ich, wir alle wußten, daß der Mann tot war. Mittlerweile war ein zweiter Polizist eingetroffen, er sprach leise mit dem andern, und nun fing auch er an, den Toten neugierig zu mustern. Er trat zu ihm hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und rüt-

telte ihn, ganz so, wie es der erste Polizist getan hatte, und dann, nachdem er leise ein paar Worte zu seinem Kameraden gesagt hatte, ging er schnell weg. Eine oder zwei Minuten später kehrte er zurück, und ein dritter Polizist kam mit ihm. Nach einer kurzen, leise geführten Abrede beugte sich einer von den drei Polizisten über den Toten und durchsuchte dessen Taschen. Er fand einen schmutzigen Briefumschlag, eine Brieftasche und eine schmierige Visitenkarte. Nachdem die drei Polizisten die Geldtasche untersucht und sich den Befund aufgeschrieben hatten, stellten sie sich einfach neben den Toten und warteten.

Der Tote war ein schäbig aussehender Mann von schwerbestimmbarem Alter, aber er war wohl kaum unter fünfzig und wohl auch kaum über fünfundfünfzig Jahre alt. Und hätte jemand lang und weit nach dem wahren Bildnis der Asphaltziffer gesucht, nach der Komposit-Photographie des Menschenschwarmatoms, dann hätte er kein besseres Exemplar für die Art finden können als diesen Mann. Seine einzige Auszeichnung war, daß ihn nichts von Millionen anderer Leute auszeichnete. Er hatte so ein Gesicht, wie man es täglich

zehntausendmal auf den Straßen New Yorks sieht, und an das man sich dann doch nicht erinnern kann.

Dieses Gesicht, das schon zu Lebzeiten fahl, schlaff und locker, von ungesunder Hautfarbe und schwammiger Beschaffenheit des Gewebes gewesen war, war zwar schlechthin und unverkennbar irisch, war das Gesicht eines New-Yorker Iren, – mit diesem dünnlipigen, eingesunkenen, leicht heruntergezogenen Mund, um den doch etwas Loses und Schlaues, ein verstohlener und verderbter Humor, spielte. Und das Gesicht war außerdem mürrisch, es gehörte zur Kategorie ›schlapper Hund‹, es war wehleidig und untertänig, – es war eben so ein Kleinbürgergesicht, wie es zu einem Türsteher vor einem Lichtspieltheater, zum Wächter in einem schäbigen Lagerhaus, zum Schwiegervater eines Schutzmanns gehört, zum Vetter fünften Grades eines Revierwachtmeisters oder zum Onkel einer Gefängnisunteraufsehersfrau, zu einem Türaufschließer, Bürowärter oder Laufboten im Ruhestand, zu einer Kreatur, die im Vorzimmer irgendeines irischen Politikers sitzt und die Frager und Bittsteller abwimmelt, die gelernt hat, am Wahltag pflichtschuldigst für ›die Jungs‹

zu stimmen, die ihr bißchen Anerkennung für geleisteten Dienst und bewährtes Stillschweigen hingeschmissen kriegt, nicht anders als man einem Hund einen Brocken zuwirft, die sich zu aller Dienstbarkeit gewandt bereitzuhalten weiß, die sich schweifwedelnd untertänig und kriecherisch gebärdet vor denen, denen der Stempel der Bevorrechtung und Begünstigung aufgeprägt ist, und sich der ruppig-fauchenden, zuschnappenden, gönnerhaft-überlegnen und unverschämten Unhöflichkeit befließigt vor denen, die keine Macht, keine Vorrechte haben, die kein besonderes Kennzeichen, wie es Gunst heischt oder Vorrang fordert, tragen, das sie in den Augen eines solchen Angestellten größer erscheinen läßt. Ein solches Geschöpf war ganz zweifellos jener Mann gewesen, der nun tot auf der Bank im Untergrundbahnhof saß.

Und dieses Mannes Name war Legion, und seine Zahl war Myriade. Auf seinem grauen Gesicht, auf seinem toten, eingesunkenen Mund saß noch das Gespenst seines jüngst vergangenen Lebens, seiner jüngst verklungenen Rede, und das war so unglaublich, daß wir Umherstehenden glauben mochten, wir hörten jenen

Mann reden und vernähmen wiederum die bekannten Töne seiner Stimme, und dieser Mann in seinem Tun und mit seinen Eigenschaften wäre uns so gewißlich bekannt, als ob er noch am Leben wäre und irgend jemanden gerade anschnauzte: »... Kann ich nich' ändern, ich weiß nischt von der Sache! Alles, was ich weiß, Mister, is', daß ich 'nen Auftrag habe, und der Auftrag lautet, niemanden vorzulassen, der nicht nachweisen kann, daß er mit Mister Grogan verabredet ist. Wie soll ich wissen, wer Sie sind? Wie soll ich sagen können, was Sie hier zu erledigen haben? Was geht mich das an? Nein, der Herr! Wenn Se nich' beweisen können, daß Sie mit Mr. Grogan 'ne Verabredung haben, kann ich Sie nich' vorlassen ... Was Se da sagen, mag ja wahr sein ... kann abah auch sein, daß es nich' stimmt ... Was zum Teufel glaub'n Se denn, daß ich bin? Gedankenleser wohl oder so was? ... Nöh, Mister! Ich kann Se nich' vorlassen! ... Ich habe meinen Auftrag, und weiter kann ich mich an nichts halten.«

Und doch, schon im nächsten Augenblick konnte diese selbe Stimme winseln, konnte sie untertänig etwas einzuwenden oder in gekränktem Ton eine Ent-

schuldigung vorzubringen haben und zu demselben Mann oder auch zu einem andern sprechen: »Ja, warum hab'n Se denn nich' gesagt, daß Sie 'n Freund von Mister Grogan sind? ... Wie konnten Se mich nur im Unklaren lassen drüber, daß Se sein Schwager sind!? ... Hätten Se nur 'n Wort davon verlauten lassen, dann hätt' ich Se auf der Stelle vorgelassen. Sie wissen doch, wie es ist ...« Hier wurde die Stimme gedämpft im Ton kriecherischer Vertraulichkeit, »... Tag für Tag kommt 'n Haufen Kerle her und will rein ins Büro zu Mister Grogan; dabei hab'n se dort gar nischt zu suchen ... Sie vastehn doch, das ist eben der Grund, weil ich so vorsichtig sein muß ... Abah nun, nachdem ich weiß, daß Sie Mister Grogan genehm sind«, ging es schmeichlerisch weiter, »werde ich Sie jederzeit vorlassen. Wer O. K. mit Mister Grogan is', der is *allright*«, erklärte die Stimme im Ton schleimiger Verbindlichkeit. »Sie wissen ja, wie es ist«, erklärte die Stimme flüsternd, und die unangenehme Hand strich mit schlaunen Fingern über den Rockärmel des Angeredeten, »Sie vastehn ja, daß ich's nich' bö's meinte, – ein Angestellter wie ich muß eben vorsichtig sein.«

Ja, das war die Stimme, das war der Mann, so gewiß, als ob sich der tote Mund gerade bewegt, die tote Zunge sich soeben geregt und in ihrer Sprache zu uns gesprochen hätte. Da war er also, noch immer mit dem gelbfahlen Abglanz seines ganzen Daseins auf dem Gesicht, der nun sichtbar und fürchterlich abblaßte und ins Grau des Todes überging. Arme, schäbige, untertänige, kriecherische, fauchende und verderbte Asphaltziffer, armes, mageres, buckelndes, verschmitztes, ränkevolles, trübselig hoffendes und pflichtschuldig dienstfertiges kleines Menschenatom aus der millionenfüßigen Großstadt, armes, trübes, häßliches, schnödes, schäbiges Männchen mit deinem kleinen Gescharr harscher Flüche, ruppiger Schreie und schaller, dürftiger Wörter, mit deinen kläglichen kleinen Absichten und deinen schwachen Vorsätzen, mit deinem Quentchen Hirn, deinem Fingerhut voll Mut und dem ungeheuren Ballast deines stumpfsinnigen und widrigen Aberglaubens, oh, du klägliches, kleines Wesen aus Teig und Talg, du Esser kümmerlicher Speisen und Trinker schlechter Getränke, – Freude, Glanz und Großartigkeit haben auf Erden dein gewartet, aber du

bist auf dem Pflaster herumgekrabbelt und hast ein paar abgestandne Wörter wie Kieselsteine in deiner Kehle scheubern lassen und wolltest von Freude, Glanz und Großartigem nichts wissen, weil ihnen der Geruch deines Herrn nicht anhaftete, weil ihnen des Priesters Weisung nicht galt, weil sie die kleine, kärgliche Zustimmung von Mike und Mary, von Molly, Kate und Patrick nicht hatten, – und heut nacht scheinen Sterne, große Schiffe tuten in der Hafenausfahrt, und Millionen Leute deiner Art und Ordnung gehen stapfend dir zu Häupten ihres Wegs, während du tot hier im grauen Tunnel hockst!

Wir sehn dein totes Angesicht mit Schauder, mit Mitleid und mit Entsetzen an, weil wir wissen, daß du aus demselben Lehm gemacht und mit denselben Eigenschaften versehen bist wie wir. Irgend etwas, das uns allen eignet, Hohes und Niedriges, Gemeines und Heldisches, Seltnes und Gewöhnliches und Herrliches liegt hier tot im Herzen der unaufhörlichen Stadt, und das Schicksal aller lebenden Menschen, ja, das der Könige des Erdreichs, der Fürsten des Geistes, der mächtigsten Beherrscher der Sprache und der todlosen Fin-

der von Versen, all die Hoffnung, all der Hunger und all der erdeverschlingende Durst, die unglaublicherweise im winzigen Gefängnis eines Schädels hausen und das kleine, zwängende Gehäus verrücken und zerrütten können, alles das steht hier auf diesem schäbigen Wahrbild aus verdorbnem Lehm geschrieben.

Der Tote hatte Kleider an, an denen nichts Besonderes auffiel, und wiederum war es so, daß sich aus dieser trübseligen Gewandung die ganzen Eigenschaften des Mannes und seine Stellung im Leben feststellen ließen, ganz so, als ob diese Kleider eine Zunge, einen Charakter hätten und eine eigne Sprache sprächen. Die Kleider sagten, daß dieser Mann sein Lebtag Armut und eine schäbige Sicherheit gekannt hatte, daß sich seine Verhältnisse ein paar Grade über der allaugenblicklich empfundenen Verzweiflung der Landstreicherei und der Elendsarmut und viele Grade unterhalb der wirklichen, bestandfesten und Beruhigung verleihenden Existenzsicherheit gehalten hatten. Diese Kleider sagten, daß der Mann wirtschaftlich von Monat zu Monat statt von Tag zu Tag gelebt hatte, immer unter der Drohung und in der Angst vor irgendeiner Katastrophe,

- Krankheit, dem Verlust der Stellung, dem Altwerden, verhängnisvollen Ereignissen also, die die dürftige Schutzwand, die er zwischen sich und der Welt errichtet hatte, mit einem Schlage zertrümmert haben würden, - niemals frei von der Furcht vor solchen Widrigkeiten, aber doch immer imstand, sie gerade abzuwenden, ihnen gerade zu entgehn oder zuvorzukommen.

Er trug einen ungebügelten, ausgebeulten Anzug, den er ziemlich gut ausfüllte und der das Sackige, Bauchige und Formlose des Körpers angenommen hatte. Der Tote nämlich hatte einen kleinen Spitzbauch und war von mittlerer Fülle und durchschnittlicher Fleischigkeit, was besagte, daß er ein wenig Überfluß gekannt und keinen Hunger gelitten hatte. Der Mann trug einen schmutzigen, alten Hut aus braunem Filz, einen schäbigen grauen Mantel und ein zerfranstes rotes Halstuch, und diese Kleidungsstücke hatten eine Eigenschaft von Abnutzung, Gebrauchtsein und Schäbigkeit, die unnachahmlich war, und die der größte Kostümierungskünstler von der Welt vorsätzlich nie hätte erreichen können.

Das Leben, das Millionen Menschen leben, stand gleichsam aufgeschrieben in diesen Kleidern. In der Art, wie sie sackig geworden waren, wie sie am Körper saßen und hingen, wie die Stoffe schmuggelig und trübselig und fadenscheinig geworden waren, offenbarte sich das schäbige Dasein von Millionen Asphaltziffern, und diese Eigenschaft war so ausgesprochen, so leserlich, daß nun, während der Tote dasaß und sein Gesicht das Leichengrau des Todes annahm, der Körper vor unsren Augen sichtbar zu schrumpfen, abzunehmen, sich seiner letzten Bezogenheit aufs Leben zu entziehen schien, während die Kleider ihrerseits Eigenschaften und einen Charakter annahmen, der bei weitem lebendiger war, als die Form, die sie umgaben.

Und nun war auch das Gesicht des Toten schaurig geworden von jener seltsamen Wirklich- und Unwirklichkeit des Todes, die eine so furchtbare Ironie enthält, denn Gesicht und Gestalt der Toten haben ja, wenn man sie betrachtet, scheinbar keinen größeren Gehalt und Anteil an der sterblichen Fleischlichkeit als Wachfiguren im Schaukabinett; sie scheinen zu lächeln, zu höhnen, zu starren und das Leben in der glei-

chen schaurigen und unwirklichen Weise mimisch nachzuäffen, wie es Wachsfiguren tun.

Die Drehkreuze auf den Sperrpfosten klickten ununterbrochen mit dumpfem, hölzernem Laut, unaufhörlich eilte der Schwarm der Menschen über den grauen Zementfußboden, unablässig mit wüstem Geknirsch und Erschütterungen donnerten drunten auf dem Bahnsteig die Untergrundzüge aus und ein, und von Zeit zu Zeit hielt jemand aus dem vorüberschiebenden Menschengedräng inne, guckte einen Augenblick neugierig auf den Toten und blieb stehn. Um die Bank, auf der der Tote hockte, hatte sich mittlerweile in weitem Halbkreis eine recht ansehnliche Menge geschart, und das Merkwürdige war, daß die Leute sich nicht heranpreßten oder näher zu kommen versuchten, so, wie es die Umherstehenden tun, wenn sich ein gewaltsamer, blutiger oder tödlicher Unfall ereignet hat.

Statt dessen standen sie einfach in diesem weiten Halbkreis um die Bank herum und versuchten keineswegs, näher hinzudrängen; sie sahen einander mit unbehaglichen und bestürzten Mienen an und richteten

leise Fragen aneinander, die gemeinhin unbeantwortet blieben, denn der Angeredete pflegte meist den Frager unsichern und verstörten Blicks anzusehn, dann wegzublicken und ein »Ich weiß nicht« murmelnd sich achselzuckend abzuwenden. Die Zahl der Polizisten hatte sich mittlerweile auf vier erhöht; sie standen einfach stur und untätig neben der Leiche, von Zeit zu Zeit aber, seltsamer-, ja, beinahe komischerweise schienen sie sich zu heftiger Betriebsamkeit aufzurütteln, und dann gingen sie stoßend und schiebend gegen den Ring der Umstehenden vor und befahlen barsch und ungeduldig: »Schluß damit jetzt! Keinen Auflauf machen! Weitergehn! Weitergehn! Sie versperren den Durchgang hier! Weitergehn! Weitergehn! Keinen Auflauf machen!« Und daraufhin gab die Menge jedesmal gehorsam ein wenig Raum frei, die Leute wichen ein paar Schritte zurück, es entstand ein Geschurr von Füßen und ein Durcheinanderschiebe der Personen, und dann – mit der unüberwindlichen Gesetzmäßigkeit, die einem Gummiseil oder einer Quecksilberkugel innewohnt, – rückte die Menge wieder auf zum gaffenden, verstörten, unbehaglich flüsternden Halbkreis.

Die ganze Zeit über klickten die hölzernen Drehkreuze an der Sperre mit dumpfem, totem, ein wenig wie Donner hallendem Ton, und Leute drängten vorüber zu ihren Zügen, und wenn sie derer, die den Toten auf der Bank anstarrten, gewahr wurden, konnte man an ihren Blicken und Gebärden und an ihrem Benehmen alle Verhaltensweisen feststellen, wie sie bei Menschen möglich sind, wenn sie des Todes ansichtig werden.

Manche Leute kamen vorbei, hielten inne, starrten den Toten an und fragten leise im unbehaglichen Flüsterton: »Was fehlt ihm denn? Ist er krank? Ist er ohnmächtig geworden? Ist er betrunken – oder sonst was?« Und da kam es dann vor, daß ein Mann, der dem Toten einen Augenblick scharf ins Gesicht gelugt hatte, laut und herzhaft und mit einer harten, abweisenden, höhnischen Handgebärde antwortete, obschon doch in seiner Stimme etwas Beunruhigtes und Ungewisses mitschwang: »Nöh! Dem fehlt nix! Der Kerl is besoffen, weiter nix! So besoffen, daß er nich mehr gehn un' stehn kann ... Da stellen sich die Leute hin und glotzen die volle Eule an, als ob se noch keenen Besoffnen ge-

sehn hätten!« höhnte der Mann und rief: »Also kommt schon! Gehn wir weiter!« Und er ging mit seinen Begleitern, hart und höhnisch über die Umstehenden lachend, weiter.

Und in der Tat, Positur und Erscheinung dieses Toten, der da, den schäbigen Hut schief in die Stirn gerückt, das eine Bein strack und steif angezogen, die rechte Hand über die Lehne herabbaumelnd, auf der Bank saß, erinnerten so sehr an die Art, wie bewußtlos Betrunkne dazusitzen pflegen, daß viele Leute, sobald sie das schaurig-graue Gesicht sahen, in einem gewissermaßen verzweifelt erleichterten Ton ausriefen: »Ah! Er ist ja bloß betrunken! Kommt! Gehn wir!« und weitereilten, obschon sie in ihren Herzen sehr wohl wußten, daß der Mann tot war.

Andre kamen vorüber, sahen den Toten, wandten sich ärgerlich ab und blickten dann wütend auf die Menge, runzelten die Stirn, schüttelten stark abfällig und betont angewidert den Kopf und murmelten tonlos etwas vor sich hin, ehe sie weitergingen, ganz so, als hätten sich die Leute einer unanständigen und un-

gehörigen Handlung schuldig gemacht, wie anständige und ordentliche Seelen sie verabscheuen.

Eine Gruppe von Juden – drei Frauen und ein halb-wüchsiger Bursch – war die Treppe heruntergekommen und drängte sich nun in den Halbkreis. Die Frauen, furchtsam aneinandergedrängt, starrten, der Junge aber schaute sich auf eine dumme, betroffene Art den Toten an und sagte schließlich mit nervöser, hoher, betretner Stimme: »Was dem bloß fehlt? Ha'm se schon um den Krankenwagen telephoniert?«

Niemand aus dem Ring stillschweigender Menschen antwortete ihm, aber da war ein Taxichauffeur, – ein Mann mit einem rohen, schweren, übernächtigen Gesicht, schwärzlich-fahler, blatternarbiger Haut, schwarzem Haar und schwarzen Augen, ... Kappe auf dem Kopf, Lederjacke, dickem Hemd aus schwarzer Wolle – und dieser Mann drehte sich halb um, deutete mit einer abfälligen Kopfbewegung auf den Jungen, ohne diesen jedoch anzusehen, und sagte in einem höhnischen und geringschätzigen Ton zu denen, die um ihn herumstanden:

»Krankenwagen! Der Krankenwagen! Was zum Teufel soll denn da 'n Krankenwagen? Jesus!« rief er aus. »Der Mann is' tot, und der da möcht' wissen, ob man um den Krankenwagen telephoniert hat!« Wieder schnickte er den Kopf verächtlich nach dem Jungen, und offenbar schienen ihm seine höhnischen und geringschätzigen Worte eine gewisse Selbstsicherheit und Bestimmtheit zu geben. »Jesus!« grunzte er. »Der Kerl is' mausetot, und der da möcht' wissen, ob man um den Krankenwagen telephoniert hat!« Er schüttelte vielsagend den Kopf. »Jesus!« Und er ging seines Wegs, vor sich hingrunzend, hohnlachend und kopfschüttelnd, ganz so, als ginge es über sein Vermögen, die Dummheit und Albernheit mancher Leute zu verstehen und zu billigen.

Der Junge aber starrte mit von Entsetzen und Unglauben gebannten Augen den Toten auf der Bank unverwandt an, benetzte dann seine trocknen Lippen mit der Zunge und fing an, nervös und dumpf und in betretnem Ton zu sprechen.

»Ich seh' ihn nich' atmen, überhaupt nix«, sagte er. »Er bewegt sich nich', überhaupt nix.«

Das Mädchen neben ihm, das sich die ganze Zeit an seinen Arm geklammert hatte, – eine kleine, rothaarige Jüdin mit einem schmalen, mageren Gesicht und einer unheimlich großen Nase, die das ganze Gesicht zu überschatten schien, – zupfte ihn nun nervös und beinahe besessen vor Angst am Ärmel und flüsterte:

»Oh! Gehn wir doch! Schaun wir doch, daß wir hier wegkommen! ... Oje! Ich zittre am ganzen Körper. Oje! Ich bebe ja – guck doch!« Sie hob ihre Hand, die sichtbar zitterte. »Gehn wir doch!«

»Ich seh' ihn nich' atmen, überhaupt nix«, sagte der Junge dumpf und stierte.

»Herrje! So komm doch!« flüsterte das Mädchen wieder flehentlich. »Oje! Ich bin ja so nervees, daß ich zitter' wie das Laub! Ich bebe am ganzen Körper! So komm doch!« flüsterte das Mädchen. »Komm! Laß uns gehn!« Und zu viert, – die drei erschrocknen Frauen und der stumpfsinnige, bestürzt aussehende Bursch, – gingen sie die Stufenflucht hinunter auf den Bahnsteig.

Die andern Leute, die bisher nur dagestanden, einander unbehaglich angeblickt und verstörte, verlegne

und meist unbeantwortete Fragen aneinander gerichtet hatten, begannen nun leise zu reden und zu flüstern, und aus ihren Gesprächen konnte man mehrere Male das Wörtchen ›tot‹ heraushören. Und nachdem dieses Wörtchen ausgesprochen und vernommen worden war, wurden alle Leute sehr still und ruhig. Sie wandten die Gesichter langsam auf die Gestalt des Toten auf der Bank und begannen, mit einem Blick von Neugier, Gebanntheit und einem furchtbaren, zehrenden Hunger diese Gestalt anzustarren.

In diesem Augenblick ließ sich ein Mann vernehmen, und dieser Mann sprach leise und mit einer Bestimmtheit, die an jedermanns Statt festzustellen schien, was jedermann unfähig gewesen war, für sich selber auszusagen:

»Sicher, er ist tot. Der Mann ist tot.« Und die ruhige, sichere Stimme fuhr fort: »Ich hab' die ganze Zeit gewußt, daß er tot ist.«

Und fast zu gleicher Zeit sprach auch ein Soldat, ein hochgewachsener Mensch, der das gefurchte und wetterfeste Gesicht eines Mannes hatte, der lange Jahre

im Heer gedient hat. Der Soldat wandte sich zur Seite und sprach ruhig, im Ton sachverständiger Sicherheit zu einem kleinen Iren mit einem tellerblanken Gesicht, der neben ihm stand.

»Ganz schnuppe, wo einer abhaut«, sagte der Soldat, »jeder läßt halt den kleinen schwarzen Flecken da zurück, nicht wahr?« Er sagte das mit ruhiger, fester Stimme, ganz im Ton des beiläufigen Erwähnens, und beim Sprechen deutete er mit dem Kinn auf einen kleinen, feuchten Flecken auf dem Zement neben dem steif zurückgezogenen Fuß des Toten.

Der kleine Ire mit dem tellerblanken Gesicht nickte sofort zu den Worten des Soldaten und pflichtete im Ton nachdrücklicher Bestätigung bei:

»Da haste recht!«

Und nun kam Bewegung in die Menge. An der Sperre neben den Drehkreuzen machten die Leute respektvoll eine Gasse, und, von zwei Krankenträgern, von denen einer eine zusammengerollte Streckbahre trug, gefolgt, erschien der Arzt.

Dieser Arzt – er war von der Unfallmeldestelle des nächsten Krankenhauses im Ambulanzwagen gekommen – war ein junger Jude mit vollen Lippen, einem ein wenig fliehenden Kinn, einem kleinen, seidigen Schnurrbärtchen und einem recht gelangweilten, hofärtigen und gleichmütigen Ausdruck im Gesicht. Er hatte eine blaue Jacke an und trug eine flache blaue Schirmmütze, die er ein wenig aus der Stirn zurückgeschoben hatte. Schon als er ankam und langsam und gleichgültig über den Zementfußboden herzutrat, hatte er das Stethoskop bereit. Die Tubenstöpsel staken ihm in den Ohren, das Hörrohr hielt er in der Hand. Die beiden Krankenträger gingen hinter ihm her.

Jede Bewegung, die dieser Arzt machte, gab seinem Tun ein Ansehen von Gewohnheit, Langerweile, selbst Verdrießlichkeit, ganz so, als wäre er viel zu oft zu solchen Erledigungen gerufen worden, um nun noch imstande zu sein, irgend etwas dabei zu empfinden. Als er hinzutrat, machten die vier Polizisten Platz für ihn, und ohne die Polizisten zu grüßen, trat er sofort auf den Toten zu, knöpfte ihm den Kragen auf und das Hemd, bückte sich herab und setzte das Stethoskop an. Ein

paar Sekunden lang lauschte er aufmerksam und sehr gespannt, dann ging er mit dem Hörrohr zu einer andern Stelle auf der talgigen, unbehaarten, schaurig aussehenden Brust des Toten und lauschte wiederum aufmerksam.

Während all dieser Zeit zeigte sein Gesicht keinerlei Regung, keine Anzeichen von Überraschung, Bedauern oder von einem entdeckten Befund. Zweifellos hatte der Arzt auf den ersten Blick erkannt, daß der Mann tot war, und tat nun lediglich seine Pflicht und Schuldigkeit, insofern er die Förmlichkeiten erfüllte, die Gesetz und Gepflogenheit in einem solchen Fall erheischen. Während der Untersuchung aber drängten sich die Umherstehenden dichter heran; die Blicke waren mit banger, gebannter, ehrfürchtiger Teilnahme auf das Gesicht des Arztes genietet, so, als erhofften die Leute dort die Bestätigung dessen zu lesen, was sie bereits wußten, oder als rechneten sie bestimmt, ein Ausdruck von Entsetzen, Mitleid oder Bedauern würde auf den Mienen des Arztes erscheinen und somit der Stempel endgültiger Bekräftigung auf ihr eignes Wissen gedrückt werden. Aber auf dem Gesicht des Arztes

war nichts zu sehen als sachliche Absichtlichkeit, pflichtschuldige Spannung und der Ausdruck von Langerweile, beinah von Verdrießlichkeit.

Als der Arzt mit dem Stethoskop zu Ende gekommen war, richtete er sich auf und nahm die Stöpsel aus den Ohren. Dann, ganz beiläufig, zog er die halbgeschlossenen Lider des Toten einen Augenblick in die Höhe, und die Augen des Toten starrten mit einem schaurig bläulichen Glitzen. Der Doktor wandte sich ab und sprach leise ein paar Worte zu den Polizisten, die, Notizbücher aufgeklappt, um ihn herumstanden, ganz mit dem gleichen Gehaben geduldig gepflogener Gleichgültigkeit, und nun auf einen Augenblick sich pflichtbeflissen etwas aufschrieben. Einer der Polizisten richtete kurz eine Frage an den Arzt und kritzelte sich die Antwort auf, und schon war der Doktor wieder am Weggehn. Er ging langsam und gleichmütig weg, gefolgt von den beiden Krankenträgern, von denen keiner irgendeine Spur von Überraschung oder Neugier zeigte. Tatsächlich schien der Tote den Kontrollorganen eines Regimes verfallen zu sein, die mit einer mitleidslosen Präzision arbeiteten, der nicht zu entrinnen

war, eines Regimes, an dessen Dienstvorschriften sich kein Tüttelchen ändern ließ, da sie von allen Amtswaltern – Ärzten, Krankenträgern, Polizisten und selbst den Priestern, der Kirche – mit der verdrießlich-unstrittigen Endgültigkeit genauer Kenntnis befolgt wurden.

Die Polizisten hatten ihre Einträge gemacht und steckten die Notizbücher weg, und nun drehten sie sich herum und kamen mit großen Schritten auf die Menge zu. Sie schoben und drängten die Leute zurück und befahlen barsch: »Weitergehn! Weitergehn! Keinen Auflauf machen! Keinen Auflauf machen!« Aber auch dies taten sie mit dem gleichen Gehaben vorschrittmäßiger Gepflogenheit, verdrießlich und gleichgültig, und als dann die Menge wieder mit rasendmachender, quecksilberhafter Behendigkeit ihre alte Stellung bezog, sagten die Polizisten nichts und zeigten weder Ärger noch Ungeduld. Die Leute standen also wieder im Halbkreis um den Toten herum und warteten unentwegt auf die nächste Entwicklung, die die Dinge auf dem unabänderlichen Dienstweg nehmen sollten.

Und nun, so, als wären die Schranken des Schweigens, der Zurückhaltung und der Scheu gefallen, als wären Verwirrung und Zweifel in den Menschengemütern durch eine klare Feststellung beschwichtigt und niedergeschlagen durch den schlichten Klang des öffentlich ausgesprochenen Wortes ›Tod‹, begannen die Leute so selbstverständlich und natürlich miteinander zu reden, als wären sie seit Jahren befreundet oder bekannt oder hätten vertraulich miteinander verkehrt.

Ein wenig abseits, hinter dem äußeren Ring der Menge, standen drei geschniegelte Nachtgeschöpfe, wie sie zum Bild der großen Straße gehörten, die uns zu Häupten donnerte. Der eine von diesen Männern war ein glatter junger Broadwayiter; er trug einen kesen grauen Hut und einen leichten, grauen Frühjahrmantel, der auf Taille geschnitten war. Der andre war ein Jude von der Sorte, die sich vordrängt und behauptet; er sah bescheidwisserisch aus, hatte eine große Nase, eine aggressive Stimme und ein Geierlächeln. Der dritte war ein kleiner Italiener mit einem fuchsigem Gesicht, einer abscheulich gelben, übernächtigen Haut, schwarzem Haar und glitzernd schwarzen Augen. Alle

drei waren sie mit Anzug und Mantel smart angetan nach der auffälligen, aber billigen Mode, die am Broadway zu Hause ist, und nun hatten sie zusammengefunden, so, als hätten sie einer im andern den Mann von Gehalt, Weltfähigkeit und Lebenswissen erkannt. In einer ganz überlegenen, bescheidwissenden Manier fingen sie an zu philosophieren und bedachten Leben und Tod, die Kürze der Menschentage und die Vergeblichkeit menschlichen Hoffens und Strebens mit den reifen Erfahrungsfrüchten ihrer Daseinserkenntnis. Der Jude dominierte in der Dreimännergruppe; er war der Sprecher, die beiden andern spielten tatsächlich nur die Rolle des Chors, und wenn er mit seiner Lästerlitanei zu einer Atempause gekommen war, nickten sie und brachten bestätigende Redensarten vor wie: »Da ha'm Se recht!« und: »Da gibt's kein Wenn und Aber!« und auch: »Wie ich neulich einem sagte –«, auf welche letztere Bemerkung jedoch keine Mitteilung folgte, da mittlerweile der Hauptredner Atem geschöpft hatte, wieder im Schwange war und kreischend loslegte, etwa so:

»Und da wird nun um Christiwillen von einem Kerl verlangt, er soll für die Zukunft sparen!« Schrilles Hohnlachen. »Für die Zukunft!« Kunstpause, in der das Hohnlachen noch höhnischer vorgetragen wurde. »Wenn man einen Kerl so dahocken sieht, da fragt man sich doch, warum? Stimmt's?«

»Da ham' Se recht!« sagte der Italiener und nickte energisch beipflichtend.

»Wie ich neulich einem sagte –«, begann der junge Broadwayiter.

»Christus!« raunzte der Jude. »Für die Zukunft sparen!! Warum zum Teufel sollte ich, ausgerechnet ich, für die Zukunft sparen?!« begehrte er in gebieterisch heischendem Ton zu wissen, tippte sich kriegerisch aufbegehend mit dem gekrümmten Zeigefinger auf die Brust und blickte sich um, ganz so, als hätte ihm gerade jemand diesen lästerlichen Vorschlag zwangsweise aufgenötigt. »Was soll 'nn das nützen? Morgen kannst du tot sein! Was zum Teufel hat's für 'nen Sinn zu sparen, um Christiwillen? Wir sind ja nur 'n kleines Weilchen hier! Um Christiwillen, da soll man doch soviel wie

möglich dabei herausschlagen, – oder stimmt's vielleicht nicht?« fragte er herausfordernd und blickte sich streitsüchtig um, während die beiden andern ihm schuldigst beipflichteten.

»Wie ich neulich einem sagte«, bemerkte der junge Broadwayiter, »das zeigt wieder mal – –«

»Lebensvasicherung!« kreischte der Jude in diesem Augenblick und lachte laut Hohn. »Die Lebensversicherungsgesellschaften, um Christiwillen! Warum soll denn einer seine Kröten für Lebensvasicherung ausgeben?« fragte er ruppig.

»Nöh! Nöh! Nöh! Soll er nich'!« gurgelte der Italiener zur Bestätigung und lächelte füchsig geringschätzig. »Das is' alles 'n Haufen Quatsch!«

»'n Haufen Gequassel, weiter nischt!« sagte der junge Broadwayiter. »Wie ich neulich einem sagte – –«

»Lebensvasicherung«, höhnte der Jude. »Wollen ei'm diese Bankerte weismachen, daß man ewig lebt? Für die Zukunft sparen, um Christi willen!« fauchte er. »Bißchen was beiseitlegen auf die alten Tage! Um Christiwillen, auf meine alten Tage«, höhnte er. »Dabei

kann's einem jede Minute gehn wie dem Kerl da! Stimmt's?«

»Da ham' Se recht!«

»Etwas beiseitlegen für den Tag, wenn die Sonne nicht scheint! Etwas den Kindern hinterlassen, wenn de abhaust!« höhnte der Mann. »Ei, warum soll denn ausgerechnet ich grade meinen Kindern was hinterlassen? Um Christiwillen!« fauchte er, so empört, als hätten die befugten Vertreter der organisierten Menschengesellschaft und dazu fünfzehn von seinen Sprößlingen just dies in diesem Augenblick mit allem Nachdruck von ihm verlangt. »Nein, der Herr!« erklärte er bündig. »Meine Kinder sollen sich um sich selber kümmern, genau so, wie ich es mußte. Für mich hat kein Mensch was getan. Warum zum Teufel sollte ich mich also abrackern, damit ein Haufen Bankerte eines Tags den Zaster ausgeben kann?! Denen fällt, 's ja im Traum nicht ein, erkenntlich dafür zu sein. Stimmt's?«

»Da ham' Se recht!« bekannte der Italiener und nickte. »Das is' einfach 'n Haufen Quatsch!«

»Wie ich neulich einem sagte – «, begann der junge Broadwayiter.

»Nein, der Herr!« erhärtete der Jude endgültig und lächelte zynisch bitter. »Nein, der Herr! Nein, Mister! Kommt für mich nich' in Betracht. Wenn ick abhaue, dann können se sich alle hübsch um den großen Sarg 'rum vahsammeln«, – er machte eine beschreibende Gebärde – »und dann möchte ick, daß se mir alle mal ganz lang betrachten, wenn ick so daliege. Dschawoll, ganz lange betrachten soll'n se mir und sagen: »Er hat nischt mit uff de Welt gebracht, und mitnehmen tut er ooch nischt, aber –« Die Stimme des Juden wurde lauter, der Ton war eindrucksvoll. »»abah da liegt einah, der ausgegeben hat, was er hatte, und vahsäumt hat er nischt!« Hier hielt er inne, packte mit beiden Händen die Aufschläge seines smarten Mantels, wippte langsam auf den Füßen, vom Absatz zur Zehenspitze, hin und zurück und lächelte ein herbes Kennerlächeln. »Jawoll, der Herr!« versicherte er hart und mit Nachdruck. »Dschawoll! Wenn ick da draußen uff'em Friedhof liege und den Gänseblümchen zum Gedeihn vahelfe, wat jeht mir da der ganze Stuß an? Will nischt 'von wissen.

Wat ick hab'n kann, will ick hier und jetzt hab'n, stimmt's?«

»Da ham' Se recht!« antwortete der Italiener.

»Wie ich neulich einem sagte«, bemerkte nun abschlüssig der junge Broadwayiter mit triumphanter Miene, »man kann eben nie wissen! Nee, bestimmt nich'! Heut läuft man noch rum, morgen is' mer schon weg. Also, warum zum Teufel sollte man?« fragte er. »Man soll soviel wie möglich dabei herausschlagen.«

Und die andern sagten, da hätte er recht, und fingen wieder an, das Gesicht des Toten mit dunkeln, gespannten und gebannten Starrblicken zu mustern.

Auch an andern Stellen hatten nun Leute zu kleinen Gruppen zusammengefunden und begannen auf eine ernste und lebhafte Art zu reden, zu schwatzen, zu erörtern, zu philosophieren und sogar zu lächeln und zu lachen. Inmitten einer kleinen Gruppe, die sich begierig drängend um ihn herumscharte, erzählte ein Mann wieder und wieder, sich unermüdlich wiederholend, was er, der den Toten auf der Bank als erster gesehen hatte, empfunden, gedacht und getan hatte.

»Sicher! Sicher!« rief er aus. »Grad wie ich's Ihnen eben erzählte, so war's. Ich sah, wie er den Geist aufgab. Stand keine drei Schritt weit weg. Sicher! Ich sah, wie er nach Luft schnappte. Dort bin ich gestanden. Genau, wie ich's Ihnen erzählte! Ich geh' zu dem Butz und sag': ›Schutzmann, et wird woll det Beste sein, wenn Se sich mal um det Männecken dort bekümmern‹, sag' ich. ›Mit dem stimmt was nich'. Dem fehlt was.‹ Und sicher! So ist es gewesen. Das erzähl' ich Ihnen ja grade. Dort bin ich gestanden«, rief er aus.

Mittlerweile waren zwei Männer und zwei Frauen hinzugekommen und stehengeblieben. Diese vier hatten alle die schwerfällig-plumpe Gestalt, die stumpfrotglosende Hautfarbe, das dicke, karamelblonde Haar, die verschwommenen Augen und die breiten, grob und unscharf gezogenen, verschmierten Gesichter, wie sie Einwandern osteuropäischer Rasse – Litauern oder Tschechen – eigen. Diese vier glotzten den Toten auf der Bank eine Weile dumm und roh an und begannen dann schnell miteinander zu reden in den groben, dicken Lauten ihrer fremden Zunge.

Und nun war es so weit, daß sich ein Teil der Leute auf den Heimweg gemacht hatte. Der Schwärm von Menschen, die über den zementnen Fußboden nach Hause strömten, hatte sich stark gelichtet, und der Halbkreis derer, die um den Toten herumstanden, war längst nicht mehr so dicht, denn geblieben waren nur die, die – wie Schmeißfliegen um ein Aas herum – bleiben würden, bis die Leiche weggebracht würde.

Eine junge Negerin, eine Prostituierte, kam herein und ging die Treppe hinunter; sie sah sich bei jedem Schritt behend um und lächelte mit dünnen, karmingschminkten Lippen ein gräßlich leeres Lächeln. Als sie den Kreis von Menschen sah, kam sie auf ihn zu, und nach einem leeren Blick auf die Bank, auf der der Tote saß, fing sie an, schnell nach links und rechts zu äugeln und ihre weißen, glänzenden, spröd aussehenden Zähne zur Schau zu stellen.

Das schmale Gesicht dieser jungen Negerin war eigentlich von einem hellen Kupfer-ton, aber nun so mit Rouge und Puder verschmiert, daß es einen schauderhaften, zwielichtigen Gelb- und Blaurothauch angenommen hatte. Die schwarzen Wimpern waren mit Po-

made so behandelt, daß sie wie starre, ölige Dornen um die großen, dunklen Augen herumstanden, und das schwarze Haar war gewellt und gleichfalls mit einer Pomadeschicht bedeckt.

Sie trug ein dunkellila Kleid und hatte sehr hohe, rote Absätze an den Schuhen. Sie hatte das breite Becken und die langen, dünnen, häßlichen Steckenbeine, die man häufig an Negerinnen beobachten kann. Ihre Erscheinung war gleichviel grauenhaft und verführerisch mit diesen flechsig dünnen Beinen, den breiten Hüften, der köterhaften Hautfarbe, dem mageren, leeren, kleinen Hurenfrätzchen, den schmalen, karmingeschminkten Lippen und den dünnen, glänzenden Schneidezähnen, ganz so, als wäre das letzte Kleinstteilchen von ihrem Zwitschervogelhirn einer krankhaften, unersättlichen Sinnlichkeit in den heißhungrigen Schlingrachen geworfen worden, und ihr wäre nichts geblieben als diese dünne, gefirnißte Hülse von einem Gesicht und die blöde, sinnliche Entsetzlichkeit dieses Lächelns, das blank und schamlos hin- und herblitzte im Ring der wartenden Männer.

Der Italiener mit dem füchsigen Gesicht – der Jude und der flotte junge Broadwayiter, die zuvor bei ihm gestanden hatten, waren mittlerweile gegangen – machte sich verstohlen von der Seite an die Negerin heran und stellte sich hinter sie. Dann drückte er sich sachte an sie, seine glitzernden Augen zehrten die ganze Zeit mit einem reptilischen Starren an ihr; schließlich preßte er sich mit dem Körper ganz dicht an ihre Hinterbacken, und sein Atem lag heiß auf ihrem Nacken. Die Negerin sagte kein Wort. Ganz schnell, das grelle Lächeln der blöden und sinnlichen Leere im Gesicht, blickte sie sich um, und im nächsten Augenblick ging sie flink im Steppschritt auf den hohen roten Absätzen und den langen flechsigem Beinen weg. Sie blickte sich ein paarmal schnell nach dem Italiener um, und die geschminkten Lippen leuchteten, die blanken Zähne blitzten ihm ein paar lockende Einladungen zum Nachsteigen zu. Der Italiener renkte verstohlen den Hals am Hemdkragen entlang, das füchsige Gesicht wurde verschmitzter, die dunklen Augen glitzten, der Mann blickte sich sichernd um und stieg dann schnell hinter der Dirne her. In der Eingangshalle, jenseits der

Sperre, holte er sie ein, und die beiden gingen zusammen weiter.

Noch immer klickten die Drehkreuze mit dem dumpfen, stumpfen, hölzernen Knarrton, und verspätete Fahrgäste kamen vorbei, und ihre schlürfenden Schritte klangen hohl auf dem Zementfußboden, und am Zeitungsstand verkaufte der Händler seine gedruckte Ware und blickte gelegentlich, müde und gleichgültig herüber auf den Toten und auf die Leute, und auf dem freien Platz um die Bank herum standen mit unentwegter, unerschütterlicher Ruhe die Schutzleute und warteten. Ein Mann war hinzugekommen, war über den freien Platz gegangen und sprach nun mit einem der Polizisten. Der Polizist war ein junger, stämmiger, stiernackiger Kerl mit einem kräftigen, dunkelroten Gesicht. Er brachte die Worte aus dem Mundwinkel hervor und sprach dabei leise mit dem Mann, der Fragen an ihn richtete und Einträge in ein kleines, schwarzes Notizbuch machte. Der Mann hatte ein gelbliches, schwammiges Gesicht, müde Augen, ein schlabberiges Doppelkinn.

Die Leute, die noch übrigblieben, hatten aus ihren Gesprächen begierig den letzten Tropfen Nährsaft gesogen; sie standen nun wieder stumm umher und starrten den Toten an mit unersättlichen Blicken, mit Blicken, die etwas Dunkles, Zehrendes, Klebriges, ja, fast eine physikalische Körperlichkeit hatten und am Beobachteten geradezu festgeleimt schienen.

Mittlerweile war mir etwas Erstaunliches widerfahren. Auf die gleiche Weise, wie mir zuvor die Gestalt des Toten zusammenzuschrumpfen, sich von den Kleidern abzulösen und sichtbar vor aller Augen die Beziehungen zu einem Dasein aufzugeben schien, mit dem sie nichts mehr zu tun hatte, so änderten sich nun unglaublicherweise die Eigenschaften von Raum und Licht, und der Schauplatz schien sich in seinen Dimensionen unerhört zu verwandeln.

Mir war, als vollzöge sich dieser Wandel der Raumdimensionen sichtbar und von Nu zu Nu vor meinen Augen -: die Gestalt des Toten wurde kleiner und in die Tiefenflucht gerückt, während der graue Zementraum um sie herum an Ausdehnung ungeheuer zunahm. Die Spanne, die den Toten von den Polizisten

trennte, und die Spanne, die uns Zuschauer von den Polizisten trennte, dazu der Abstand zu der mit Kacheln verschalteten rückwärtigen Wand des Untergrundbahnhofs, alles das schien mir nun größer, breiter, höher und länger geworden und dehnte sich auf eine fürchterliche Weise aus, während ich hinsah. Es war, als sähen wir nun alle den Toten über eine unmeßbare und einsame Entfernung hinweg an; er wirkte wie eine einsame, winzige Gestalt auf einer Riesenbühne und gewann gerade durch seine Winzigkeit und Einsamkeit eine bangemachende Würde und Großartigkeit.

Und nun war mir auch, als ob er, der Tote, den Blick der lebendig-toten, graugesichtigen Nachtmenschen, die dunkel und unersättlich hinstarrend an ihm zehrten, seinerseits mit einem gelassenen Blick todloser und unentwegter Ironie erwidre, mit einem furchtbaren Blick von Hohn und Verachtung, der so lebendig wäre wie der dunkle Blick der Starrenden und aufimerdar dauern würde.

Dann, plötzlich, wie sie gekommen war, schwand diese Schau, und alle Dinge, Formen und Entfernungen

schwammen aus der Verzogenheit zurück ins Gefüge der richtigen Sicht. Ich sah den Toten vor mir auf der Bank im grauen Raum des Treppenabsatzes sitzen, und die Leute sahen wieder aus, wie sie aussahen und waren. Und nun drangen abermals die Polizisten auf die Menschen, die um mich herumstanden, ein und drängten sie zurück.

Die Leute aber brachten es nicht über sich, von diesem kleinen, einsamen Wahrbild des stolzen Tods abzulassen, denn Menschen halten stets der leblosen Hülle die Treue und behüten und bewachen sie und sehen sie an, bis die blinde Erde sie aufnimmt und bedeckt. Der Tote saß so steif da mit seiner grotesken, betrunkenen Würde und seinem dünnen Lächeln, und nun vermochten es die Leute nicht, ihn allein zu lassen, weil der stolze Tod, der dunkle Tod, weil die einsame Würde des dunklen, stolzen Tods so großartig auf dem schäbigen Wahrbild dieses Gestorbenen lag, weil sie begriffen, daß keine Gewöhnlichkeit, Gemeinheit oder Schäbigkeit der Welt – und auch Wut, Unmaß und Menge der millionenfüßigen Stadt nicht – auf einen einzigen Augenblick etwas an der unsterblichen Würde

des Todes, des stolzen Todes, ändern könne, selbst wenn sie auf der armseligsten Asphaltziffer der Straßen lag.

Und so konnten sie nun nicht von dem Toten lassen, denn sie hegten eine Art Liebe und Treue für ihn, und der stolze Tod saß da so großartig vor ihnen und hatte zu ihnen gesprochen und hatte gemacht, daß sie nackt und hüllenlos dastanden; und sie waren es doch, die große Türme gegen den stolzen Tod gebaut und sich vor ihm in grauen Tunnels versteckt hatten, die versucht hatten, seine Stimmen mit dem rohen, bestürzenden Radau ihrer Straßen zum Verstummen zu bringen, aber der stolze Tod, der dunkle Tod, der stolze Bruder Tod ging nun in ihrer Stadt um und war höher als ihre höchsten Türme und sieghaft selbst dann, wenn er ein schäbiges Kleinstteilchen aus gemeinem Lehm berührte, und alle ihre Straßen waren stumm, wenn er sprach.

Und so sahen sie ihn bang und entsetzt und demütig an, sahen sie ihn mit Liebe an, denn der Tod, der stolze Tod, war erschienen an Plätzen, die ihnen bekannt und vertraut waren, und sein Gesicht hatte

fürchterlich geleuchtet in der grauen, makelhaften Luft, und er hatte seine Zunge, seinen Schritt, seine Würde gegen den verdrießlichen und rohen Brauch von zehn Millionen eingesetzt, er hatte sie schließlich nackt gemacht und ihre keifenden und lästerlichen Zungen zum Schweigen gebracht, und am Wahrbild ihres armseligsten Mitmenschen hatte er ihnen gezeigt, welches Weges sie gehen würden, welche Bängnis, welches Entsetzen sie umhüllen würde, – und deswegen standen sie einsam und still und verängstigt vor ihm.

Dann wurden die letzten Vorschriften des Gesetzes erfüllt und die Riten der Kirche eingehalten, und der Tote wurde ihrer Sicht entzogen. Der Leichenwagen der Polizei war eingetroffen. Zwei Mann in Uniform kamen schnell die Treppe herunter. Sie hatten eine zusammengerollte Streckbahre dabei. Die Bahre wurde auf dem Zementfußboden aufgerollt und gestreckt, schnell wurde der Tote von der Bank gehoben und auf die Bahre gelegt, und im gleichen Augenblick trat ein Priester aus der Menge und kniete neben der Leiche auf dem Fußboden nieder.

Er war ein junger Mann, feist, gepflegt, bleich, weltlich und unpriesterlich, er hatte ein Schweinsgesicht und auf seinen vollen, weißen Kinnbacken lag der schwarze Rasierschatten eines starken Barts. Er war schwarz gekleidet, hatte einen feinen schwarzen Mantel mit einem Sammetkragen an und trug einen schwarzen steifen Hut; sein Halstuch aber war aus feiner weißer Seide. Als er niederkniete, nahm er den steifen, runden Hut andächtig ab und legte ihn neben sich. Sein Haar war sehr schwarz, feingesponnen wie Seide; auf dem Scheitel war es ein wenig gelichtet. Der Priester kniete schnell neben dem Toten auf der Bahre nieder, hob eine weiße, behaarte Hand, und als der das tat, rissen sich die fünf Polizisten knapp und stramm die beschirmten Helme vom Kopf, sie standen still, militärisch, die Kopfbedeckung auf der Brust, links, in Herzhöhe, und der Priester sprach ein paar schnelle Worte über dem Toten, die niemand verstehn konnte. Im nächsten Augenblick hatten auch ein paar Männer aus der Menge linkisch den Hut abgenommen. Alsdann erhob sich der Priester wieder, er setzte bedächtig seine Melone wieder auf, zupfte seinen Mantel und sein

Halstuch zurecht und trat in die Menge zurück. Das Ganze war in einer Minute vollzogen, – erledigt mit der gleichen unmenschlichen und beinah verdrießlichen Förmlichkeit, wie sie der Arzt vom Ambulanzwagen zur Schau getragen hatte.

Dann bückten sich die beiden uniformierten Träger und faßten die Handgriffe des Streckgestells; nachdem sie sich mit einem leisen Wort verständigt hatten, hoben sie die Bahre. Sie setzten sich langsam in Schritt, aber schon bei der ersten Bewegung fingen die grautalgigen Hände des Toten an zu rutschen, und nun flappten sie über die seitlichen Ränder der Streckbahre, und bei jedem Schritt, den die Träger machten, baumelten und schuckelten sie so, daß es grotesk anzusehn war.

Daraufhin sagte einer von den Trägern kurz zum andern: »Halt! Eine Minute! Abstellen! Jemand muß ihm die Hände festbinden.«

Die Bahre wurde abgestellt, ein Polizist kniete neben der Leiche hin, zog schnell die Krawatte des Toten aus dem Kragen, den der Arzt aufgeknöpft hatte und

der nun weit offenstand, so, daß man den messingnen Kragenknopf im Halsband des Hemds und die runde, grünlich verfärbte Druckstelle auf dem gelblich-toten Hautgewebe des Halses sah. Der Polizist nahm die Krawatte des Toten, – es war ein schmutziger, verkordelter, rot-und-weiß-gestreifter Bindschlips, – und band damit schnell die Handgelenke des Toten zusammen.

Dann hoben die Träger wieder an und gingen weiter. Die Polizisten gingen vorneher, schoben die Leute zurück und befahlen: »Zurückgehn hier! Zurückgehn! Platz machen! Platz machen! Platz machen!«

Die Hände des Toten hielten nun stille, sie waren ihm überm Bauch zusammengebunden, aber seine schäbigen alten Kleider schlotterten und seine graugelben Wangen bebten leis bei jedem Schritt, den die Träger machten, und auch die klaffenden Enden des Kragens flappten steif. Das schmutzige weiße Hemd war vorn zum Teil aufgeknöpft, und man sah ein Stück tote, knochige, talgig-gelbe Brust, und der verdrückte alte braune Hut war nun so weit ins Gesicht hineingerutscht, daß er mit dem Rand auf der Nase saß, und dies, zusammen mit dem dünnen Lächeln um den ein-

gesunkenen Mund, erhöhte den grotesken und grauenhaften Eindruck von Betrunkenheit.

Was das übrige betrifft, jene verwesliche Substanz, die dieses Mannes Körper gewesen war, nun, sie schien zu einem Beinahe-Nichts verschrumpft und verhutzelt zu sein. Man war sich ihres Vorhandenseins nicht mehr bewußt. Sie schien verloren, abhanden gekommen und unkenntlich geworden zu sein in dem Haufen schäbiger alter Kleidungsstücke, – einem alten grauen Mantel, verkumpelten alten Hosen, einem alten Hut und einem Paar aus- und abgetretner Schuhe. Woraus der Mann nun tatsächlich noch zu bestehn schien, war dies: – ein Hut, ein dünnes, grotesk betrunkenes Lächeln, zwei bebende Wangen, zwei flappende Kragenflügel, zwei graue, schmierige, mit einem verkordelten Schlips zusammengebundene Pfoten, ein schäbiges Bündel abgetragener, trübseliger, durch nichts Besonderes ausgezeichneter Kleider, die sich leise regten und schlotterten bei jedem Schritt, den die Träger machten.

Die Träger gingen behutsam und doch schnell, sie gingen durch die Sperre und nahmen dann die Stiege

in einem dunklen Notausgang, über dem ›Exit‹ stand. Als sie die Bahre auf der schmutzigen eisernen Treppe mit einem Ruck anhoben, rutschte die Last ein wenig, und der braune Hut fiel zu Boden. Man sah nun das grau-schmutzige Haar des Toten. Einer von den Polizisten hob den Hut auf, sagte zu einem der Träger: »O.K., John, ich hab' den Hut!« und ging hinter der Bahre her die Stiege hinauf.

Es ging nun schon gegen Morgen, es war fast halb vier, und am Himmel leuchteten große und zarte Sterne in der unermesslichen und fliederfarbnen Dunkelheit, und die Nacht war zwar noch kalt und voll kühler Frische, aber das ganze einsame und jubelhafte Frohlocken des Frühlings war in ihr. Weit weg, halbgehört, ungemein traurig, freude- und kummerwild blökte ein Schiff in der Dunkelheit, tutete ein großes Boot in der Hafenausfahrt.

Die Straße lag dunkel und fast verlassen da, sie war so still und ruhig, wie so eine New-Yorker Straße je werden kann um jene kurze Stunde, in der des Tages ganzer Furor aus Lärm und Bewegung sich ein Weilchen gelegt hat, um Atem zu schöpfen, während das

Leben sich auf einen neuen Tag vorbereitet. Leere Taxis, wie mit einem Drillbohrer vorangetrieben, wie Wurfgeschosse im Flug, kamen dann und wann vorbei; in Abständen hörte man Leute auf den Bürgersteigen gehn, und der Hall ihrer Tritte klang hohl wie der Schritt von Nachtwachen; an den Straßenkreuzungen glühten die Lichter der Fahrverkehrssignale grün und rot und gelb, – kleine, harte, einsame Glutbälle, deren Glanz das Herz irgendwie mit starker Freude und Siegesgefühlen erfüllte, wie sie zum wilden Frohlocken der Nacht, ausfahrender Schiffe, der Frühlingszeit und des April gehören. Ein paar Blöcke die Straße hinauf, dort, wo zuvor das Nachtleben mit strahlendem Glitzer-erglanz gebrannt hatte, unermesslich, wie ein Riesentrübebecken,' von dem ein staubstiebige, sämiges, maßlos grelles Licht aufschießt, dort war der schändliche Glanz nun trübe geworden, stumpf, nur noch fahl, zu einem bräunlichen Glosen herabgedämpft.

Als die Träger aus dem Untergrundbahnhof herauskamen und auf den grünen Totenwagen der Polizei, der vor dem Notausgang am Rinnstein geparkt stand, zugen, hatten sich ein paar Taxifahrer mit dunklen,

trüben Gesichtern auf dem Bürgersteig neben der Tür versammelt, und als nun die Träger mit ihrer Last über den Bürgersteig gingen, trat einer von den Taxifahrern aus der Gruppe heraus, ging hinter der Bahre her, zog untertänig-ehrfürchtig die Kappe vor dem Toten und sagte beflissen:

»Taxi, der Herr! Taxi!«

Einer von den Polizisten – der, der den Hut des Toten trug, – hielt plötzlich inne, wandte sich lachend um, hob spaßhaft drohend den Knüttel und sagte zu dem Taxifahrer:

»Scher Dich weg, Du Hundsknochen!«

Dann, noch immer lachend, sagte der Polizist: »Jesus!« und warf den Hut des Toten in den grünen Wagen, in den die Träger bereits die Bahre mit der Leiche geschoben hatten. Einer von den Trägern schloß die Tür am Wagen, dann ging er nach vorn, wo der andre Träger bereits auf dem Fahrersitz saß, zog eine Zigarette heraus, zündete sie in den harten, hohlgehaltenen Händen und mit schiefgezognem Munde an, setzte sich dann neben den Fahrer und sagte: »O.K., John.« Der

Wagen fuhr schnell ab. Die Polizisten sahen ihm nach. Dann redeten sie noch ein Weilchen miteinander, lachten ein wenig, sprachen leis und ruhig von Plänen, Vergnügungen und dem Dienst, der ihnen bevorstünde, und schließlich wünschten sie alle einander Gute Nacht und trennten sich. Zwei gingen die Straße hinauf, auf das dumpfe, bräunliche Glosen der Lichter zu, drei gingen die Straße hinunter, wo sie dunkler, ruhiger, verlassener war, und wo grün, gelb, rot im Wechsel die Signallichter aufglühten.

Der Lustigmacher von einem Taxifahrer, der dem Toten auf der Bahre seine Dienste angeboten hatte, wandte sich scharf herum zu seinen Berufsgenossen. Er machte eine Miene, die feststellte, daß der Vorfall abgeschlossen wäre, raunzte spaßhaft:

»Na, wat sagste nu, Jung?! Wat sagste nu?!« und fuhr dabei mit gespreizten Händen schnell und scharf nach einem seiner Gefährten. Dann gingen die Taxifahrer zusammen weg, auf die Reihen ihrer blinkenden, stummen Maschinen zu, sie spaßten, lachten, behaupteten und stritten mit ihren schrillen, höhnischen Stimmen.

Und ich blickte wiederum auf und sah den todlosen Himmel, das hehre, besternte Antlitz der Nacht, und dann hörte ich die Schiffe auf dem Strom. Und augenblicklich wallte in mir ein ungeheures Gefühl von Gesundheit und Hoffnung und starker, schwallhafter Freude auf, und ich war wie ein Mensch, der zwar weiß, daß er vor Durst wahnsinnig ist, aber doch Ströme, wirkliche Ströme, am Rand der Wüste erblickt, und ich wußte, ich würde nicht wie ein tollwütiger Hund im Dunkel des Tunnels ersticken und sterben. Ich wußte, ich würde das Licht wiederum sehn, würde neue Küsten kennenlernen und in fremde Häfen einfahren und wiederum, wie ich es einst getan hatte, neue Lande und den Morgen erleben.

Darum, ihr unsterblichen Geschwister, stolzer Tod, strenge Einsamkeit und holder Schlaf, ihr teuren Freunde, mit denen vereint ich immerdar leben werde, habe ich aus der Leidenschaft und dem Gehalt meines Daseins diesen Preis auf euch erdacht: –

Dir, stolzer Tod, der du so großartig auf den Stirnen kleiner Menschen liegst, dir zuerst! Stolzer Tod, stolzer Tod, den ich so viele Male im Dunkeln sah, wenn du zu

namenlosen Menschen kamst, Tod, was hast du je berührt, das du nicht mit Liebe und Mitleid berührt hättest? Stolzer Tod, wo wir immer dein Antlitz sahen, kamst du mit Erbarmen, Liebe und Mitleid und hast uns allen, Tod, deinen mitfühlenden Schiedsspruch von Gnade und Entlassung gebracht. Hast du nicht die verzweifelten Leben derer, die nie ihr Heim fanden, aus der Verbannung zurückgeleitet? Hast du nicht deine dunkle Tür aufgetan für uns, die noch nirgends Türen zum Eintreten fanden, und uns Obdach gegeben, die wir obdachlos, türlos, trostlos immerdar auf den Straßen des Lebens hingetrieben wurden? Hast du uns nicht deine schlichte Zehr geboten, Tod, auf daß wir unsern Hunger stillten, der zu rasendem Heißhunger geworden war an der Speise, von der er zehrte, und uns das Ziel gesteckt, wie wir es suchten und nie fanden, die Sicherheit und den Frieden gegönnt, nach denen unsre überbürdeten Herzen verlangten, und uns in deinem dunklen Haus die Ruhe bereitet, ein Ende gesetzt all der qualhaften Wanderschaft und der Unrast, die uns ständig voranpeitschte? Stolzer Tod, stolzer Tod, nicht um der Glorie willen, die du zur Glorie des

Königs hinzubrachtest, nicht um der Ehre willen, die du den Würdigen und Berühmten zuerkanntest, stolzer Tod, auch nicht um der endgültigen Magie willen, die du auf die Lippen des Genius legtest, sondern, Tod, weil du so glorreich zu uns kamst, die wir zuvor keine Glorien kannten, so stolz und erlaucht uns antratest, deren Leben namenlos und im Dunkel gelebt wurden, weil du uns allen, den Namenlosen, Gesichtslosen, Stimmlosen, den kleinen Leuten auf Erden, das bange Chryisma deiner Großartigkeit gibst, und weil ich dich, Tod, so genau gesehn und erkannt und so lang mit deiner Schwester, der Einsamkeit, gelebt habe, deswegen, Freund, hab' ich keine Angst mehr vor dir, deswegen hab' ich diesen Preis auf dich erdacht.

Nun, Einsamkeit immerdar und die Erde wiederum! Dunkle Schwester und strenge Freundin, unsterbliches Angesicht aus Dunkelheit und Nacht, mit dem ich meines Lebens halbe Frist verbrachte und mit dem ich zusammenhausen werde immerdar bis zu meinem Tod, – was sollte ich zu fürchten haben, Einsamkeit, so lang du bei mir bist? Heldische Freundin, Blutsschwester des stolzen Tods, dunkles Angesicht, sind wir nicht zu-

sammen Millionen Straßen entlanggegangen, nicht zusammen auf den großen, wütigen, nächtlichen Zufahrten umhergestreift, haben wir nicht zusammen und allein die stürmischen Meere gekreuzt und fremde Länder bereist und sind wiedergekommen, um wiederum auf dem Kontinent der Nacht umherzuwandeln und abermals der Stille der Erde zu lauschen? Sind wir nicht tapfer und glorreich gewesen, Freundin, wenn wir zusammen waren, und haben wir nicht dieser Erde Triumph, Freude und Herrlichkeit erlebt, – und wird es nicht wieder so werden mit mir, wie es damals war, wenn du zu mir zurückkehrst? Komm zu mir, Schwester, in den Wachen der Nacht, komm zu mir im geheimen und stillsten Herzen der Dunkelheit, komm zu mir, wie du immer kamst, und bring sie mir noch einmal, die alte unbesieglige Kraft, die todlose Hoffnung, die Freude und das sieghafte Zutrauen, das wieder die Schanzen der Erde erstürmen soll.

Komm zu mir über die Felder der Nacht, liebe Freundin, komm zu mir auf den Rossen deines Bruders, des Schlafs, und wir wollen wieder der Stille der Erde und der Dunkelheit lauschen, dem Herzschlag der

Schläfer lauschen, wenn mit dem sachten und rauschenden Donnern ihrer Hufe die fremden, dunklen Rosse des großen Schlafs wieder ankommen.

Sie kommen! Schiffe rufen! Die Hufe der Nacht, die Rosse des großen Schlafs kommen heran unter ihren Mähnen aus Dunkelheit. Und immerdar fließen die Ströme. Tief wie die Flutgezeiten des Schlafs fließen die Ströme. Wir rufen!

Sie kommen; meine großen dunklen Rosse kommen! Mit dem sachten und rauschenden Donnern ihrer Hufe kommen sie, und die Rosse des Schlafs galoppieren, galoppieren über das Land.

Oh, sacht, sacht galoppieren die großen, dunklen Rosse des Schlafs über das Land. Die Flutgezeiten des Schlafs schwellen über Amerika hin; unter den Flutgezeiten des Schlafs und der Zeit schwimmen fremde Fische.

Schlaf nämlich hatte sich quer über die abgespannten Tagesgesichter gelegt, und zur Nachtzeit, im Dunkeln, in all der Schlafstille von Städten und Städtchen sind die Gesichter von zehn Millionen Menschen fremd

und dunkel geworden wie die Zeit. Im Schlaf liegen wir alle nackt und allein, im Schlaf werden wir eins mit dem Herzen der Nacht und der Dunkelheit, und schlafend sind wir fremd und schön; wir sterben nämlich in der Dunkelheit, und wir kennen dann keinen Tod, denn da ist kein Tod, da ist kein Leben, keine Freude, kein Kummer und keine Herrlichkeit auf Erden außer dem Schlaf.

Komm, milder und großmächtiger Schlaf, und laß deine Flutgezeiten schwellen über Amerika hin! Oh, Sohn des unvordenklichen Verlangens, Bruder des Tods und meiner strengen Gefährtin, der Einsamkeit, du Bringer von Frieden und dunklem Vergessen, Heiler und Erlöser und lieber Zaubrer, höre uns! Komm zu uns über die Felder der Nacht, über die Ebenen und Ströme der immerdardauernden Erde und bring die Arznei, die das große, verworrene Wesen dieser Welt und die Wut, das Weh und den Wahnsinn unsrer Leben löst! Versiegle die Wandelgänge unsres Gedenkens, stiehl uns zärtlich und fein unsre Leben hinweg, lösche die Wahrbilder verlornen Liebe, verlornen Tage und all

unsern uralten Hunger aus, großer Verwandter, heile uns!

Oh, sacht, sacht galoppieren die großen, dunklen Rosse des Schlafs übers Land. Die Flutgezeiten des Schlafs schwellen herein in die Herzen der Menschen, sie fließen dahin wie Ströme durch die Nacht, sie fließen dahin mit Gesaug und mit der Fülle ihrer dunklen, unergründeten Kraft in die Millionen Taschen des Landes und über die Ufer des ganzen Erdreichs. Sie fließen dahin mit der ganzen Gewalt ihrer vorwärtsströmigen, unaufhaltsamen Flut über den Kontinent der Nacht, über die weithin und breithin aufgefaltete, unsterbliche Erde, bis die Herzen aller Menschen vom Gewicht, das sie drückt, befreit, bis die Seelen aller derer, die je in Angst und Mühsal Atem holten, geheilt, beschwichtigt und erobert sind vom weiten, zaubrischen Walten des dunklen, stillen, allumfassenden Schlafs.

Schlaf fällt wie Stille auf die Erde, er erfüllt die Herzen von neunzig Millionen Menschen, er wandelt wie ein Zauberbann in den Bergen und wallt wie Nacht und Dunkelheit über die Ebenen und Ströme der Erde, bis tief auf dem Tiefland und hoch auf den Hügeln Schlaf

süß dahinfließt, Schlaf sanft sich ausgießt, – oh, Schlaf!
– Schlaf! – Schlaf!

Am Rande des Krieges

... Brutal heißer August des Jahrs, in dem der Krieg endete; – hier sind vier Momentaufnahmen vom Antlitz der Kriegszeit; – die erste vom Langley Field in Virginia, dem großen Flugplatz, wo rohgezimmert die Werkshuppen und Bürobaracken der Firma stehen, die Flugzeuge baut. Aus einer Tür kommt vorsichtig zurückweichend, die weißen Zähne zu einer gräßlichen Angst- und Haßgrimasse gebleckt, ein Neger, die kräftige Gestalt halbgeduckt, affenhaft, gleichviel bereit zum Ansprung wie zur Flucht, die Arme mit den großen schwarzen Pranken in Abwehr vor sich haltend, während er unter der brutal erbarmungslosen, glasigen Augustsonne Schritt für Schritt nach rückwärts tut über den grauenhaft brachen, unbegrasteten, trocken-harten Lehmboden, die weißen Augäpfel starr in einem Ausdruck stummer, unergründlicher Angst, stummen, unergründlichen Hasses, stummen, unergründlichen Abscheus gerichtet auf die schwerfällig schlapsige Ge-

stalt eines Weißen aus den Südstaaten, – wohl ein Werkmeister oder Aufseher –, der einen Knüppel in fleischiger Faust schwingend auf ihn eindringt und schrill, dickzüngig keifend, mit der Gurgelstimme von Blutlust und Totschlag kreischt: »Das Gedärm stampf ich Dir aus dem Bauch, gottverdammter schwarzer Bankert! Das Hirn schlag' ich Dir zu Brei!« und brutal zuschlägt mit dem Knüppel, der auf den Negerschädel kracht mit dem schauerhaften, pralldumpfen, kurzdröhnigen, nun übers Feld hinweg hörbaren Laut, den Holz macht, wenn es jäh auf Knochen trifft. Hinter dem Dickwänstigen her kommt ein anderer Weißer, ein Büroschreiber, der kleine, mägerliche Jasager der Erde, eine Ratte in Hemdsärmeln, schnell wie eine Ratte, wenn es gilt, sich ins Schlupfloch zu verkriechen, schnell wie eine Ratte, wenn es gilt, bei einem Totschlag, bei dem die eigne Sicherheit gewährleistet ist, zugegen zu sein; die Rattenzähne gebleckt, kommt er hinter seinem schlapsig schwerfällig anschiebenden Beschützer her, untertäniger Sekundant der Furcht, kriecherischer Adjutant des Mords, und sein Gesicht ist weiß wie ein Laken und verkrampft von der Furcht

und Lust des Feiglings dort mitzutun, wo ohne Erbar-
men und ohne Vergeltung Totschlag verübt werden
kann, und die erbarmungslose Sonne grellt heiß, sie
blitzt auf der Spange an der Strippe, die den sprödge-
bügelten Hemdsärmel umspannt, und glitzert stumpfme-
tallblau auf dem Lauf des kleinen, beinahe rechteckigen
Revolvers, den der Schreiber mit zitternder Hand sei-
nem auf Blut verseßnen Meister anbietet, wozu er, vor
lauter Aufregung flüsternd, sagt: »- Hier! ... Nehmen Sie
doch, Mister Bartlett! ... Schießen Sie den Bankert
über'n Haufen, wenn er sich wehrt!«

Derweil weicht der Neger dauernd zurück, langsam,
sein entsetzter, weiß-starrer Haß- und Angstblick ist
nun nicht mehr auf den Feind gerichtet, sondern auf
das bösglitzende, blaue Stahlrohr, die Arme aber
streckt er noch blindlings und vergebens gegen den
verhaßten Bedränger aus, und das schwarze Gesicht,
das zunächst nur von einem Gerill hellroter Bäche
übertonnen war, wird nun zu Blutbrei geschlagen mit
dem Knüppel, der mit dem schauerhaften, dröhnen-
den Krachlaut niedersaust.

»Gottverdammter schwarzer Hund!« Die Stimme klingt dickzünftig schrill, schleimig, von Mordlust erstickt. »Ich werd' Dich lehren!« Krach! Die Knorpelknochen der breiten, schwarzen Nase werden von dem Schläge knirschend zermalmt. »... Ob sich ein gottverdammter Nigger unterstehn kann, einem Weißen zu widersprechen!« Krach! Ein flegelwuchtiger, grauenhaft plumper Schlag auf den Mund, und der Mund wird augenblicklich zu einer blutigen Schmiermasse, durch die der Neger mechanisch (seine Augen bleiben auf das blauglitzende Stahlding gerichtet) Bruchstücke seiner gediegenen, nun zerschmetterten Zähne ausspuckt. »Ich schlag' Dir den Hirnkasten ein, gottverdammter schwarzer Bankert! Ich zeig' Dir, ob Du's kannst!« Krach! Der Schlag kracht mitten auf den wolligbehaarten Schädel, und nun ist die Kopfhaut bis herunter zum Ansatz der niedern Stirn aufgerissen, und die kräftige schwarze Gestalt taumelt wie betrunken und bricht nieder. Unter der Wucht weiterer Schläge fällt der schwarze Kopf nach vorn, die Arme sind immer noch blindlings zur Abwehr ausgestreckt, nun sinkt der Schwarze mit einem Knie auf die schnöde, hartgeback-

ne Lehmerde, der Kopf ist ganz nach vorn auf die Brust gefallen, die kniende Gestalt, vollkommen blutüberströmt, schaukelt, von den Schlägen schwankend, blindlings hin und her, die Arme werden still, bis sie der Schwarze von sich streckt und – das Gesicht zur Seite – vornüber hinstürzt, und dann kommt die abschließende, übelkeiterregende Roheit: – der Tritt mit dem Schuh in das blutbreiige, bewußtlose Gesicht–; und dann kommt Stille: – nichts mehr zu hören außer dem schweren, erstickten Schnaufen des Dickwansts, und weiter nichts mehr zu sehn als hinter ihm das weiße Rattengesicht mit den rattenhaft entblößten Fangzähnen der Furcht und dem stumpfblauen Lauflicht auf dem giftigen Stahl.

Wiederum des Feiglings Herz voll Furcht und Haß, des Feiglings Lust an einseitigem Totschlag und gefahrlosem Morden, wiederum die Ratte, die sich aus dem Schiffbruch ihrer Selbstachtung zu retten weiß, – diesmal aber ist sie in Khaki eingekleidet und mit einer Dienstpistole ausgerüstet und reitet das hohe Roß der Berechtigung. Drei junge Leute, Angestellte der Flugmaschinenbaugesellschaft, gehen nach dem Nachtes-

sen im schwindenden Abendlicht, in der hereinbrechenden Dunkelheit, auf dem Flugfeld spazieren. Sie gehen am Ufer entlang über das flache Marschland, sie unterhalten sich, und jeder erzählt den andern von seiner Heimat, von dem Städtchen, aus dem er stammt, von den Großstädten, in denen er gewohnt, von den Schulen und der Universität, die er besucht hat, und dann sprechen sie von dem geplanten Ausflug, den sie am Wochenende, wenn Zahntag gewesen ist, gemeinsam unternehmen wollen. Ohne es gewahr zu werden, sind die drei in die Nähe einer Flugzeughalle gekommen, in der eines von den neuen Kriegsflugzeugen, mit denen die Regierung hier Versuche anstellen läßt, untergebracht ist. Der Soldat, der dort auf Posten steht, hat plötzlich die drei erblickt und kommt schnell auf sie zu, die Hand an der Pistole, die noch in der ledernen Gürteltasche steckt, die kleinen, verstohlenen Augen zu Schlitzeln verengt. Gesicht der Großstadtrate, trocken, grau, heimtückisch, pickelübersät, die talgigen Lippen, die raspelnde Stimme, das Geschnarr weniger ruppiger Flüche, die kieselsteinern brache, unlebendige Redeweise der Großstadtrate.

»Was sucht Ihr d'nn hier, Ihr vaflixten kleenen Bankerte? Wer hat Euch jesagt, daß Ihr hier an de Halle 'rankommen dirft?«

Einer von den drei Jungen, ein pausbäckiger Bursch aus den unteren Südstaaten, rotwangig, hochblond, blauäugig, freundlichen Wesens und langsam mit der Sprache, versucht zu antworten:

»Ei, Mister, wir dachten ja gar nicht ...«

Blitzschnell hat die Ratte dem Jungen auf den Mund geschlagen; die widerliche Pfote hat ihre Fleckenspur auf der roten Wange hinterlassen, den ekelhaften, fauligen, unauslöschlichen Abdruck, der auf immer in der Seele des Jungen brennen wird.

»Ich scher' mir 'n Dreck drum, wat De denkst, kleiner Pinkel! Noch ein Wort aus Deiner Klappe, und ich schieß Dir die Scheiße aus'm Gedärm!« Er hat nun die Pistole aus der Ledertasche gerissen und hält sie schußfertig in der Hand; mit der einzigen, brennpunkthaften Heftigkeit des lähmenden Entsetzens und gebannten Nichtglaubenkönnens sind die Augen der drei

Burschen auf den stumpfblaublinkenden Stahllauf genietet.

»Schert Euch hier fort, zum Teufel!« schreit der Held und gibt dem Jungen, den er gerade auf den Mund geschlagen hat, mit der freien Hand einen heftigen Stoß. »Zur vaflixten Hölle, schert Euch hier fort, Ihr drei! Mit mir könnt Ihr nich' rumfackeln, Ihr kleen Pinkel!« faucht er, der große Mann, und seine zu Schlitzen verengten Augen glitzern schlangenhaft, und die tödliche Drohung steht ihm auf dem Gesicht geschrieben, während er einen Schritt nach vorn macht. »Noch ein Wort aus Eurer vaflixten Klappe, und ich schieß Euch die Scheiße aus dem Gedärm! Marsch! Fort! Ihr Pinkel! Schert Euch zur Hölle, eh' ich Euch eine reinjage!«

Und die drei Jungen, betreten, bestürzt, schamerfüllt und all der Freude und Hoffnung beraubt, mit der sie zuvor von ihren Plänen gesprochen haben, haben sich auch schon umgedreht und gehen nun stillschweigend weg, und die dumpfe Schande und der rohe, ätzende Haß, den dieses Antlitz des Kriegs in ihnen ver-

ursacht hat, das schmerzt und schwärt in ihren Herzen.

Und nun – ein Wahrbild der baren Mannesgier, roh und drangsätig in ihrer unverhüllten Nothaftigkeit, wüst und achtlos wie heftig jäher Heißhunger, dem jede Zehr zu nehmen und zu reißen recht ist, – dieses hier –: über die Brücke hinweg, über den Bahndamm hinweg, drunten in der Negersiedlung der Hafen- und Werftstadt Newport News in Virginien, unter den Kneipen, Bordellen und schadhafte Mietskasernen jenes dreckig-trübseligen, abscheulichen Viertels – ein einstöckiges, rüdes Holzhaus, ungestrichen, aus Tannenbohlen zusammengezimmert mit der unziemlichen Hast, die die Kriegszeit erzeugt hat, damit hier jener Lust gefrönt werden könne, die so unbändig und unstillbar ist wie der Hunger und so alt wie das Leben selber, der Mannesnot freundloser und unbehauster Männer aus aller Welt.

Der durch eine unverkleidete Bretterwand abgeteilte Vorderraum sieht absichtlich-scheinbar aus wie ein Lunchroom, in dem alkoholfreie Getränke ausgeschenkt werden; da stehen Tische, und auf den Ti-

schen stehen in Haltern fliegenverdreckte Speisekarten, auf denen ein halbes Dutzend Gerichte verzeichnet sind, Speisekarten, die kein Gast je ansieht; ein hölzerner Schanktisch ist eingebaut mit einem trübseligen Bühnenrequisitarium von lauwarmem ›Sodapop‹; in einem trüben kleinen Glaskasten liegen ein paar Zigarettenspäckchen, daneben steht eine Kiste billiger Zigarren; und unter einem fettfleckigen Humidor-Glassturz liegen mehrere vertrocknete, mit Käse und Schinken belegte Brote, die da sind, seit der Ausschank aufgemacht wurde, und da sein werden, bis der Krieg herum ist.

Alle Tische im Raum sind vollbesetzt, und zwischen ihnen bewegen sich; Kellnerinnen darstellend, aber auf ihr wahres Gewerbe bedacht, in dünnen, kaum etwas verhehlenden Überkitteln die Dirnen. Die Männer, die an den Tischen sitzen, gehören meist der in keiner Klassenordnung unterzubringenden Sorte derer an, die sich treiben lassen und herumstreunen, eine Zeitlang arbeiten, dann wieder lungern und sich durchhungern, die bald im Gefängnis sitzen, bald wieder auf freiem Fuß herumlaufen, bald in Dreck und Elend verkommen,

hungrig und glücklos sind, auf den Achsenstangen oder in den rostigen Frachtwagen der Güterzüge reisen und sich nachts in den brodelnden Schlupfwinkeln der Stromerdschungel geschwind etwas zu essen klauen, und bald wieder, von kurzfristigem Wohlstand geschwollen, großtuerisch auftreten, – es sind Strolche, Herumtreiber und Halbvagabunden aus der großen, namenlosen, obdachlosen, wurzellosen, nirgends einzureihenden Horde, die das ganze Gebiet der Staaten beschwärmt.

Sie sind die Menschenschlacken der Erde. Harte, schäbige, narbige, gefurchte Gesichter, gewöhnliche, stumpfe, magere Mienen. Diese Männer sehen immer so aus, als wären sie gerade diesen Morgen am Bahnhof einer ganz andern Stadt aus einem Güterwagen gekrochen, oder aber als wären sie, sich gleichmütig und beiläufig umblickend, dort aus einem Personenzug gestiegen, ein Köfferchen aus Papiermache in der Hand, in dem sich ein zweites Hemd, zwei Kragen und ein Schlips befinden. Die Legende von großen Entfernungen jedoch steht leserlich auf ihren Erscheinungen geschrieben, – eine Art atomischer Vereinsamung. Jeder

von diesen Menschen ist wie ein wenig Rost, das unter einsam-hochgewölbten Himmeln obdachlos auf der ungeheuer-unbändigen Erdwildnis hin und her geschleudert wird, – wie schmieriger, grauschmutziger, brauner Rost, der am Bremsengestäng eines beladenen Güterwagens hängt, – ist gewissermaßen eine Schlacke von einem Menschen, – nackt, wurzellos und namenlos fährt er im Raum herum, und alles, was einst persönlich und einzig in seinem einen Leben war, ist ihm entzogen; er ist dieser großen Öde aus Rost, Eisen und Schutt und den einsamen, unmittelbaren Entfernungen anheimgefallen, in denen er nun lebt, durch die er so oft schon geschleudert worden ist.

Und so ein Atom findet schließlich sein Ende – vielleicht an irgendeiner unbekanntem Stelle auf dem wüsten Antlitz des Kontinents, – zerborsten, Blutschmier auf dem Schotter zwischen den Schienen, ein im Gebrüll der stampfenden Räder verlornen Schrei, Gedärm um eine Achsenstange gewunden, kleine, unerklärliche Blutspuren, Hirnteilchen und Knochensplitter auf den Geleisschwellen, – oder aber bloß ein Bündel von altem, schmutzigem Braun und Grau, das morgens in ei-

ner schäbigen Tordurchfahrt zusammengesackt ist, auf einer Großstadtstraße oder unter einem Hochbahnstrang liegt, bloß ein Bündel Lumpen und Knochen, kalt und leblos dann, das die Polizei mit dem Karren abholen läßt, etwas, das im Tod genau so namenlos und vergessen bleibt, wie es im Leben namenlos und vergessen war.

Von dieser Sorte also sind die meisten Männer, die nun in diesem rüden Freudenhaus an den Tischen sitzen und sich mit berechnet abwartenden oder unentschiednen Mienen verstohlen-behutsam umblicken und manchmal, wenn sie einander ansehen, ein heimlich verschmitztes, etwas dämliches Lächeln lächeln.

Was die Weiber anbetrifft, die diesen Männern aufwarten, nun, es sind Huren, meist aus den Großstädten der Nord- und Mittelweststaaten eingereist, brutal habgierige, raubsüchtige Geschöpfe mit stumpfen Augen, harten Zügen und jenem Gesichtsausdruck des Mitgenommenseins, der Überanstrengung und der Erschöpftheit, der von der mechanischen Ausübung ihres Gewerbes kommt, eines Gewerbes, bei dem sie in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zu ergattern und

festzuhalten hoffen. Sie haben harte, schnarrende, herausfordernde Stimmen und eine beinahe absichtlich betonte, unbeholfen übertriebene Art, sich gemein und unanständig auszudrücken, jene berechnete und allzunachdrückliche Rauhschnäuzigkeit, die man oft bei den Armen in großstädtischen Elendsquartieren antrifft, – dort sogar bei kleinen Kindern, – ein ständiges Sichergehen in Flüchen, Schmähungen, Anwürfen, Hohnreden, Drohworten und unflätigem Schimpf, – eine Gepflogenheit, die wirklich von der furchtbaren Angst kommt, in der diese Menschen leben, ganz so, als befürchteten sie in der feindlich-wüsten, raubgierig-rohen Umwelt, in der sie bitter ums Dasein kämpfen müssen, mit einer lebenswürdigeren, wärmeren, entgegenkommenderen Art von Rede und Gebärde sich selber zu verraten, dadurch ihren Mitmenschen aufzufallen und sich somit den Anrempelungen, Drohungen, Herrschsüchten und Dominiergelüsten preiszugeben, vor denen sie Angst haben.

Ganz so steht es mit diesen Weibern. Überallher durch die dichten Rauchschwaden im Raum kann man sie hören, – raspelnde Stimmen, harsches Hohnlachen

und streitsüchtiges Gekeif, Sätze und Gesprächsfetzen, in denen dauernd, überflüssig, verschwenderisch, übertrieben, mit eintöniger Brutalität dieselben Flüche und gemeinen Ausdrücke wiederkehren, – und am meisten wohl hört man Wendungen wie diese: »Jesus Christus! Was zur gottverdammten Hölle mach' ick mir da draus? Kommen Se! Also, was woll'n Se? Ich hab' keene Zeit zum Rumfackeln. Wenn Se möchten, dann kommen Se mit und zahlen, und wenn Se nich' möchten, dann scher'n Se sich zur gottverdammten Hölle hier 'raus!«

Und doch! Selbst hier, unter diesen armen, ausgepumpten, von Furcht besessenen Weibern ist in der Tat noch wie ein klägliches Überbleibsel ein unzerstörbarer Rest von Leben zu Hause, eine gewissermaßen begrabne Zärtlichkeit, der ängstliche, fast scheue Wunsch, unter jenen Hergelaufenen, Verlorenen und Ruinierten, denen sie dienen, etwas wie Freundschaft, gütiges Entgegenkommen, ja, sogar Liebe zu finden.

Und der scheue, aber innige Wunsch nach wärmeren und zarteren Beziehungen in der Ausübung selbst dieses Gewerbes äußert sich zuweilen auf beinah drol-

lige Weise. Diese Weiber gehen, auf Kundschaft bedacht, von Tisch zu Tisch, und wenn sie dann ein Mann ruppig-rah, wie es hier üblich ist, mit einem roh herausgeraunzten Fluch begrüßt, dann erwidern sie ihm im gleichen Ton; spricht sie ausnahmsweis aber einmal einer ruhiger an und gönnt ihnen ein freundlich-gütiges Lächeln, dann versuchen sie auf pathetisch-lächerliche Art die Kokette zu spielen, sie dämpfen ihre raspelnden Stimmen zu einem heiser-blechernen Flüstern, pressen sich vertraulich an den Gast, bringen ihre puderbetupften, schminkeverschmierten Gesichter ganz nah an seines und ködern ihn mit kläglich vorgespigelter Verführerischkeit, etwa so:

»Hallo da! Großer Junge! ... Sitzen Sie aber einsam und allein da! ... Kommen Se sich nich' ganz verlassen vor? ... Wollen wohl 'n bißchen Gesellschaft haben, wie? ...« Dieses heiser geflüstert mit einem gräßlichen Schmunzeln um die rotverschmierten Lippen, während sich die Frau enger an den Gast anschmiegt. »Wie wär's denn mit 'nem bißchen Unterhaltung, Schatz? ... Na, komm nur mal mit! ...« Dies eindringlich im Ton der

guten Zurede. »... Ich zeig' Dir mal, wie es ganz großen Spaß macht!«

Auf eine solche Lockung hin ist der junge Mensch von seinem Tisch aufgestanden, hat, von einer Frau begleitet, den vollgerauchten Vorderraum verlassen und tritt nun durch eine seitliche Tür in den Korridor, an dem, durch dünne Bretterwände voneinander abgeteilt, die Bordellkojen liegen.

Hier wird einem sofort klar, daß es weiter nichts zu tun gibt als zu warten. Den ganzen Korridor entlang stehen Paare Schlange und warten, bis so ein Gefaß auf kurze Frist für sie frei sein wird, denn sämtliche Kojen sind zur Zeit, wie man sieht und außerdem hören kann, besetzt.

Die Frau, der sich der junge Mensch angeschlossen hat, ruft beim Eintreten in den Korridor, einer andern Frau, die ganz vorn in der Reihe steht, zu: »Hallo! May! ... Haste Grace gesehn?«

»Ä-äh«, macht die also Angeredete, während sie den Rauch ihrer Zigarette aus der Nase kräuseln läßt, und erklärt dann mit raspelnder Stimme im Ton der